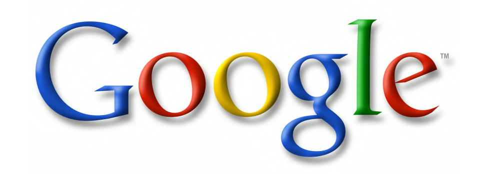
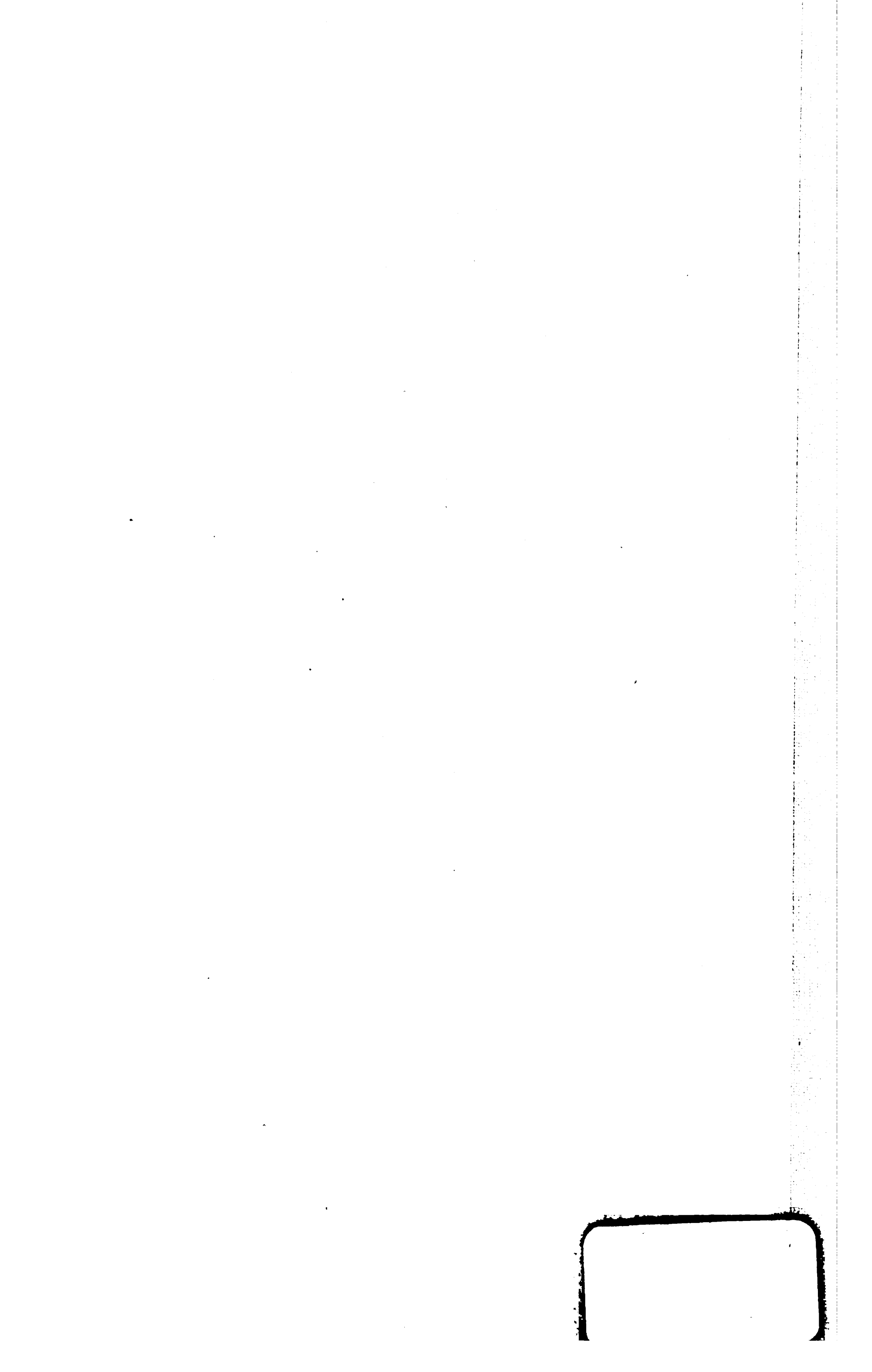
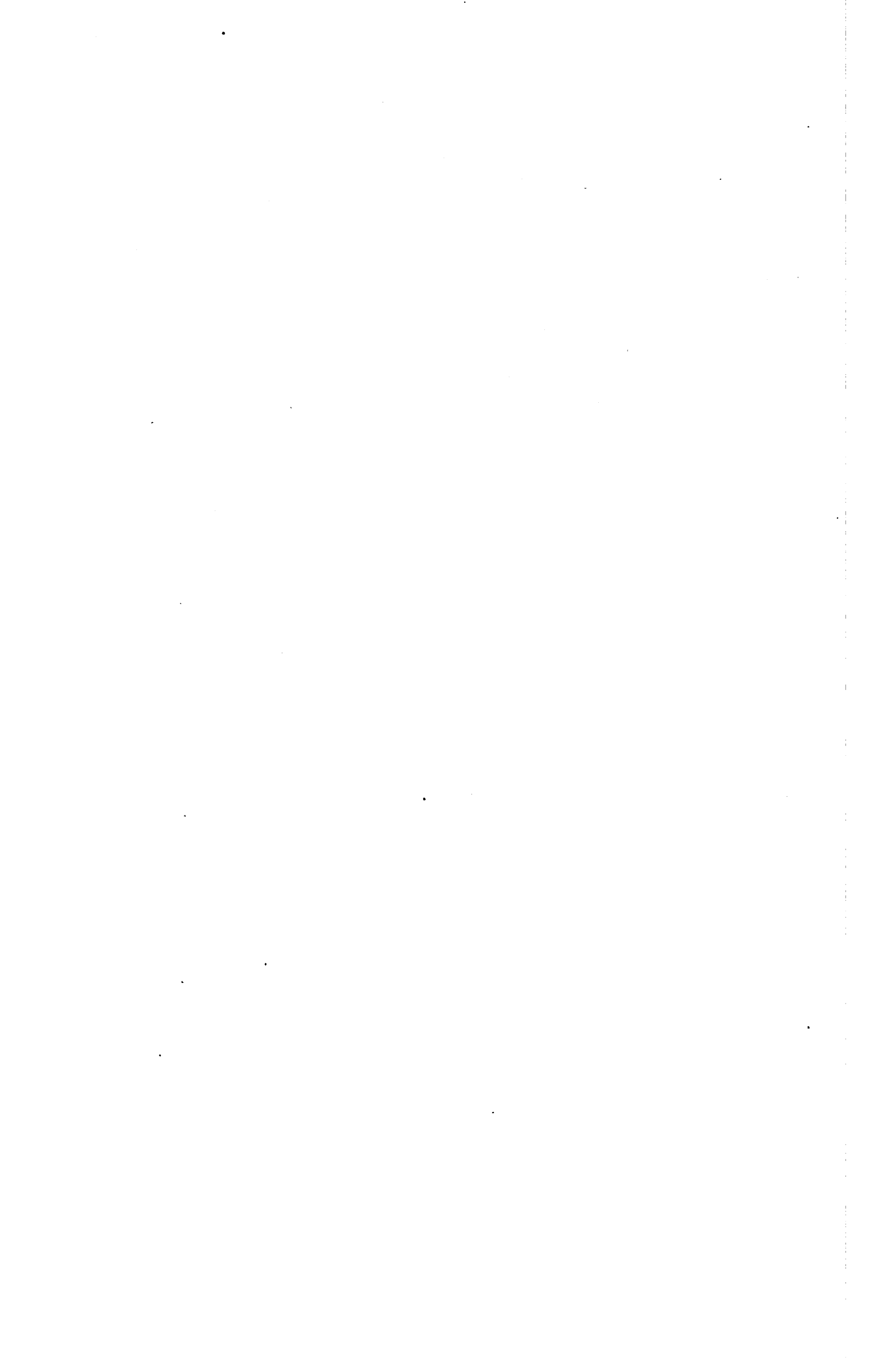


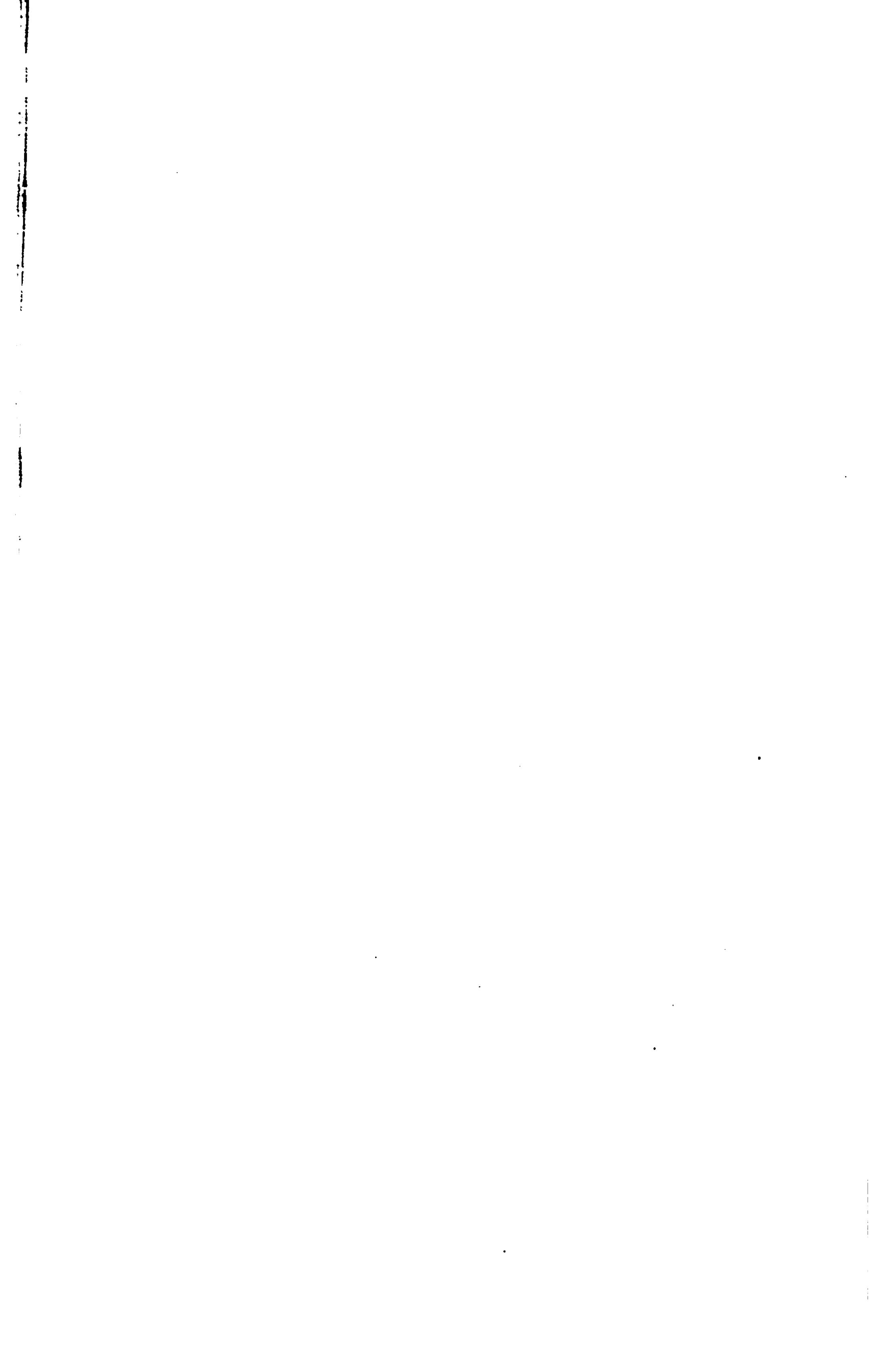


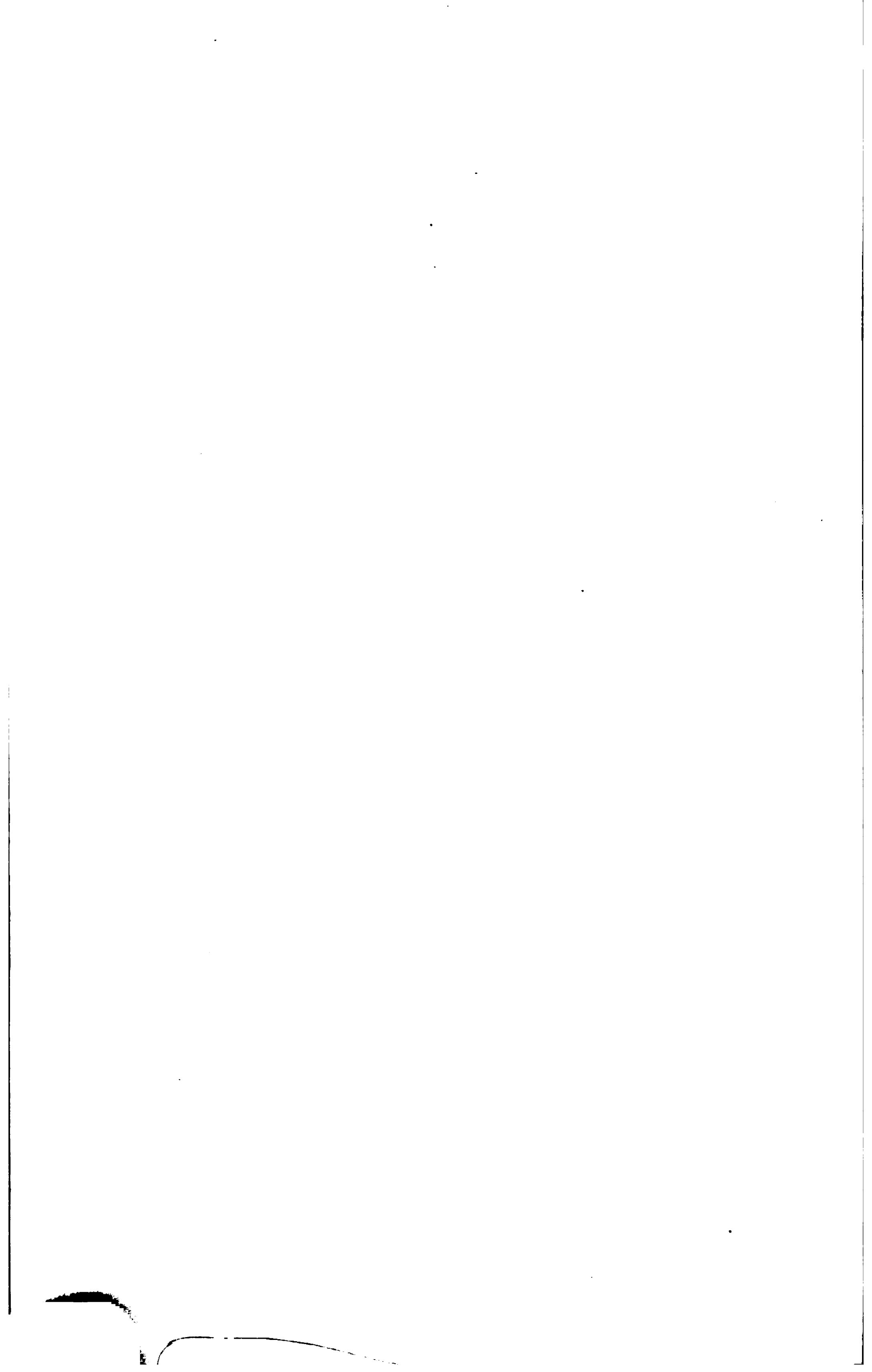






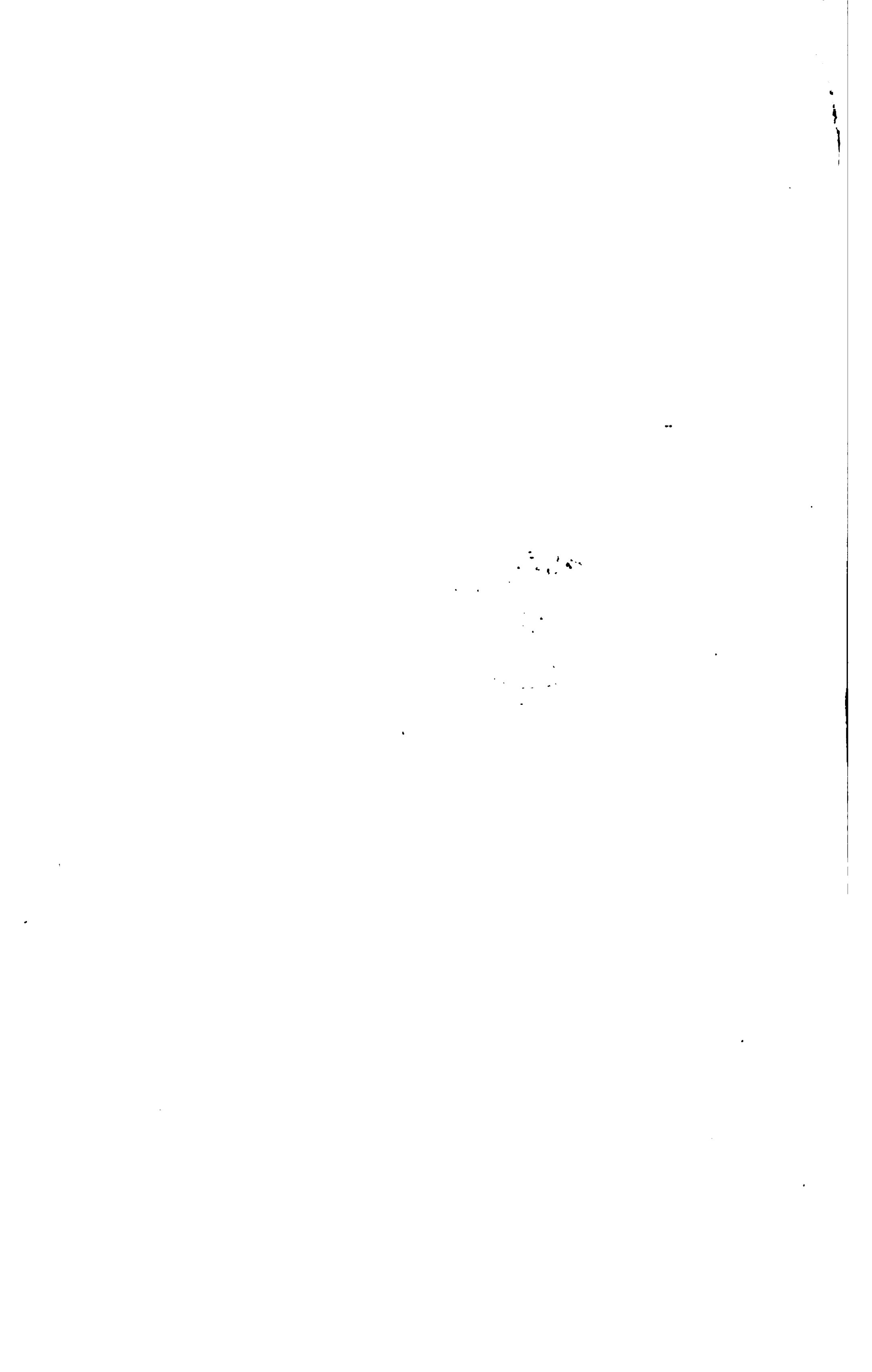




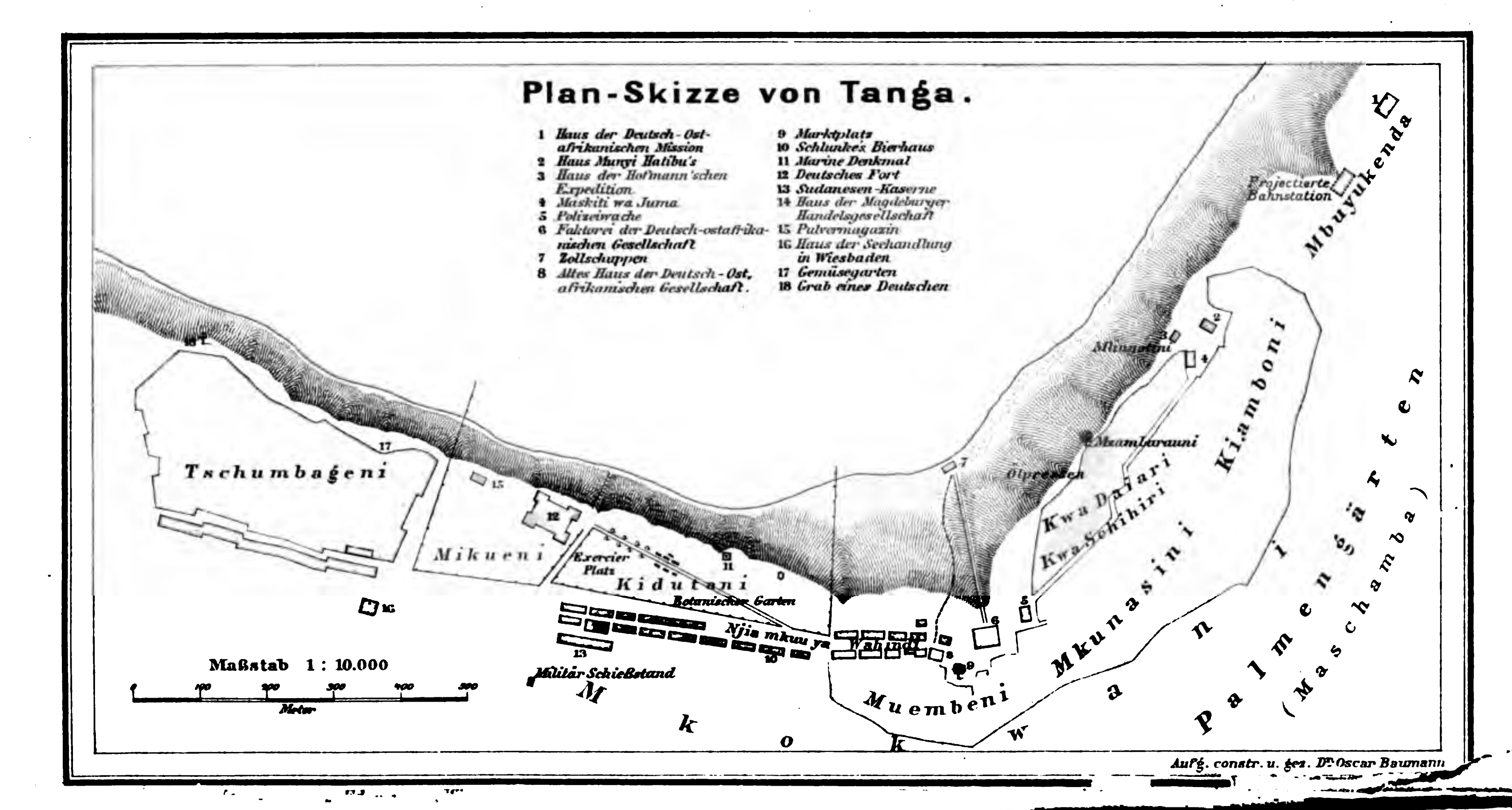


USAMBARA

UND SEINE NACHBARGEBIETE.






Plan-Skizze von Tanga.
1 Haus der Deutsch-Ost-afrikanischen Mission
2 Haus Mungi Hatibu's
3 Haus der Hofmann'schen Expedition
4 Maskiti wa Juma
5 Polizeiwache
6 Faktorei der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft
7 Zollschuppen
8 Altes Haus der Deutsch-Ost-afrikanischen Gesellschaft.
9 Marktplatz
10 Schlunke's Bierhaus
11 Marine Denkmal
12 Deutsches Fort
13 Sudanesen-Kaserne
14 Haus der Magdeburger Handelsgesellschaft
15 Pulvermagazin
16 Haus der Seehandlung in Wiesbaden
17 Gemüsegarten
18 Grab eines Deutschen
Mbuyukenda
Projectierte Bahnstation
Kiamboni
Mkunasini
Palmengärten
(Maschamba)
Kwa Dajari
Kwa Schihiri
Ölpressen
Muembeni
Mkokowa
Kidutani
Exercier Platz
Botanischer Garten
Njia mkuu ya Wahindi
Militär Schießstand
Mikueni
Tschumbageni
Maßstab 1 : 10.000
100
200
300
400
500
Meter
Aufg. constr. u. gez. Dr. Oscar Baumann

USAMBARA

UND SEINE NACHBARGEBIETE.

ALLGEMEINE DARSTELLUNG

DES

NORDÖSTLICHEN DEUTSCH-OSTAFRIKA UND SEINER BEWOHNER

AUF GRUND EINER IM AUFTRAGE

DER

DEUTSCH-OSTAFRIKANISCHEN GESELLSCHAFT

IM JAHRE 1890 AUSGEFÜHRTEN REISE

VON

DR. OSCAR BAUMANN.

MIT 24 ETHNOGRAPHISCHEN ABBILDUNGEN, 2 TEXTPLÄNEN, 8 ORIGINAL-KARTENBEILAGEN UND 4 NOTENSEITEN.

BERLIN.
DIETRICH REIMER.
1891.

DEN MANEN DES FREIHERRN

CARL CLAUS VON DER DECKEN

DES

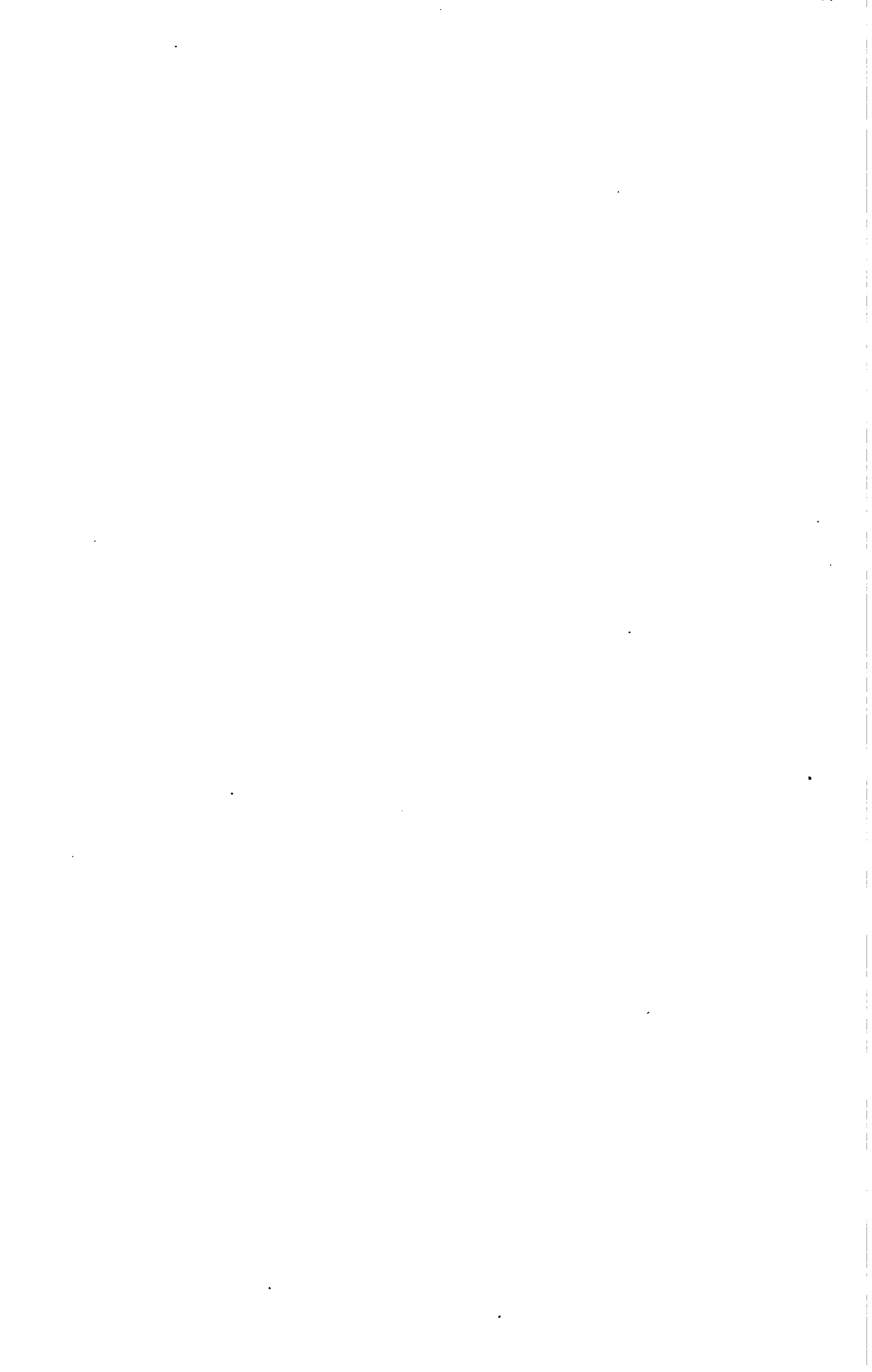
RUHMVOLLEN MÄRTYRERS DEUTSCHER FORSCHUNG

IN OST-AFRIKA

GEWIDMET

VOM

VERFASSER.



Vorwort.

Die Reise, deren Ergebnisse nachfolgend zur Darstellung gelangen, wurde im Auftrage der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft unternommen und hatte die geographische Erforschung Usambaras und seiner Nebenländer zum Zweck.

Meine Hauptaufgabe lag in der Herstellung der Karten, die hiermit der Oeffentlichkeit übergeben werden und deren Aufnahme mich während der Reise vor Allem beschäftigte. Sonstige wissenschaftliche Beobachtungen konnten nur nebenher, gewissermassen in den Mussestunden, zur Ausführung gelangen. Ethnographischen Studien war ausser meiner Kenntniss der Swahilisprache auch der Umstand günstig, dass ich ohne europäischen Reisegefährten monatelang auf den Umgang mit Eingeborenen geradezu angewiesen war. Dagegen verblieb mir zu naturhistorischen Beobachtungen und Sammlungen nur wenig Zeit.

In der vorliegenden Arbeit habe ich mich bemüht, ein allgemeines Bild meines Forschungsgebietes zu entwerfen, ohne auf die Beschreibung meiner Reiseerlebnisse einzugehen. Dass dieses Bild nur ein lückenhaftes, ist mir selbst am besten bewusst, und ich würde es mit Freuden begrüssen, wenn wissenschaftliche Fachmänner, besonders Zoologen, Botaniker und Sprachforscher dasselbe recht bald ergänzen wollten.

Einige Schwierigkeiten bot mir die Gliederung des Stoffes und seien daher Jene, welche über einen bestimmten Punkt oder Gegenstand Auskunft wünschen, auf das alphabetische Register verwiesen. Von einer Darstellung des Kilimanjaro, den ich nur flüchtig kennen gelernt und über welchen schon eine so reiche und vortreffliche Literatur vorhanden, wurde abgesehen.

Es erübrigt mir noch, allen Jenen an dieser Stelle meinen herzlichen Dank zu sagen, die meiner Arbeit ihre Förderung angedeihen liessen.

Vor Allem war es die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft, welche während der Dauer der Usambara-Expedition sowohl, als auch während der Aufarbeitung der Materialien in Europa meinen Arbeiten ihr wärmstes Interesse widmete und mir vor Allem jene Freiheit der Bewegungen gewährte, ohne welche erspriessliche Forschungsarbeit nicht denkbar. Von Personen nenne ich den damaligen Director Vohsen und den Generalvertreter in Ost-Afrika Herrn v. St. Paul, welche bei Antritt und während der Dauer meiner Reise mir das liebenswürdigste Entgegenkommen erwiesen, sowie die Herren Richter in Bagamoyo, Heins in Pangani und Küsel in Tanga, von welchen der Erstere einen Theil der Expeditionsmannschaft anwarb, die beiden Letzteren die wichtigen Nachschübe und Postsendungen ins Innere mit Sorgfalt leiteten.

Beim deutschen Reichscommissariat fand ich kräftige Unterstützung von Seiten des Herrn Majors v. Wissmann, sowie des Herrn Hauptmann Krenzler, der in seiner Stellung als Chef der Stationen Tanga und Pangani meine Zwecke wesentlich förderte.

In der deutschen Station Aruscha, in den Plantagen Lewa und Amboni, in den Niederlassungen der englischen Universitätsmission fand ich liebenswürdige Gastfreundschaft, theilweise auch werthvolle Belehrung.

In Europa wurde mir die Unterstützung wissenschaftlicher Fachleute zu Theil. Es waren dies nicht nur die ausgezeichneten Gelehrten, deren im Anhang abgedruckte Arbeiten dem Buche einen ganz besonderen Werth verleihen, sondern auch andere, die im Text ausdrücklich genannt werden.

Zuletzt sei es mir auch gestattet, der treuen Genossen meiner Wanderungen, der schwarzen Soldaten und Träger der Expedition, zu gedenken. Die Erinnerung an die Fehler und Schwächen der Einzelnen wird durch die Zeit getilgt, und es haftet nur jene an den Muth, den Gehorsam und die unermüdliche Ausdauer, mit welcher auch sie beigetragen haben zu dem grossen Werke der Erforschung Deutsch-Ostafrikas, dem unsere Arbeit einen Baustein liefern sollte.

Wien, im Juli 1891.

Dr. Oscar Baumann.

Inhalt.

Seite

I. Allgemeine Uebersicht.
Landschafts-Charakter. — Küstengebiet. — Usambara. — Pare. — Die Flüsse. — Geologischer Aufbau. — Das ostafrikanische Schiefergebirge. — Klima. — Vegetation. — Thierwelt. — Ethnographische Uebersicht. — Bantu. — Nilotische Stämme. — Volksdichtigkeit 1

II. Die Tangaküste und ihre Bewohner.
Der Pembacanal. — Niveauveränderungen. — Vegetation der Küste. Schwefelquellen. — Bewohner der Küste. — Swahili. — Wassegeju. — Tracht der Küstenbewohner. — Charakter. — Wohnhäuser und Hausgeräthe. — Ackerbau. — Fischfang. — Hausthiere. — Nahrung. — Handwerker. — Handel. — Geburt und Jugend. — Kindesmord. — Blutsfreundschaft. — Hochzeit. — Stellung der Frau. — Krankheiten. — Tod. — Lieder. — Tänze. — Wassegejutanz. — Spiele. — Feste. — Islam. — Geisterglauben. — Sklaven. — Komoroleute. — Araber. — Schihiri. — Beludschen. — Inder 16

III. Einzelbeschreibung der Tangaküste.
Umbamündung. — Wanga. — Bucht von Muoa. — Bucht von Mansa. — Bucht von Kwale. — Tangabai. — Tanga. — Amboni. — Nianjani- und Yambe-Insel. — Mtangata. — Kigombe. — Panganibucht und -Stadt . . 70

IV. Das Vorland und seine Bewohner.
Das Jurakalkgebiet. — Digo und Bondëi. — Die Wabondëi. — Sprache. — Aeusseres und Charakter. — Lebensweise. — Inneres Leben. — Die Wadigo. — Tracht und Lebensweise. — Ackerbau. — Die Plantage Lewa. — Die englische Universitäts-Mission 116

V. Usambara.
Tonguë, Mlinga und Lukindo. — Die Sigisenkung. — Das Waldgebirge. — Die Luengerasenkung. — West-Usambara. — Die Waschambaa. — Die Wambugu. — Geschichte Usambaras. — Gegenwärtige politische Lage des Landes 162

VI. Pare.
Die Complexe des Paregebirges. — Süd-Pare. — Mittel-Pare. — Nord-Pare. — Die Wapare. — Lebensweise und Sitten der Wapare . . . 198

Seite

VII. Die Steppengebiete.
Die Kilimanjaro-Niederung. — Taveta, Kahe, Aruscha. — Das Litemagebirge. — Bewohner der Kilimanjaro-Niederung. — Das obere Panganithal. — Die Massai-Ebene. — Die Umba-Nyika. — Die Massai. — Die Ndorobbo 246

VIII. Usegua und Unguu.
Der Panganilauf in Usegua. — Nord-Usegua. — Nord-Unguu. — Lebensweise und Sitten der Wasegua. — Die Wakuafi 265

IX. Der wirthschaftliche Werth des Landes.
Handel. — Karawanenverkehr. — Einfuhrartikel. — Producte. — Feldbau und Hauptnahrungspflanzen. — Steigerung der Production der Eingeborenen. — Hebung der Bewohnerzahl. — Plantagenbau. — Einführung von Nutzthieren. — Die Usambarabahn. — Schluss 279

Anhang.

I. Untersuchung einiger von Dr. Oscar Baumann in Ost-Afrika gesammelter Getreidearten von Prof. Dr. F. Körnicke 315

II. Bohnen aus Ost-Afrika, gesammelt von Dr. O. Baumann 1890, von Prof. Dr. P. Ascherson 320

III. Schmetterlinge, gesammelt von Dr. O. Baumann, bearbeitet von A. F. Rogenhofer, k. u. k. Custos 321

IV. Untersuchung von sechs Schädeln aus dem Paregebirge von Dr. A. Weisbach, k. u. k. Oberstabsarzt 332

V. Proben der Kissegeju- und Kiparesprache von Dr. O. Baumann 340

VI. Ostafrikanische Melodien, in Musik gesetzt von Eugène Thomas 346

VII. Bemerkungen zur Karte und Vorschläge betreffs der Landesaufnahme von Ost-Afrika von Dr. O. Baumann 354

Karten.

Karte des nordöstlichen Deutsch-Ostafrika, für die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft aufgenommen, construirt und gezeichnet. (Beilage in vier Blättern in 1 : 300.000.) Nebenkarten am Nordostblatt: Ethnographische Uebersichtsskizze (1 : 1,000.000), Skizze der Vertheilung der Bevölkerungsdichtigkeit (1 : 2.000.000), Skizze der Vertheilung der Hauptnahrungsmittel (1 : 2,000.000), geologische Uebersichtsskizze (1 : 2,000 000).

Pag. 88. Karte der Küste zwischen Wanga und Kwale (1 : 75.000).
Pag. 104. Karte der Umgebung von Tanga (1 : 150.000).
Pag. 184. Die Umgebung von Mlalo (1 : 150.000).
Titelkarte: Planskizze von Tanga (1 : 10.000).

Seite

Illustrationen.

Schöpflöffel 34
Planskizze von Muoa 78
Hammer zum Ablösen der Baobabrinde 129
Stuhl 130
Tscharra 137
Dorfamulet 140
Stockgriff 151
Schild der Waschambaa 181
Ohrschmuck der Wapare und Wambugu 184
Ohrschmuck der Wapare 223
Schematischer Grundriss der Parehütte 225
Trinkhorn aus Süd-Pare 229
Holzpfeife aus Nord-Pare 230
Schnupftabakdosen der Wapare 231
Blasebalg (gezeichnet von C. Pippich) 233
Pareschwert 234
Ursprünglicher Parespeer 234
Pfeile der Wapare 235
Kriegsamulet der Wapare 240
Medicincalebasse 241
Trommeln der Mpare (von C. Pippich) 242
Hüttenform der Wasegua (schematisch) 272
Stuhl der Wasegua 274
Kuafidorf (schematisch) 277
Profilskizze der Bahnlinie Tanga-Korogwe (1 : 600 000, hundertfach überhöht) . . 303
Pareschädel Nr. 3 334



I.

Allgemeine Uebersicht.

Landschafts-Charakter. — Küstengebiet. — Usambara. — Pare. — Die Flüsse. — Geologischer Aufbau. — Das ostafrikanische Schiefergebirge. — Klima. — Vegetation. — Thierwelt. — Ethnographische Uebersicht. — Bantu. — Nilotische Stämme. — Volksdichtigkeit.

Wer, etwa aus einem Luftschiffe, in bedeutender Höhe schwebend, auf den nordöstlichen Theil von Deutsch-Ostafrika herabblicken könnte, der würde ausgedehnte rothbraune Flächen wahrnehmen, aus welchen sich grössere und kleinere dunkle Partien mit vielgezackten, aber stets scharfen Rändern herauszeichnen. Die rothbraunen Theile sind die Steppen, die dunkeln die Gebirge, oder besser gesagt Gebirgsinseln, die der Ebene schroff und unvermittelt entsteigen. Solche scharf aneinander grenzende Contraste sind für diesen Theil Ost-Afrikas besonders bezeichnend. Aus wasser- und regenarmen, wüstenartigen Steppen, die nur der Fuss des flüchtigen Nomaden durchstreift, erhebt sich mauerartig ein Gebirgswall. Auf dessen Höhe erblickt der staunende Reisende ein reiches System von Kuppen und Thälern, eine kleine Welt für sich mit mächtigen, feuchten Urwäldern, wo es fast zu allen Jahreszeiten regnet, mit grasigen, wasserreichen Hochweiden und verstreuten Weilern der Eingeborenen, bis er, weiter vordringend, sich plötzlich wieder am jenseitigen Steilabfall befindet und abgrundtief unter sich die scheinbar unendliche, meerähnliche Steppe erblickt.

Wenn nun auch die Steppe von oben gesehen, sowie vielfach auch für den Wanderer als horizontale Ebene erscheint, so ist sie dies in Wirklichkeit doch keineswegs. Vor allem steigt sie landeinwärts bedeutend an, eine Steigung, die theils allmählich,

theils auch in ziemlich ausgeprägten Plateaustufen vor sich geht, welch letztere sich besonders bei den Flüssen in Form von Schnellen und Katarakten äussern. Aber auch die nebeneinander liegenden Theile der Steppe sind ungleich hoch, so ist z. B. die grosse Massai-Ebene bedeutend höher als die vom Panganifluss durchzogene Steppe.

Wenn wir die verschiedenen Abschnitte des weiten Gebietes einzeln betrachten und dabei mit der Küste beginnen, so zeigt sich diese als ziemlich gegliedert und vorherrschend flach, nur an einigen Punkten tritt der Abfall der ersten Plateaustufe bis an die See heran. Dahinter beginnt ein welliges Vorland, das sich, südlich vom Panganifluss allmählich ansteigend, durch ganz Usegua bis zu den Unguubergen fortsetzt, nördlich jedoch bald auf den Steilabfall Usambaras stösst, dem die drei isolirten Bergmassen Tonguë, Mlinga und Lukindo vorgelagert sind. Nördlich von Usambara dehnt sich bis gegen die Taïtaberge hin die Umba-Nyika aus. Usambara kann nicht geradezu als Plateauland bezeichnet werden, obwohl es vielfach den Charakter eines solchen besitzt. Aber zu viele tiefe Thäler und aufgesetzte Kämme und Kuppen sind vorhanden und lassen Usambara eher als Massengebirge erscheinen, als welches es bis zu 2000 Meter ansteigt. Ein echtes Kammgebirge dagegen ist Pare, das sich vom Nordende Usambaras bis an den Fuss des Kilimanjaro erstreckt und in die drei Complexe Süd-Pare, Mittel-Pare und Nord-Pare getheilt ist. Dem Hauptkamme Pares parallel streichen mehrere selbstständige Berginseln, im Osten der Lassa, der Tusso und die Pare Kwa Mdimuberge, im Westen die Lassiti und Kwandujiketten. Pare hat bedeutendere Höhen als Usambara und steigt bis 2200 Meter an, im Süden besitzt es eine Fortsetzung in den Mafi- und Ngaibergen. Jenseits des Panganiflusses dehnt sich im Süden Usegua, weiter nördlich die ungeheuere Massai-Ebene aus, deren Randwall gegen den Kilimanjaro zu die öde, steinige Litemakette bei Aruscha bildet. Wie ein Keil zwischen die Massai-Ebene und das Culturland von Usegua eingetrieben, ragt das Unguugebirge auf, in seinem nördlichen Theile mit weit weniger schroffen Formen und minder bedeutenden Höhen als Usambara und Pare.

Der Hauptfluss, der das ganze Gebiet diagonal durchschneidet, ist der Pangani oder Ruvu. Er sammelt seine Wasser am Kilimanjaro, wo mehrere seiner Quellflüsse sich vereinen. Der bedeutendste darunter ist der Lumi, der am Osthange des Berges entspringt und in seinem Oberlaufe ein weites Sumpfgebiet durchströmt, an welches sich im Osten von Nord-Pare der Yipesee anschliesst. Südlich der Kilimanjaro-Niederung durchströmt der Pangani wüstenartige Steppengebiete und tritt erst bei Buiko wieder in bewohntes Land. Von Stromschnellen durchsetzt, eilt er seiner Vereinigung mit dem Mkomasi zu. Auch weiter stromab behält der Pangani in felsigem, inseldurchsetztem Bett den Charakter eines kräftigen Bergstromes, bildet den dreiarmigen Panganifall und tritt bei Tschogwe ins Mündungsgebiet ein, um in vielgewundenem Laufe die Bucht von Pangani zu erreichen.

Von seinem Quellgebiet bis Maurui, also im längsten Theile seines Laufes, empfängt der Pangani nur periodisch wasserführende Regenschluchten, aber kein Nebengewässer. Bei Maurui erst mündet der Mkomasi. Er sammelt seine Wasser im südlichen Paregebirge, seine eigentlichen Quellarme treten in Gonja, Ndungu und Kihuiro aus den Bergen, obwohl auch die Kisuanigewässer ihm eine, allerdings meist trockene, Wasserrinne zusenden. In seinem ganzen Laufe ist der Mkomasi bei sehr geringem Gefälle sumpfig, in viele Arme getheilt, theilweise ausgedehnte Sumpfgebiete bildend. Er tritt an einer Stelle ganz nahe an den Pangani heran, von den ihn nur eine niedere Hügelwelle trennt. Hier bildet er als Stauwasser den nach der Jahreszeit veränderlich grossen, salzigen Mangasee. Aus dem südwestlichen Usambara empfängt der Mkomasi noch einige Nebenbäche, deren bedeutendster der Mombo ist. Die eigentliche Hauptader Usambaras jedoch mündet direct bei Korogwe in den Panganifluss. Es ist der Luengera, der oberhalb Bumbuli entspringt, ein weites Thal durchfliesst und mehrere Nebengewässer, darunter auch die langen, trockenen Regenschluchten des Kumba und Mueremwa aufnimmt. Alle anderen Nebengewässer des Pangani sind unbedeutend. Vom Süden empfängt er gar keinen Zufluss, überhaupt fehlt in Usegua das belebende Element fliessender Gewässer vollständig. Die zahlreichen Regenschluchten dieses Landes vereinigen sich

im Msangasi, einer meist trockenen Rinne, die bei Kipumbwe die See erreicht. Erst weiter westlich, in Unguu, trifft man spärlich fliessende Gewässer, die Quellarme des Lukigula, der bereits zum Wamigebiet gehört.

Das mächtige Waldland des östlichen Usambara entwässert der Sigifluss, ein wasserreiches, tief eingerissen von Felsbänken durchsetztes Gewässer, das bei Tanga in die See mündet. Ein ähnliches Bild zeigt in kleinem Massstabe der Mkulumusi.

Ein echter Steppenfluss dagegen ist der Umba, der mit starker Wassermenge bei Mlalo aus den nördlichen Usambarabergen tritt, ansehnliche Quellarme empfängt, aber im langen Laufe durch die dürre Nyika so an Wasser einbüsst, dass er bei seiner Mündung unweit Wanga als ärmliches Bächlein anlangt. Wenn schon der kräftige Umba in der Steppe fast versiegt, um wie viel weniger können kleinere Gewässer diesem Schicksale entgehen! Thatsächlich verrinnen auch im Vorlande, nordöstlich von Usambara und zu beiden Seiten des Paregebirges zahlreiche Bäche, und man kann sagen, dass in diesem Thale Ostafrikas fast mehr Wasser in die Steppe als ins Meer mündet.

Der geologische Aufbau zeigt jenen einfachen, man möchte sagen schematischen Charakter, der für die Küstengebiete Mittel-Afrikas so bezeichnend ist und sich im Osten und im Westen des Continentes wiederholt. An der Küste treten jüngere Kalke auf, erst die schmale Zone recenter, korallinischer Kalkbänke, dahinter eine etwas breitere, harter, lichtgrauer, meist ungestörter Kalkschichten. Der lichtgraue Kalk ist zweifellos eine Fortsetzung des sogenannten Mombaser Jura, der seinerzeit von Hildebrandt entdeckt wurde. Dr. Stuhlmann fand auch an einer nicht näher bezeichneten Stelle, acht Stunden von Pangani, die für diese Formation charakteristischen Ammoniten. Dahinter stösst man nördlich vom Sigi auf meridional streichenden und sanft nach Osten fallenden grauen Thonschiefer. Hinter diesem, sowie südlich vom Sigi hinter dem Jurakalk gelangt man direct ins Gebiet der Gneisse und krystallinischen Schiefer. Meridional streichend und landauswärts fallend, bilden diese mit geringen, rein localen Störungen das herrschende Gestein bis zu jener

gewaltigen Bruchlinie, der die mächtigen Eruptivbildungen des Kenia und Kilimanjaro entstiegen sind.

Diese Urgebirgszone, welche, parallel zur Küste streichend, das ganze tropische Ost-Afrika durchzieht und nördlich bis an den Tana, ja wohl auch darüber hinaus reicht, ist ein vollkommenes Analogon des westafrikanischen Schiefergebirges. Allerdings tritt im Osten das Gebirge orographisch nicht so einheitlich auf wie im Westen, sondern ist in viele inselartige, durch Ebenen getrennte Complexe geschieden. Da jedoch die Vorherrschaft des krystallinischen Schiefers in allen diesen Gebirgsgruppen, sowie auch in den sie trennenden Ebenen deutlich vorhanden ist, so möchte ich als zusammenfassenden Ausdruck für dieselben wenigstens zum geologischen Gebrauch die Bezeichnung „Ostafrikanisches Schiefergebirge" befürworten.

Die Schiefer- und Gneissmassen sind an einzelnen Stellen durch Granitdurchbrüche überlagert, an anderen sind kleine Urkalkschollen zu beobachten. Jüngerer Kalk unbestimmten Alters tritt im Innern nur in der Kilimanjaro-Niederung auf, wo schon einzelne vulkanische Durchbrüche sich bemerkbar machen, die Vorposten um das grosse Centrum des Kilimanjaro. Allerorts ist das Gestein tief verwittert, theils hat es eine mergelige Structur, theils ist es, besonders in den Ebenen, in ausgedehnte Massen ziegelrothen Laterits verwandelt. Alluvien sind nur an den Flussmündungen und im Luengerathal zu beobachten.

In Bezug auf die meteorologischen Verhältnisse ist es schwer, ein richtiges Bild zu bekommen, da es an Beobachtungsmaterial fehlt. Ständige Stationen gibt es selbst an der Küste nicht eine einzige, und die Beobachtungen der Reisenden, die meteorologisch sehr verschiedene Gebiete durchziehen, können nur ein höchst mangelhaftes Bild geben. Denn so viel ist wohl schon zweifellos, dass auch in dieser Hinsicht die Gegensätze schroff aneinanderstossen und man in wenigen Stunden aus übermässig feuchten in absolut trockene Landstriche gelangen kann. Am meisten Regelmässigkeit findet sich an der Küste, wo die Passatwinde auf die Witterung bestimmend einwirken.

Kurz nach Aufhören des Nordostmonsuns beginnt dort Anfang März die grosse Regenzeit (Msika mkubwa), welche bis Ende

Mai andauert. Von Ende März bis Ende September weht der Südwestmonsun. Der Juni ist ein Uebergangsmonat, die nächsten Monate bis einschliesslich October bilden die grosse Trockenzeit, dann folgt die kleine Regenzeit (vuli), die bis Mitte December, und die kleine Trockenzeit (kaskazi), die wieder bis März anhält. Von Ende November bis Ende Februar weht der Nordost.

In Bezug auf die Gebiete des Innern gilt zweifellos der Grundsatz, dass sie um so regenreicher sind, eine je vollere Fläche sie den Seewinden darbieten, und um so regenärmer, je mehr sie gegen dieselben gedeckt sind. Das Vorland richtet sich genau nach den Jahreszeiten der Küste. Die Gebirge, also besonders Usambara, mit Ausnahme des Schatu-Districtes und der Osthang Pares, welche den Winden besonders ausgedehnte Flächen darbieten und noch durch feuchte Steigungswinde begünstigt werden, sind regenreicher als die Küste. Hier setzen alle Regenzeiten schon um einen Monat früher ein und erreichen eine grössere Heftigkeit. Auch in den trockenen Jahreszeiten sind in diesen Gebirgen Regenschauer sehr häufig, wie ich dies oft genug beobachten konnte. Ganz besonders trocken, ja nahezu ohneNiederschläge sind einige gegen fast alle Winde geschützte Gebiete, wie die Kilimanjaro-Niederung, das Litemagebirge und das Mkomasithal bei Kihuiro.

Nord-Usegua und Nord-Unguu dürften sich in den Jahreszeiten völlig nach der Küste richten, wie ich aus den der Küste analogen Anbauzeiten der Eingeborenen schliesse. Doch sind die genannten Striche vielleicht etwas regenärmer. Während meines Durchzuges (10. bis 30. Juli 1890) fiel kein Tropfen Regen, und auch Dr. Stuhlmann, der Ende September 1889 das Land besuchte, berichtet von keinem Niederschlage.

Die Temperatur ist im Allgemeinen nicht so drückend, als man wohl annehmen könnte. Die mittlere Jahrestemperatur an der Küste und im Vorland dürfte von 25 bis 28° C. sein, Ziffern, die auch für Usegua und die Thalgebiete des Pangani gelten dürften. Die Zahlen für die Kilimanjaro-Niederung und das Steppengebiet sind wohl etwas höher. Dagegen haben die Gebirge ein Jahresmittel von etwa 18 bis 21° C. Die Extreme der Temperatur sind ziemlich grosse, die höchste von mir beobachtete Lufttempe-

ratur war 36° C. (im October in Bondëi), die niedrigste 5° C. (im September in Nord-Usambara). In den Küstengebieten wird die Hitze durch die Seebrise sehr gemildert, während es in den Bergen eigentlich nie heiss, zu Zeiten aber ganz empfindlich kühl wird.

Die Ueppigkeit der Vegetationsdecke hängt vor Allem von der Feuchtigkeit, also von Niederschlägen oder fliessenden Gewässern, in zweiter Linie erst von der Qualität des Bodens ab. Ein grosser Theil des Landes ist Steppengebiet, Nyika, das eine ganz eigenartige Flora besitzt. Am Rande der Steppe pflegen Dumpalmen (mikocho) und Tamarinden (mikwaju) häufig zu sein. Sonst tritt nur spärliches kniehohes Gras auf mit verstreuten stacheligen Akazien, deren Kronen oft schirmartig ausgebreitet sind. In der Steppe, sowie überhaupt im Flachlande sieht man die massive Gestalt des Baobabs (mbuyu) häufig. Die welligen, fruchtbaren Gebiete des Flachlandes, welchen das Küstengebiet, der grösste Theil des Vorlandes und Usegua beizuzählen sind, haben, soweit sie nicht von Pflanzungen bedeckt sind, einen vorherrschend offenen Habitus. In dem meist ziemlich hohen Grase sind vereinzelte Laubbäumchen verstreut, die wahrscheinlich durch die alljährigen Grasbrände verhindert werden, stärker anzuwachsen und sich nur an einzelnen Stellen zu kleinen Waldgruppen vereinen. Besonders auf hervorragenden Bergkuppen und in den Flussthälern sind solche Wäldchen zu beobachten. Echte, oft sehr typische Galeriewälder sammeln alle fliessenden und auch einzelne periodische Gewässer, oft auch in der Nyika, an ihren Ufern an.

Geschlossene Regenwälder trifft man in grösserer Ausdehnung im östlichen Usambara, wo sie als hochstämmige tropische Waldmassen den ganzen District Handëi, Kombola und Hundu bedecken. Wo solche Wälder durch Menschenhand fallen, wie dies am Osthange Pares besonders der Fall war, da werden sie durch ein eigenartiges Culturgebiet ersetzt, für welches besonders das massenhafte Wuchern der Banane bezeichnend ist. Ober dem Wald- oder Culturgebiet dehnt sich das Hochweidegebiet aus, im westlichen Usambara besonders grosse Flächen bedeckend. Es ist durch weiches, dem europäischen gleichendes

Gras, durch niedrige Farne und Erikas ausgezeichnet. Zugleich damit treten vereinzelte, auch grössere Complexe hochstämmigen Bergwaldes auf, den besonders die massenhafte Krautvegetation charakterisirt.

Während die Pflanzenwelt in den feuchten, fruchtbaren Gebirgen ihre mächtigsten Vertreter hat, zeigt sich das höhere Thierleben gerade in der Steppe. Die Fülle, welche dieses besonders in den Ebenen um den Kilimanjaro herum erreicht, ist geradezu überwältigend. Aermlich dagegen ist das Thierleben in den Gebirgen, wo ausser kleinen Antilopen und einzelnen lichtscheuen Nagern und kleinen Raubthieren sich kaum ein wildes Säugethier findet und auch Vögel nur spärlich sind.

In dieses Land der scharfen Contraste, wo flaches Wüstenland an mächtige Gebirgsmassen, glühend heisse, trockene Ebenen an kühle, feuchte Hochländer grenzen, in dieses Land, das alle Klimate des Erdballs vom Tropensaum der Küstenregion bis zur Eisluft des gletscherumpanzerten Kilimanjaro vereint, in die Mitte dieser grossartigen Natur ist der Mensch versetzt.

Durch die dunkle Hautfarbe und den einheitlichen Typus mögen dem Neuling, der ja sogar die Neger-Individuen schwer unterscheidet, wohl auch die Völker unseres Gebietes als recht einheitlich erscheinen. Wer jedoch länger im Lande lebt, der wird bald mehrere scharf getrennte Gruppen wahrnehmen und bei genauerem Studium erkennen, wie viele an Sprache und Sitten verschiedene, selbstständige Stämme in dem verhältnissmässig kleinen Raume beisammen wohnen.

Nach der Lebensweise kann man vor Allem zwei Völkergruppen unterscheiden, die Jäger und Hirten und die Ackerbauer. Erstere gehören dem sogenannten nilotischen, letztere dem Bantu-Stamme an.

Wenn wir mit den Bantu als den eigentlichen Insassen des Landes beginnen, so können auch hier wieder zwei Abtheilungen voneinander getrennt werden. Es sind dies die älteren Einwohner, deren Wandertrieb sich seit jeher und auch heute noch in der Richtung von Süd nach Nord äussert, und die späteren, aus dem Norden eingewanderten Bantu, die auch gegenwärtig noch Zuzüge erhalten und sich in umgekehrter Richtung, also von

Nord nach Süd auszubreiten bestreben.*) Diese beiden Familien, die wir der Kürze wegen als „ältere" und „jüngere Bantu" bezeichnen wollen, unterscheiden sich schon im Aeussern voneinander. Die älteren Bantu sind echt negerhaft im Gesichtstypus, vorherrschend kräftig und grobknochig, die jüngeren sind schlanker, leichter gebaut und zeigen darin sowohl, wie in der Gesichtsbildung etwas, was auf fremde, etwa Galla-Blutmischung hindeutet. Die Aufstellung eines solchen Unterschiedes mag wenig scharf und charakteristisch erscheinen. Doch wird Niemand, der länger an diesen Küsten gelebt, leugnen, dass es gar nicht besonders schwer ist, einen typischen Mdigo von einem ebensolchen Mbondëi zu unterscheiden, selbst wenn Beide etwa in der Uniform der deutschen Schutztruppe stecken, also von Stammesmerkmalen gänzlich frei sind. Einen Mbondëi von einem Msegua oder einen Mdigo von einem Mtaïta wird so leicht Niemand zu unterscheiden vermögen. Die Dialekte der verschiedenen Stämme sind voneinander so verschieden, dass eine directe Verständigung nur in einzelnen Fällen möglich ist.

Die älteren Bantu sind die Wassegua, Wabondëi und Waschambaa; die jüngeren die Wadigo, Wassegeju, Wataïta und Wakamba.

Die Wassegua bewohnenUsegua, Unguu und die Panganiufer von der Mafigegend bis zum Mündungsgebiet, sie besitzen Colonien nördlich vom Pangani bis an den Fuss Usambaras, sowie am Mkomasi.

Die Wabondëi stammen von den Wassegua ab und bewohnen Bondëi zwischen der Küste und Usambara vom Panganifluss bis etwa zum Mkulumusi.

Die Waschambaa sind ebenfalls gleichen Ursprungs mit den Wassegua, bewohnen aber schon seit undenklichen Zeiten das Usambaragebirge und haben sich in Sitten und Lebensweise selbstständig entwickelt. Sie besitzen Colonien am Mafiberg, in Pare und am Panganifluss (Buiko).

---

*) Diese Wanderrichtungen gelten nur für die Neuzeit. Denn dass die ursprüngliche Einwanderung sämmtlicher Bantu vom Süden her stattfand, kann wohl als erwiesen gelten.

Von den jüngeren Bantu leben:

Die Wadigo im Digolande zwischen der nördlichen Tangaküste und der Umbasteppe. Sie reichen im Norden bis ins Hinterland von Mombas, wo sie Wanyika genannt werden. Sie sind etwa im 16. Jahrhundert eingewandert und drängen heute noch gegen Süden auf die Wabondëi. Ihre westlichste Niederlassung ist Daluni, die südlichste Gesa bei Mtangata.

Die Wassegeju an der Küste zwischen Wanga und Mtangata in einzelnen Colonien und in Buiti am Nordostabfalle Usambaras. Im 16. Jahrhundert eingewandert, zerfallen sie in zwei Gruppen, die Makamadi und die Waboma.

Die Wataïta in einer kleinen Niederlassung im Usambaragebirge oberhalb Buiti und einer zweiten in den Mschihuibergen oberhalb Mascheua. Sie sind vor einigen Jahrzehnten aus Taïta eingewandert.

Die Wakamba in mehreren kleinen Niederlassungen, deren Alter auf kaum länger als höchstens fünfzig bis sechzig Jahre zurückreicht. Sie stehen im dauernden Verkehr mit Ukambani, erhalten fortwährend Zuzüge von dort und rücken in kleinen Zweigniederlassungen immer weiter gegen Süden. Am nächsten an der Küste liegt die Wakamba-Colonie oberhalb Daluni, weiter westlich Dara am Nordabfalle der Mschihuiberge, eine Zweigansiedlung der grössten Wakamba-Colonie, nämlich der bei Kitivo am oberen Umba. Einzelne Dörfer liegen bei Mbaramu, Gonja und Mkumbara, kleine Niederlassungen bei Taveta und verstreut auch in Tschagga. Einzelne Wakambajäger durchstreifen häufig die Steppen.

Etwa in der Mitte zwischen älteren und jüngeren Bantu stehen die Wapare, ein Mischvolk, das hauptsächlich aus Wasegua- und Wataïta-Elementen entstanden ist, und die Stämme der Kilimanjaro-Niederung (Wataveta, Wakahe, Waaruscha und Wagueno), die den Wapare nahe verwandt sind. Beide Stämme dürften etwas nilotische (Wakuafi-) Blutmischung haben.

Zur nilotischen Gruppe gehören die Massai und Wakuafi und die Ndorobbo.

Die Bezeichnung „nilotisch" ist sehr jungen Datums und wurde erst eingeführt, als die nahe Verwandtschaft der Massai-

sprache mit jener der Stämme am weissen Nil nachgewiesen war. Früher pflegte man die Massai und Ndorobbo mit den Somali und Galla in eine Gruppe zu stellen, und thatsächlich ist ihre physische Aehnlichkeit mit den ersteren eine sehr auffallende, so dass man sich schwer an den Gedanken gewöhnen kann, sie mit den typisch negerhaften Sudanesen in eine Familie zu stellen. Doch ist ja die Annahme nicht ausgeschlossen, dass die ursprünglich aus dem Sudan eingewanderten Stämme dieser Gruppe ausserordentlich starke hamitische Blutmischungen empfangen haben, ohne dabei ihre Sprache wesentlich zu verändern.

Die ersten Einwanderer dieser Art waren sehr wahrscheinlich die Wakuafi. Wenigstens werden sie von der Tradition sowohl wie von älteren Schriftstellern, wie Guillain, bereits zu einer Zeit genannt, wo die Massai noch nicht vorhanden waren. Sie durchzogen damals als räuberische Viehnomaden die Ebenen. Etwa in den Vierzigerjahren dieses Jahrhunderts erfolgte der erste Einbruch der Massai in diese Gegenden. Es ist gar kein Zweifel, dass Massai und Wakuafi sehr nahe verwandt, ja wahrscheinlich nur Zweige desselben Stammes sind. Den Wakuafi jedoch deshalb die Stammesstellung gänzlich abzusprechen, halte ich doch für unberechtigt, denn thatsächlich bestehen eben beide Theile für sich und unterscheiden sich in Stammesgefühl und Lebensweise.

Nach harten Kämpfen wurden die Wakuafi von den Massai an zweite Stelle gedrängt. Sie mussten das Rauben aufgeben und sich niederlassen. Obwohl in Sprache und Tracht den Massai völlig gleichend, hegen die Wakuafi doch bitteren Hass gegen ihre Besieger. Sie leben in ständigen Viehzüchtercolonien in West-Usegua und Nord-Unguu, bei Masinde und Tarawanda, in geringer Zahl auch in Taveta. Von Wakuafi abstammend, doch durch lange Absonderung selbstständig geworden, sind die Wambugu im nördlichen Usambara, die sich in Sprache und Sitten immer mehr den Bantu nähern.

Die Massai durchstreifen als räuberische Viehnomaden das ganze Gebiet; besonders zahlreich sind sie in der Steppe um den Panganifluss, wo man häufig ihre Lager antrifft. In einem gewissen Abhängigkeitsverhältniss von ihnen stehen die Ndorobbo

(gewöhnlich mit Bantupräfix „Wandorobbo" genannt), die als Jäger mit Bogen und Pfeil die Steppe durchstreifen und kleine ständige Niederlassungen am Panganifluss, am Mkomasi und zu Pareya Vikombe besitzen. Sie gleichen im Typus völlig den Massai, sind jedoch (wenigstens im besprochenen Gebiete) auffallend kleiner gewachsen. Ihre Sprache, von der nur ganz wenige Proben bekannt sind, reiht sie ebenfalls der nilotischen Gruppe an, und die Behauptung Cust's, der sie mit den Buschmännern und Zwergvölkern in eine Gruppe stellt, ist nicht mehr haltbar. Sie (die Ndorobbo) und nicht die Wambugu sind ganz zweifellos unter den von Krapf erwähnten „Ala" gemeint; Krapf gibt sogar bei Besprechung derselben den Namen Wandorobbo mit an.

Ein in Mittel-Afrika noch recht wenig studirter Gegenstand ist die Frage der Volksdichtigkeit, und die rohen Schätzungen, die man bei verschiedenen Reisenden über die Bewohnerzahl eines Landes angeführt findet, weichen oft gewaltig voneinander ab.

Bei der sehr grossen Wichtigkeit dieser Frage habe ich mich bemüht, für mein Forschungsgebiet eine etwas verlässlichere Grundlage dadurch zu erhalten, dass ich, wo irgend möglich, die Hüttenzahl der Dörfer abzählte oder abschätzte. Als mittlere Bewohnerzahl einer Hütte nahm ich fünf Personen an.

Verhältnissmässig hoch ist die Bevölkerungsziffer des schmalen Streifens von etwa 820 Quadratkilometer, der als Küstengebiet im engeren Sinne bezeichnet werden kann. Ich konnte dortselbst die meisten Ortschaften nach ihrer Bewohnerzahl abschätzen und erhielt Ziffern, die in der Einzelbeschreibung des Küstengebietes genannt werden. Für die kleineren Dörfer nahm ich eine mittlere Hüttenzahl von 30 Hütten an. Auf diese Art wurde eine Bevölkerungsziffer von rund 35.000 Seelen ermittelt, d. i. 42·6 Einwohner pro Quadratkilometer, eine Verhältnisszahl, die etwa jener von Rumänien gleichkommt.

Durch den Mangel an grösseren Bevölkerungscentren stellt sich bereits im Vorlande (Bondëi und Digo) bei dem Flächeninhalte von etwa 2130 Quadratkilometer eine ungleich schwächere Bevölkerungsdichtigkeit dar. Ich habe nahezu 200 Dörfer besucht und glaube kaum, dass die Zahl der übrigen Dörfer hundert

wesentlich übersteigen dürfte. Meine Erhebungen haben eine mittlere Hüttenzahl von 15, also eine Gesammtbevölkerung von 23.000 oder 10·8 Einwohner pro Quadratkilometer ergeben, welche Zahl jener für Schweden nahe kommt.

Etwas schwieriger als für das Vorland, wo mir ein recht reichliches Beobachtungsmaterial zur Verfügung stand, war die Schätzung bezüglich Usegua's. Längs meiner und Dr. Fischer's Routen liegen rund 150 Dörfer; doch wäre die Annahme einer gleich dichten Vertheilung der Dörfer über das ganze in den Rahmen der Karte fallende Usegua und Nord-Unguu, wie ich glaube, verfehlt. Denn die begangene Karawanenstrasse zieht doch jedenfalls durch die volkreichsten Districte. Für die südlich von meiner und Fischer's Route gelegenen Gebiete liegt kein directer Anhaltspunkt vor, da die Graf Pfeil'sche Route offenbar nicht sämmtliche Ortschaften angibt. Ich habe daher für das genannte Gebiet eine um ein Drittel schwächere Verstreuung der Dörfer angenommen und auf diese Weise noch 300 Dörfer gezählt. Die Hüttenzahl der Dörfer in Usegua ist eine ansehnliche, die Durchschnittszahl 30 daher keineswegs zu hoch gegriffen. Wird das bewohnte Gebiet von Usegua und Unguu, soweit es auf die Karte fällt, zu rund 10.000 Quadratkilometer angenommen, so ergibt sich bei einer Bewohnerzahl von 68.000 Seelen eine Bevölkerungsdichtigkeit von 6·8 pro Quadratkilometer, eine Zahl, die jene von Finnland etwas übertrifft und von der ich glaube, dass sie eher zu niedrig gegriffen ist.

Das reichste Material zur Schätzung lag mir für Usambara vor. Ich habe dort 64 grössere Dörfer ihrer Hüttenzahl nach abgezählt oder genau abgeschätzt. Von den 116 kleineren Dörfern habe ich ebenfalls die meisten besucht, die übrigen erkundet und eine mittlere Hüttenzahl von 8 ermittelt. Die 64 direct geschätzten Dörfer besitzen eine Hüttenzahl von etwa 2573 Hütten, die kleineren Dörfer ergaben etwa 927 Hütten. Daraus kann die Bewohnerzahl zu rund 17.500 Menschen ermittelt werden oder bei Annahme eines Flächeninhaltes von 4620 Quadratkilometer für das Usambaragebirge eine Dichtigkeit von 3·8 Einwohner pro Quadratkilometer. Die genannte Ziffer dürfte sich von der Wahrheit nur wenig entfernen.

Für Pare war eine directe Schätzung nahezu unmöglich. Denn für diese boten nur die geschlossenen Ortschaften der Ebene am Fusse des Gebirges Anhaltspunkte. Die Zahl der zerstreuten Weiler des Wapare auch nur annähernd festzustellen, war nicht durchführbar. Es musste in diesem Falle der allgemeine Eindruck im Vergleich mit den Bevölkerungsziffern Usambaras entscheiden. Süd- und Nord-Pare dürften die gleiche Bevölkerungsdichte wie Usambara haben, Mittel-Pare dagegen höchstens die Hälfte. Es ergaben sich also für Süd-Pare (einschliesslich der direct abgeschätzten Ortschaften) bei 1030 Quadratkilometer 4910 Einwohner, für Mittel-Pare bei 430 Quadratkilometer 820 Einwohner und für Nord-Pare bei 450 Quadratkilometer 1710 Einwohner. Daraus ergibt sich für das gesammte Paregebirge, einschliesslich der umliegenden Ortschaften (Kihuiro, Gonja u. s. w.) eine Zahl von 7440 Bewohnern oder 3·8 Menschen pro Quadratkilometer. Schliesst man jedoch die Ortschaften aus und zieht nur das Gebirge in Anbetracht, so dürften höchstens 6400 Einwohner oder 3·3 Einwohner pro Quadratkilometer zu rechnen sein.

Für den Mafiberg nehme ich eine Bevölkerung von 300 Seelen an.

Die Bewohner der Oasen der Kilimanjaro-Niederung kann man als etwa 3000 (Taveta 1500, Kahe 500, Aruscha 1000) ansetzen, die in den Steppen ständig nomadisirenden Massai und Ndorobbo auf höchstens 2500. Die Steppengebiete würden also mit einem Flächeninhalt von 26.450 Quadratkilometer eine Volksdichtigkeit von höchstens etwa 0·2 Einwohner pro Quadratkilometer besitzen, welche nahezu jener von Sibirien gleichkommt.

Wenn man das Gesammtgebiet in Anbetracht zieht, welches auf der dem Buche beigegebenen Karte innerhalb der deutschen Grenze dargestellt ist, so findet man ständig bewohnte Gebiete in der Ausdehnung von 19.550 Quadratkilometer mit einer Bewohnerzahl von etwa 150.740 oder 7·7 Menschen pro Quadratkilometer, und Steppengebiete mit 26.450 Quadratkilometer und (einschliesslich der Kilimanjaro-Oasen) etwa 5500 Einwohner oder 0·2 pro Quadratkilometer. Für das ganze Land innerhalb der deutschen Grenze würde also bei Annahme eines runden Flächeninhaltes von 45.900 Quadratkilometer und 156.240 Ein-

wohnern eine mittlere Einwohnerzahl von etwa 3·4 Menschen pro Quadratkilometer sich ergeben.

Bei einem Flächeninhalt, der jenen von Ost-Preussen übertrifft, besitzt also das nordöstliche Deutsch-Ostafrika eine Bevölkerungsdichtigkeit, die kaum jener von Persien oder der Republik Chile gleichkommt, während es in der absoluten Bewohnerzahl selbst von Montenegro, dessen Grösse kaum den vierten Theil beträgt und das gerade auch keinen übervölkerten Eindruck macht, namhaft übertroffen wird. Wollte man diese Zahl auf ganz Deutsch-Ostafrika anwenden, so würde sich eine Bevölkerungsziffer von kaum vier Millionen ergeben, so dass das Schutzgebiet etwa so viele Einwohner hätte, wie das fünfundzwanzigmal kleinere Preussisch-Schlesien.

Wenn wir auch von dieser Anwendung, als von einer gewagten, absehen und nur unser Gebiet im Auge behalten, so stellt sich dasselbe nach der vorliegenden Schätzung, die trotz ihrer Mangelhaftigkeit doch auf eine gewisse Wahrscheinlichkeit Anspruch hat, als dünn bevölkert dar. Die Steppengebiete sind so gut wie unbewohnt, Usambara und Pare, von welchen besonders ersteres leicht die zehnfache Bevölkerung ernähren könnte, sind nur schwach besiedelt, etwas stärker das Vorland und Usegua. Als verhältnissmässig dicht bewohnt ist nur das Küstengebiet zu bezeichnen.

II.

Die Tangaküste und ihre Bewohner.

Der Pembacanal. — Niveauveränderungen. — Vegetation der Küste. — Schwefelquellen. — Bewohner der Küste. — Swahili. — Wassegeju. — Tracht der Küstenbewohner. — Charakter. — Wohnhäuser und Hausgeräthe. — Ackerbau. — Fischfang. — Hausthiere. — Nahrung — Handwerker — Handel. — Geburt und Jugend. — Kindesmord. — Blutsfreundschaft. — Hochzeit. — Stellung der Frau. — Krankheiten. — Tod. — Lieder. — Tänze. — Wassegejutanz. — Spiele. — Feste. — Islam. — Geisterglauben. — Sklaven. — Komoroleute. — Araber. — Schibiri. — Beludschen. — Inder.

Unter der Tangaküste wird hier jener ostafrikanische Küstenstrich verstanden, der zwischen den Mündungen des Umba- und des Panganiflusses, also zwischen etwa 4^0 40' und 5^0 25' südlicher Breite gelegen ist. Es ist der nördlichste Theil der deutsch-ostafrikanischen Küste, der in der Bucht von Tanga seinen natürlichen Mittelpunkt hat. Die Tangaküste bildet den westlichen Saum des Pembacanals, der im Osten von der vielgegliederten Küste der Insel Pemba begrenzt wird. Er hat eine Breite von etwa 50 Kilometer, so dass von Pemba aus die Berge des Festlandes an klaren Tagen sehr wohl wahrgenommen werden können. Von der Tangaküste selbst sieht man die ungemein niedrige Insel Pemba niemals, wohl aber von den die Küste begleitenden Höhenzügen. Trotz seiner geringen Breite hat der Pembacanal doch bedeutende Tieten und wird von den zwischen Aden und Sansibar verkehrenden Schiffen gewöhnlich zur Durchfahrt benützt. Doch steuern diese näher an Pemba, weil die der afrikanischen Küste vorgelagerten Korallenriffe weiter in den Canal hineinreichen als jene der Insel. Die Meeresströmung im Canal ist vorherrschend Nordwest und Nord, auch während der Dauer der Südmonsune, doch wird durch diese, wie auch

(besonders im nördlichen Theil des Canals) durch die Fluthbewegung die Strömung abgeschwächt und theilweise in andere Richtungen gebracht.

Die Richtung der Küste ist vorherrschend Nordnordost, sie ist für afrikanische Verhältnisse ziemlich reich gegliedert, da sechs Buchten, die von Muoa, Mansa, Kwale, Tanga, Mtangata und Pangani, theils selbstständig, theils als Aestuarien von Flüssen in dieselbe einschneiden. Es ist eine echte Korallenküste, die sowohl ein sie direct begleitendes Küstenriff, wie auch in der Entfernung von etwa 5 Kilometer, dieser gleichlaufend, ein Wallriff besitzt. Beide Riffe erheben sich an einigen Stellen über die Meeresoberfläche und bilden eine Anzahl längs der Küste verstreuter Inselchen. Die Küste selbst ist vorherrschend flach und sandig, sie wird fast überall von einem Steilabfalle von 10 bis 30 Meter Höhe begleitet, der selten auf weitere Entfernung als einen Kilometer zurücktritt, manchmal aber sich direct hinter dem schmalen Strande erhebt. Er besteht aus Korallengestein und enthält besonders bei Pangani zahlreiche recente Versteinerungen. Durch diese wird das Bestehen einer negativen Niveauveränderung, also einer Küstenvermehrung von mindestens 30 Meter Höhe in recenter Periode wahrscheinlich, wie ähnliches auch bereits in der Umgebung von Bagamoyo nachgewiesen wurde.

Dass diese Bewegung vor nicht zu ferner Zeit noch bestanden hat, lässt noch besonders die Küste zwischen Wanga und Muoa schliessen, wo der korallinische Steilabfall zwar fehlt, aber eine ziemlich breite sandige Zone mit verstreuten recenten Muscheln zwischen der Koralleninsel Kirui (die als Ueberrest des alten Wallriffes anzusehen ist), beziehungsweise dem Kiruicanal und den jurassischen Kalkhügeln des Hinterlandes sich ausdehnt. Durch diese sandige Region ziehen sich drei ausserordentlich deutlich wahrnehmbare, 2 bis 3 Meter hohe Dünenwälle parallel zur Küste hin, den Verlauf der alten Strandlinie bezeichnend. Während also, wie aus dem Gesagten ziemlich zweifellos sich ergibt, bis in die geologisch jüngste Zeit eine negative Niveauveränderung andauerte, ist es ebenso sicher, dass gegenwärtig eine positive, also eine Küstenverminderung besteht. Ich habe mich bemüht, über diesen Punkt bei den Ein-

geborenen möglichst genaue Erkundigungen einzuziehen und habe an allen Küstenpunkten gleichmässig die bestimmte Angabe erhalten, dass die See rasch vorrücke. So werden die Häuser von Muoa bereits von der Fluth nahezu erreicht und in Tongoni war man bei meiner Anwesenheit eben im Begriffe, Häuser abzureissen, weil diese vom Meere bespült wurden. In Wanga müssen sich die Eingeborenen sogar durch Aufführung von Dämmen gegen die See schützen, welche ihre Stadt bereits in eine Insel verwandelt hat. Ueberall, besonders auch in Tanga, trifft man alte Leute, die an Stellen Häuser gesehen haben, die jetzt bereits von der See eingenommen werden. Auch die Missionäre in Magila, die früher bei Moarongo (Mtangata) ein Haus besassen, berichteten mir, dass die See dort alljährlich vorschreite.

Wir finden also an diesem Theile der ostafrikanischen Küste die eigenthümliche Erscheinung, dass eine langandauernde negative Strandveränderung sich in geologisch allerjüngster Zeit in eine kräftige positive verwandelt hat.

Diese Bewegung erklärt einige an der Tangaküste zu beobachtende Erscheinungen. Vor Allem begünstigte sie die Bildung von Aestuarien, denn dass die aus den krystallinischen Hinterländern ihren Ursprung nehmenden grösseren Flüsse und Bäche bereits zur Zeit der Küstenvermehrung vorhanden waren, scheint ziemlich sicher. Diese schnitten nun in die sandigen Küstenstriche ein und arbeiteten dadurch gewissermassen der späteren positiven Niveauveränderung vor, so dass es der landeinwärts dringenden See leicht wurde, die bereits vorhandenen Rinnen zu Aestuarien auszuweiten, wie dies z. B. im vollkommen flachen Mündungsgebiet des Umbaflusses der Fall ist. An den korallinischen Küstentheilen verhinderten die Flüsse an ihren immer weiter vorgeschobenen Mündungen durch Süsswasserzufuhr das Entstehen von Korallenriffen und bildeten derart Hohlwege von oft ansehnlicher Breite zwischen diesen, der später anwachsenden See die Bildung tiefer Buchten und von Steilwänden eingeschlossener Aestuarien ermöglichend.

Auf diese Art ist die Bucht von Pangani durch den Panganifluss, die Bucht von Mtangata durch den Ukumbine und die

Bucht von Tanga durch den Sigi gewissermassen geschaffen worden. Die Kwalebucht verdankt dem in langem Aestuarium mündenden Msembasi ihre Entstehung, während die gemeinsame Mündung des Kombe und Ndoyo der See den Eintritt in die Mansabucht ermöglichte. Nicht so einfach liegen die Verhältnisse bei der Bucht von Muoa, in welche gegenwärtig kein fliessendes Gewässer einmündet. Doch scheint es bei den grossen Veränderungen, welche diese Küste erlitten, und bei der überhaupt vorhandenen Neigung des Umba, seine Mündung zu verlegen, nicht unwahrscheinlich, dass derselbe früher durch den heutigen Kiruicanal — oder wenigstens theilweise durch diesen — in die Muoabai gemündet und dieser dadurch ihre Entstehung gegeben habe.

Ueberall wo das flache Land in grösserer Breite bis an die See reicht, zeigt es sich von weitem als dunkle einförmige Waldmauer. Es ist dort dicht mit Mangroven, jenen glänzend blätterigen Rizophoren bedeckt, die in allen Tropenländern die Flussmündungen erfüllen und durch ihr amphibisches Dasein, sowie das Wurzelgewirre, das sie selbst von den höchsten Zweigen in den schlammigen, zur Fluthzeit von der See bespülten Boden senken, ein abenteuerliches Aussehen gewinnen. Die Mangroven an der Tangaküste erreichen keine besondere Höhe, unter dem dichten Schatten ihres Laubes treiben Krabben und andere Seethiere am Boden ihr Spiel und im Geäste leben zahlreiche kleine Affen und lichtscheue Lemuren. Die Mangroven sind hier übrigens keineswegs an die brackigen Flussmündungen gebunden, sondern erfüllen ebenso massenhaft die Striche an der Bucht von Muoa und am Kigirinicanal, wo niemals ein Tropfen Süsswasser hingelangt. Wo sich, wie bei Wanga und Pangani, ein grösserer flacher Streifen hinter dem Strande ausdehnt, ist dieser zum grossen Theile mit den Feldern und Palmgärten der Eingeborenen bedeckt. Weit mehr kommen diese jedoch zur Geltung, wo sie, wie dies gewöhnlich der Fall ist, sich auf der Höhe der Uferrampe ausdehnen. Besonders wo diese bis knapp an die Küste heranreicht, bietet sie mit ihren malerischen, von tropischer Vegetation bedeckten Steilabfällen, gekrönt von den weiten Cocoshainen, einen prächtigen Anblick. Der Boden

dieser „Schambas" (Landgüter) ist vorherrschend ebenfalls sandig, gedeiht doch die königliche Cocospalme am liebsten auf salzigem Seesandgrunde, vielfach sind aber auch Schollen braunrothen Lehmbodens eingelagert, die hauptsächlich den Feldfrüchten ein günstiges Terrain bieten. Zwischen den Palmen sind hohe, dunkellaubige Mangos mit ihren riesigen Kronen verstreut. Besonders wenn diese in Blüthe stehen und einen feinen Duft durch die Schambas verbreiten, kann man sich nichts Schöneres denken als diese tropischen Parkanlagen. Wo das Land nicht bebaut ist, bedecken es niedrige, stachelige Gesträuche und zahllose vielverästelte Dumpalmen. Manchmal ragt auch, einer riesigen antiken Säule gleichend, die breitstämmige Hyphäne zu bedeutender Höhe auf, oder erhebt sich ein mächtiger, abenteuerlich geformter, meist laubloser Baobab. Letzterer Baum ist ebenso wie die hochstämmige Tamarinde mit ihren angenehm säuerlichen Früchten in den Schambas, ja in den Dörfern selbst sehr häufig und Namen, wie „Mikwajuni" (bei den Tamarinden) oder „Mabuyuni" (bei den Baobabs) sind an der Tangaküste gemein. Die Dumpalmenstriche bieten den beliebten Aufenthaltsort grosser Affen, die sich von den rothen, auch für Menschen geniessbaren Früchten dieser Pflanze nähren und bei jedem Geräusch plump, aber erstaunlich schnell in kurzen Sprüngen davoneilen.

Der grösste Nachtheil der Küste ist der Wassermangel, denn die Brunnen geben vielfach nur spärliches, theilweise brackiges Wasser, während das Wasser der Flüsse durch das Eindringen der See auf grosse Strecken nicht geniessbar ist. Doch könnte durch geeignete Anlagen diesem Uebelstande wohl abgeholfen werden.

Hinter der Küstenzone im engsten Sinne, theilweise recht nahe an diese herantretend, zieht sich das Gebiet des Jurakalkes als zweite ältere Strandlinie dahin, den Uebergang nach den Vorbergen Usambaras bildend. An der Grenze zwischen Küstenkalk und Jura scheint sich eine — wohl rein locale — Verwerfungsspalte hinzuziehen. Dieser danken die Schwefelquellen von Amboni bei Tanga ihre Entstehung. Sie entspringen knapp am Sigifluss und werden bei steigender Meeresfluth unter Wasser

gesetzt. Sie sind von dunklen, tiefen Schlammmassen umgeben und schwer zugänglich. Sie riechen sehr stark nach Schwefelwasserstoff und besitzen eine höhere Temperatur als die des Sigiflusses. Auf eine südliche Fortsetzung dieser Spalte lassen vielleicht die 1888 von mir beobachteten, im nördlichen Randabfall der Panganimündung anstehenden Kalktuffmassen schliessen. Dieselben sind dem Fusse des aus recentem Kalk mit Seefossilien bestehenden Abfalles angelagert und enthalten sehr schöne, aber ungemein brüchige Phanerogamen-Blattfossilien, die als recente Landformen bestimmt wurden. Der sehr lose Habitus des Tuffs macht den Eindruck einer Quellablagerung, und es scheint vielleicht nicht unwahrscheinlich, dass auch hier früher Schwefelquellen zu Tage getreten.

Die Bewohner der Tangaküste lassen sich, wie die der ganzen Küste Deutsch-Ostafrikas, in zwei Gruppen scheiden, in die Ansässigen und Zeitweiligen. Erstere sind Neger oder Halbblutleute, letztere Araber, Beludschen, Inder und Europäer. Selbstverständlich sind diese Gruppen nicht scharf zu trennen. So gibt es von den letztangeführten Nationen einzelne Individuen, die dauernd angesiedelt sind, während man andererseits wieder zahlreiche Neger trifft, die sich nur zeitweilig im Tangagebiete aufhalten.

Die dunkelfarbigen Eingeborenen werden meist „Watu wa mrima" (Küstenleute) genannt, und zwar ist dies der nördlichste Theil der ostafrikanischen Küste, auf welchen diese Bezeichnung noch allgemein angewandt wird. Die Bewohner der Ortschaften nördlich von Wanga pflegt man schon als „Watu wa Mvita" zu bezeichnen. Europäer nennen alle diese Leute meist kurzweg Swahili und insoferne mit Recht, als das Kiswahili durchwegs als Verkehrs- und Handelssprache dient, und die Küstenneger in Tracht und Lebensweise, in Sitten und Religion ein einheitliches Gepräge tragen. Wer sich jedoch nicht mit oberflächlicher Betrachtung begnügt, der erkennt bald, welch verschiedenartige Elemente durch den äusserlich gleichen Mantel verhüllt werden. Da leben Einwanderer aus dem Hinterlande seit Generationen an der Küste, da übt das Heer der Sklaven, meist aus dem Süden stammend, seinen gerade nicht veredelnden Einfluss, und

gar leicht kann man schliesslich zur Ansicht gelangen, dass es überhaupt einen Swahili-Stamm nicht gebe, dass das Wort keine andere als die ursprüngliche arabische Bedeutung „Küstenbewohner" habe. Besonders wer die Stadt Sansibar zum Felde seiner Studien macht, begeht hierin keinen grossen Fehler, denn unter der buntscheckigen, aus allen Stämmen Inner-Afrikas zusammengesetzten Negerbevölkerung der ostafrikanischen Grossstadt gibt es wohl nur ganz Wenige, die den stolzen Namen „Swahili" mit Recht führen. Ebensowenig jedoch, wie das, was auf die Stadt Anwendung findet, auch für die Insel Sansibar gilt, ebensowenig wie man den Wahadimu und Watumbatu abstreiten kann, dass sie echte Swahili seien, so kann diese Bezeichnung auch einem Theil der Bewohner der Tangaküste bestimmt nicht versagt werden.

Der Name Swahili ist bei den Angehörigen des Stammes selbst nicht sehr verbreitet; am liebsten hören sie sich Schirazi nennen und leiten ihre Abkunft von Schiraz her. Dort soll einst ein Vornehmer, Namens Seid,*) gelebt haben, der von Ali, dem Vetter und Schwiegersohn des Propheten, abstammte. Dieser wurde in einer Revolution zu Gunsten der Familie der Aliden um 739 n. Chr. von den Aufständischen in Kufa zum Khalifen ausgerufen. Bald jedoch wurde er besiegt und fiel, während seine Anhänger unter dem Namen Emoseidis nach der Ostküste Afrikas auswanderten und sich an verschiedenen Punkten niederliessen. Besonders zahlreich besiedelten sie die Küste zwischen Makdischu und Lamu. Als die sunitischen Araber in ersterer Stadt grössere Macht erlangt hatten, wollten die chaffiitischen Emoseidis sich denselben nicht unterwerfen, sondern zogen sich ins Innere zurück und vermischten sich mit den Eingeborenen, derart dem Swahilivolke seinen Ursprung gebend.

Mag nun auch die Erzählung von der schirazischen Abkunft unserer ostafrikanischen Wollköpfe einige Zweifel erregen und vielleicht mehr als historisches, denn als ethnographisches Moment zu betrachten sein, so steht doch fest, dass die an der Lamuküste angesiedelten Bantuneger, welche die Stammväter aller Swahili

*) Guillain, Documents I, 160.

sind, jahrhundertelang arabischen Blutmischungen ausgesetzt waren. Durch diesen Einfluss einer höheren Rasse geistig und theilweise auch körperlich auf eine den umwohnenden Stämmen überlegene Stufe gehoben, breiteten sie sich bald in zahlreichen Zweigsiedelungen an der ganzen Küste aus. Durch die vorerwähnten Einflüsse, durch das Nachdringen der Inlandstämme und die Einfuhr zahlreicher Sklaven wurden sie vielfach verdrängt. Immerhin sind sie jedoch auch auf der Tangaküste nicht ganz verschwunden, selbst wenn man unter Swahili ausschliesslich Menschen versteht, die das Kiswahili als Muttersprache selbst im engsten Familienkreise sprechen und ihre Abkunft nachweisbar von der Lamuküste, beziehungsweise von der Insel (nicht Stadt!) Sansibar herleiten können.

Man kann zwei durch Jahrhunderte getrennte Swahilieinwanderungen unterscheiden. Die ältesten Bewohner der Küste sind die vor undenklichen Zeiten aus Lamu eingewanderten Wajomba, die sich als nächste Stammverwandte der Wahadimu und Watumbatu von Sansibar ansehen. Sie nennen sich selbst stets Schirazi, Wajomba ist eigentlich ein Spottname, der sich aber an der ganzen Küste eingebürgert hat. Sie sollen Tanga und Mtangata gegründet haben und waren nach der Tradition der Wassegeju die früheren Bewohner der nun von diesen besetzten Striche. Am reinsten sind sie in Kwale erhalten, ziemlich rein auch in der Vorstadt Tschumbageni von Tanga. In Mkokwani (Tanga) sind sie stark mit Digo-Elementen versetzt. In Mtangata unterscheidet man zwei Stämme, die Makamëuma und die Wasegele, von welchen erstere ziemlich unreine Wajomba, letztere Wabondëi sind. Die Panganileute sind keine Swahili, sondern äusserlich swahilisirte, reine Wabondëi, die Bewohner von Mbuëni (gegenüber Pangani) ebensolche Wasegua. Ziemlich reine Wajomba dürften auch die spärlichen Bewohner der Insel Kirui sein.

Die Wajomba von Kwale sind vielfach recht wohlgestaltet, besonders die Fischer in ihrer kraftvollen Nacktheit zeigen oft prächtigen Körperbau. Man sieht einzelne lichter gefärbte Leute, bei welchen das arabische Blut nicht zu verkennen ist, sowie häufig anziehend freundliche, etwas weibische Gesichtszüge. Allerdings bemerkt man auch Leute, deren Vorfahren nicht in den

Rosengärten von Schiraz, sondern in den Baumsteppen des Digolandes gelebt haben dürften, doch sind diese in der Minderzahl und ohne Einfluss auf den Gesammteindruck. Die Wajomba sprechen den Tangadialekt des Kiswahili, der ziemlich stark mit Digo-Elementen versetzt ist.

In dieselbe Gruppe gehören auch die unter dem Namen Scherifu bekannten Swahili von Wassin und Wanga. Sie werden nach „Wumba", wie man das Gebiet um die Wangabai früher nannte, auch vielfach „Wawumba" genannt und zerfallen in drei Gruppen: die lichtfarbigen Ba-Amiri und Ba-Adaui und die dunkelfarbigen Majadidi. Sie stammen ebenfalls von der Lamuküste und bilden eine etwas spätere, aber doch wohl recht alte Einwanderergruppe nach Wassin, von wo aus sie Wanga besiedelten. Sie haben vielfach eine angenehm lichtbraune Hautfarbe, man trifft bärtige Leute, die keineswegs negerhaft aussehen, bei welchen aber auch der kantige Arabertypus gerade nicht hervorsticht. Die Frauen gelten als besonders schön. Die ältesten und angesehensten Familien unter ihnen leben immer noch auf Wassin; Burton, der sie 1857 besucht, war wenig erbaut von ihnen und nennt sie eine Mischung von „verrückten Arabern, scheusslichen Swahili, gemeinem Halbblut und diebischen Sklaven." Sie waren stets ihrer Zauberkünste wegen gefürchtet, und ihr Oberster, der „Divani", spielte lange Zeit eine grosse Rolle. Ihre Abkunft vom Propheten, auf den ihr Name „Scherifu" hindeutet, dürften sie wohl Schwierigkeit haben, nachzuweisen.

Diesen beiden Gruppen, welche die alte Swahilieinwanderung darstellen, folgten vor etwa fünfzig Jahren eine Anzahl Wagunya-Familien, die sich einzeln verstreut an allen Küstenplätzen, in grösserer Zahl aber in Nianjani niederliessen. Von dort aus besiedelten sie vor etwa zwanzig Jahren die Insel Yambe.

Sie gelten als eine Mischung der echten Swahili mit Arabern und Somali, wohnten ursprünglich nördlich von Lamu, wurden aber von den Galla nach der Insel Patta verdrängt, wo sie heute noch leben. Die an der Tangaküste Angesiedelten verliessen ihre Heimat zur Zeit einer Hungersnoth. Aeusserlich sind sie nichts weniger als einheitlich, alle Hautschattirungen, von gelbbraun bis tief dunkelbraun, sind vertreten, auch in Körperbau

und Gesichtsform weichen sie recht sehr voneinander ab. Ihre Sprache ist ein eigenthümlicher Dialekt des Kiswahili. Ihr Charakter ist verrufen, sie gelten als treulos, rachsüchtig und grausam, alles Eigenschaften, die ihre Somaliblutmischung erklärlich macht. Mörder und andere Verbrecher an der Tangaküste sind meist Wagunya, auch treiben sie mit grosser Vorliebe Handel mit „Makanda" („Matten", gebraucht für „Sklaven"). Uebrigens gibt es auch gute Individuen unter ihnen, und in der deutschen Swahili-Schutztruppe sind Wagunya nicht selten und ihrer Intelligenz und Beweglichkeit halber nicht ungern gesehen.

Etwas, aber nicht viel älter ist die kleine Watumbatu-Colonie zwischen Kigombe und Pangani. Ich habe die drei Dörfer derselben niemals besucht, erfuhr jedoch, dass man dort noch Leute findet, die vor der Auswanderung in Tumbatu geboren, was auf ein Alter der Niederlassung von etwa sechzig Jahren schliessen liesse.

Ausser Swahili und swahilisirten Wabondëi und Wasegua lebt noch ein anderer sehr merkwürdiger Volksstamm an der Tangaküste, der zwar auch äusserlich vom gewöhnlichen Typus nicht abweicht, durch seine Abkunft und seinen historischen Ruf aber besondere Aufmerksamkeit verdient. Es sind die Wassegeju, welche im Küstenstrich zwischen Tanga und Gasi, in einigen Niederlassungen südlich von Tanga und in Buiti am Ostfuss des Usambaragebirges leben. Sie zerfallen in zwei Gruppen: die Makamadi mit den Hauptdörfern Gomani, Muoa, Pongwe (nördlich von Wanga), Ndumi und Mwambani und die Waboma mit Mansa, Boma, Kitschalikani, Tschongoliani, Mvuni, Nianjani und Buiti.

Dass die Wassegeju nicht die ursprünglichen Bewohner dieser Küste sind, geht sowohl aus der Geschichte wie aus ihren mündlichen Ueberlieferungen hervor. Wenn man einen halbwegs aufgeweckten Mssegeju fragt, wo sein Volk herstamme, so wird er ohne Bedenken antworten: von Kirao. Aeltere Leute pflegen wohl noch den Namen Marangi zu nennen und anzugeben, dass ihre Vorfahren als „Wilde" mit Speer und Bogen aus dem Innern gekommen seien. Den Namen Kirao bekam schon Guillain*) zu

*) Documents III, 240.

hören und verlegt den Ort ins Innere, westlich von Malindi. Dies stimmt ziemlich gut mit der Ueberlieferung der Wassegeju, welche Kirao nördlich von Kikuyu an die Grenze der Gallaländer versetzen.

Der Ort Kirao muss in der früheren ostafrikanischen Völkerwanderung eine grosse Rolle gespielt haben. Auch die Wanyika (Wadigo) leiten ihren Ursprung von dort her, und der Mombaser Stamm der Wakilindini behauptet, von seiner beim Cap Gardafui gelegenen Urheimat über Kirao nach seinen heutigen Sitzen gelangt zu sein, was angeblich auch den Anstoss zur Auswanderung der Wassegeju gab. Jedenfalls gehören letztere dem nördlichen Complex der Bantustämme an, wie schon ihre Sprache andeutet.

In der Geschichte treten die Wassegeju zuerst 1589 auf. Der portugiesische Schriftsteller Diogo do Couto*) nennt dieselben bei Beschreibung der Vertheidigung Malindis gegen die wilden Wasimba. Diese kamen aus dem Süden und bildeten eine jener südafrikanischen Invasionen, welche seit Jahrhunderten das mittlere Ost-Afrika verheerten und in den heutigen Maviti bis auf die Gegenwart reichen. Der Sultan von Malindi und der entschlossene portugiesische Resident dieses Ortes, Mattheos Mendes de Vasconcellos, schlugen jedoch die räuberischen Schaaren zurück. Als Hilfstruppen dienten den Vertheidigern von Malindi 3000 „Mossegejos", zweifellos Vorfahren unserer Wassegeju. Sie bewohnten damals die Küste bei Malindi. Sie galten als sehr wild und kriegerisch, die Körperkraft und der Muth wurde bei der Jugend durch die Erziehung gestählt, als Bundesgenossen waren sie sehr sicher. Dies bewiesen sie abermals 1592, wo sie als Verbündete des Sultans von Malindi und der Portugiesen gegen Kilifi zogen. Dieser Ort wurde nach hartem Kampfe erobert. Durch Flüchtlinge von dem Ereigniss verständigt, versammelte der Scheich von Mombas 5000 meist eingeborene Streiter, um die Niederlage des ihm verwandten Scheich von Kilifi zu rächen. Er griff zuerst die Wassegeju an, welche jedoch seine Armee schlugen, wobei er selbst und die vornehmsten Araber von Mombas fielen, worauf die Wassegeju weiter zogen

*) Guillain, Documents I, 402.

und Mombas eroberten, welche Stadt sie dem unter portugiesischem Schutz stehenden Sultan von Malindi auslieferten.

Um das Jahr 1640 waren die Wassegeju immer noch in der Gegend von Malindi angesiedelt und so mächtig, dass sie von den Portugiesen einen Jahrestribut bezogen. Bei den späteren zahlreichen Kämpfen, in welchen es sich meist um den Besitz von Mombas handelt, werden sie nicht mehr erwähnt, und man ist in Bezug auf ihre weiteren Schicksale auf die Tradition und auf Rückschlüsse aus den gegenwärtigen Verhältnissen angewiesen. Denn in der Geschichte werden die Wassegeju immer nur als Bewohner der Malindigegend genannt, während es heute — so viel mir aus den Berichten Brenner's und Anderer bekannt — dort keine Angehörigen dieses Stammes mehr gibt und man denselben nur zwischen Gasi und Mtangata in verschiedenen Colonien, im Inlande aber nur in Buiti trifft. Von den beiden Stämmen, in welche die Wassegeju zerfallen, behaupten die Makammadi, direct aus dem Innern nach ihren heutigen Wohnsitzen gekommen zu sein. Sie gründeten dort erst das Dorf Gomani, das heute noch als ihr Stammsitz gilt und als Begräbnissort der Häuptlinge dient, und besiedelten von dort aus die Küste. Viel später, heisst es, kamen andere Wassegeju und liessen sich zuerst in Buiti nieder, von wo aus sie dann nach der Küste kamen, die Wajomba verdrängten und den Ort Boma gründeten, nach welchem sie Waboma genannt wurden. Von dort aus wurden die übrigen Dörfer besiedelt, die Fürstengräber befinden sich aber heute noch in Boma. Die Waboma und Makammadi sind bittere Feinde, früher bekämpften sie sich fortwährend und selbst jetzt noch stehen sie sich fremd gegenüber. Mit den Wadigo stehen die Makammadi seit altersher auf ziemlich gutem, die Waboma auf schlechtem Fusse. Die Waboma behaupten, Raubzüge bis nach Kilwa in den Küstengegenden unternommen zu haben, wobei ein Theil von ihnen nach Usegua versprengt wurde und dort in der eingeborenen Bevölkerung aufging. Ich wäre zu dem Schlusse geneigt, dass die aus der Urheimat bei Kirao kommenden Wassegeju sich gleich in zwei Gruppen theilten, von welchen die heutigen Makammadi sofort ihre jetzigen Wohnsitze bezogen, während die Vorfahren der Waboma sich bei

Malindi niederliessen. Da die Tangaküste stets von Mombas abhängig war, so ist es leicht möglich, dass die Makammadi dieser Stadt gegen ihre Stammesgenossen bei Malindi Heerfolge leisten mussten. Dies würde die alte Feindschaft der beiden Stämme einerseits und die Freundschaft der Makammadi mit den Wadigo, als ihren alten Kampfgenossen, andererseits erklärlich machen. Durch irgend welche Gründe, vielleicht durch das Nachdrängen der Galla, wurden, wie man vermuthen kann, etwa im Anfange des 18. Jahrhunderts die Wassegeju von Malindi veranlasst, auszuwandern und sich in Buiti und später an der Küste als Waboma niederzulassen. Die Sprache hat sich in Buiti am reinsten erhalten, an der Küste ist sie schon stark mit Kiswahili versetzt. Im Uebrigen bieten die heutigen Wassegeju, auf welche der lange Aufenthalt an der Küste, der Islam und die Blutmischung mit Wadigo, Swahili und Sklaven nivellirend eingewirkt, nicht viel Besonderes. Was sich eigenartiges bei ihnen erhalten, soll in Gemeinschaft mit den Sitten der Watu wa mrima im Allgemeinen erwähnt werden.

Wie schon gesagt, besitzen alle Küstenleute, mögen sie nun Swahili, swahilisirte Wabondëi oder Wassegeju sein, ein einheitliches Gepräge, das sich äusserlich schon in der Kleidung darthut. Die Männer tragen den weissen Lendenschurz (Kikoi) um den Leib, der etwas unter das Knie reicht und vielfach einen bunten Saum besitzt. Am Körper wird vielfach ein weisses gewirktes Baumwollleibchen (Flana) getragen, über welches man das lange, weisse oder braune Hemd (Kansu) zieht, welches bis an die Knie reicht. Der schwarze oder bunte, goldverzierte arabische Talar (Joho) wird von Schwarzen nur selten getragen. Die Füsse stecken manchmal in Ledersandalen, am Kopfe trägt man noch vielfach die schöne, zierlich ausgenähte, weisse Swahilimütze (Kofia), die immer mehr durch das rothe Fez verdrängt wird, an welchem die Schwarzen jedoch keine Quaste anbringen. Im Allgemeinen ist die Kleidung stets ziemlich rein gewaschen, arme Leute begnügen sich wohl auch mit einem Lendenschurz aus blauem Zeug (Kaniki) oder weissem (Schuka). Vornehmere Leute dagegen pflegen ein roth-weisses und blaues Turbantuch oder die cylinderförmige bunte Jumbemütze zu tragen. Die

Männer nähen sich ihre Kleider selbst, besonders das sorgfältige Ausführen der Kofias ist ihre Lieblingsbeschäftigung in den recht zahlreichen Mussestunden. Sie zeichnen sich die Muster darauf mit Bleistift vor und vernähen feine blaue Stofftheile in die Mütze, so dass diese nach dem Waschen einen bläulichen Strich bekommt. Dies gilt als besonders „mardadi" (fein), weniger mardadi ist es, wenn die Mütze leicht röthlich wird. Nicht häufig, aber besonders hübsch sind die mit gelber Seide verzierten Kofias. Der Preis einer Mütze ist von zwei bis vier Rupies, gewiss ein geringes Entgelt für wochenlange Arbeit.

Die Körperreinlichkeit ist ziemlich gross, die Leute baden fast täglich, wenn sie dazu Gelegenheit haben. Doch ist der Gebrauch der Seife zum Waschen des Körpers nahezu unbekannt.

Die Haupthaare werden kurz getragen und nicht sehr rein gehalten, weshalb man kaum einen Swahili trifft, der keine Kopfläuse hätte. Werden diese zu lästig, so wird das Haupthaar abrasirt. Alle Haare am Körper werden nach mohammedanischer Sitte entfernt, Kinnbärte werden öfters, Schnurbärte niemals getragen. Wie bei Moslim selbstverständlich, sind alle Männer beschnitten. Doch trifft man verhältnissmässig viele Ausnahmen, Nichtbeschnittene, die unter dem Namen „Bunga" bekannt sind. Es sind dies meist Leute, bei welchen die Beschneidung in früher Jugendzeit aus irgend welchem Grunde unterblieb, die heranwachsend das vorgeschriebene Alter versäumten und es dann aus Scheu vor der Operation beim Alten liessen. Eunuchen kommen an der Tangaküste meines Wissens nicht vor. Die im Inlande so häufigen Körperverunstaltungen kennen die „civilisirten" Watu wa mrima wenig. Nur die Wassegeju (besonders die von Buiti) pflegen sich an beiden Schläfen zwei parallele, gegen das Auge zu verlaufende Schnitte zu machen. Bei den jungen Burschen von Pangani und Mtangata, welche eine Massaireise mitgemacht, ist es auch üblich, sich auf einer Backe eine pfeilförmige Zeichnung blau eintätowiren zu lassen, um sich sofort als „gereiste Leute" erkennen zu geben. Die Zähne werden sehr reinlich gehalten und mit dem rauhen faserigen Holz eines Baumes täglich abgerieben. Schmuck tragen die Männer nur

wenig, manchmal ganz dünne silberne Ringe oder ebensolche aus dem schwarzen Hufhorn des Zebras geschnitzte.

Die Weiber gehen sämmtlich unverschleiert, was nicht immer der Fall gewesen sein dürfte. Wenigstens berichtet Guillain in den Vierzigerjahren, dass die Swahilifrauen von Mombas alle den orientalischen Schleier trugen. Doch war damals schon diese Sitte im Aussterben begriffen. Ihr Hauptkleidungsstück ist ein mit bunten (meist schwarzen und rothen) Mustern bedrucktes Baumwollenzeug, welches oberhalb des Busens fest zusammengeschlungen wird. Es wird manchmal auch durch stark abfärbendes blaues Zeug (Kaniki ya Ulaya), seltener und nur bei armen Leuten durch weisses Zeug (Schuka) ersetzt. Es reicht fast bis an die Knöchel und ist der körperlichen Entwickelung insoweit nicht günstig, als es die Brüste förmlich künstlich abschnürt. Ueber die Schultern wird ein anderes, meist mit einem Saum versehenes buntes Zeugstück (Kisutu) geschlagen. Das Haar wird entweder kurz getragen oder rasirt oder, mit Sesamöl bestrichen, zu Frisuren verflochten. Im Allgemeinen gibt es zwei Formen der Haarfrisuren; die eine gleicht genau der bei den Mpangweweibern in Gabun (West-Afrika) üblichen und treibt die Haare zu zwei kleinen Buckeln auf jeder Kopfseite auf, was den Negerinnen recht gut steht. Weniger kleidsam ist die andere Form, in der die Haare zu dünnen, vom Haarrand bis zum Nacken verlaufenden Wülstchen vereinigt werden. Alle Toiletteangelegenheiten, von der Kleidung bis zur Haarfrisur, werden übrigens durch die Mode bestimmt, deren Mittelpunkt Sansibar ist. Am Kopfe wird das sogenannte Ukaya getragen, welches aus bunten Baumwollsträhnen besteht, die, um das Kinn geschlungen, am Scheitel in einer silber- oder goldumsponnenen Schliesse sich vereinigen. Von dieser hängt ein langes, in einen Zipfel endendes blaues Tuch über den Rücken herab, das manchmal auch turbanartig um den Kopf geschlungen wird. Sandalen werden von den Weibern nur selten getragen. In Bezug auf Reinlichkeit und Körperpflege gilt das bei den Männern Gesagte hier ebenfalls.

Wie überall, so scheut auch hier das weibliche Geschlecht nichts, um sich zu schmücken und nach landesüblichen Begriffen

schön zu machen. Schon den kleinen Mädchen pflegt man siedendes Pech auf verschiedene Stellen des Gesichtes zu träufeln, wodurch Wunden entstehen, die verheilt leichte, dunkle, wenig bemerkbare Narben auf der braunen Haut zurücklassen. Unter den Augen malt man sich schwarz, dunkelblau, seltener lichtblau. Um den Hals tragen die Weiber feine silberne Ketten, die sich angenehm von der glänzend braunen Haut abheben. Ein keineswegs unschöner Ersatz für diese sind Halsketten aus rothen Glasperlen, kleinen zierlichen Seeschnecken und glänzend schwarzen Fruchtkernen. Ein origineller, der Tangaküste eigenthümlicher Halsschmuck besteht aus an mehreren Schnüren aufgereihten, trockenen Gewürznelken, die, nett miteinander verbunden, der Trägerin nicht nur als Zierde dienen, sondern ihr auch den süssen Nelkenduft verleihen, den das Halsband selbst nach Jahren nicht verliert. Am Handgelenk trägt man Timbis, runde silberne Nüsse, die an eine Schnur gereiht werden. Die vielfach sehr feinen, oft wirklich schönen Hände werden durch die plumpen „pete za Rupia" nicht selten verunstaltet. Es sind dies breite Silberreifen, welche einfach an Rupiestücke angelöthet als Fingerringe dienen. Noch weniger schön sind die schweren silbernen Bänder (Talli), die an den Knöcheln der Füsse manchmal getragen werden und der glücklichen Besitzerin einen watschelnden Gang verleihen. Die linke Nasenscheidewand wird öfters leicht durchbohrt und in der Oeffnung ein Viertel Rupiestück (Kipini) befestigt. Dies dient nach unseren Begriffen gerade nicht zur Zier, ist aber immer noch den Glasperlen vorzuziehen, die manche Weiber in der durchbohrten Nasenscheidewand anbringen. Die in Sansibar sehr beliebte Sitte, die Ränder der Ohrmuscheln zu durchbohren und Scheiben von Baummark einzuschieben, ist an der Tangaküste weniger allgemein, und viele Swahilimädchen sind klug genug, ihre meist wohlgeformten Ohren unverstümmelt zu lassen. Als Armbänder werden manchmal auch Hornreifen getragen, die nur im erhitzten Zustand über die Hand geschoben werden können. Die aus Usegua und Bondëi importirten „Madodi" (mit feinem Messingdraht umsponnene Darmsaiten) sind ebenfalls recht beliebt. Kölnerwasser und arabische Parfums werden so viel als möglich verwendet.

Was den Gesammteindruck der Swahili anbelangt, so gehen die Ansichten darüber recht weit auseinander. Aeusserlich ist derselbe meist ziemlich günstig. Ein junger Bursche mit peinlich reiner weisser Kleidung und aufrechter Haltung, der, sein Stäbchen in der Hand schwingend, munter durch die Strassen Tangas zieht, oder ein alter Herr mit Turban und würdigem Schritt, der den Begegnenden feierlich seinen Gruss entbietet, nimmt sich gewiss ganz gut aus. Noch mehr ist dies bei den jungen Mädchen der Fall, welche, den Wasserkrug auf dem Kopfe in anmuthiger Haltung stützend, fröhlich zum Brunnen ziehen oder den fahnenförmigen Upepeo (Fächer) in der Hand, scherzend und lachend in malerischen Stellungen unter den Vordächern liegen, ein Bild glücklichen, sorglosen Nichtsthuns darbietend. Auch im Verkehr sind sie nicht unangenehm, freundlich und in gewissem Sinne auch gastfrei. „Ku sumlia" (eine Unterhaltung führen) gilt als eine förmliche Kunst, in der es besonders manche Frauen ungemein weit bringen, so dass man stundenlang dem munteren Geplauder derselben zuhören kann, ohne müde zu werden. Ja, ich habe Europäer gekannt, die, ohne Kiswahili zu verstehen, doch mit Vergnügen den Worten eines Tangamädchens lauschten, wozu allerdings die schönen, tiefdunklen Augen und das lebhafte Geberdenspiel der Sprecherin viel beigetragen haben mögen.

Dieser muntere, leichtlebige Sinn, dem sich eine gewisse Beweglichkeit des Gedankens anschliesst, den die Ost-Afrikaner vor einem grossen Theil unserer Landbevölkerung voraushaben, nimmt rasch für sie ein, bevor man ihre schlechten Eigenschaften gewahr wird. Denn wenn sie sich auch durch langes Zusammenleben mit Culturvölkern einen gewissen äusseren Schliff angeeignet, sie bleiben doch Neger, welche die Haupteigenschaften dieser Rasse, Unselbstständigkeit und Misstrauen, besitzen. Aus ersterer ergibt sich die Verlogenheit und leichte Zugänglichkeit für schlechte Beeinflussungen, aus letzterer die Treulosigkeit und Undankbarkeit.

Faulheit wird ihnen ebenfalls meist vorgeworfen, wie ich glaube, mit Unrecht, sie arbeiten eben nicht mehr, als sie nöthig haben, was auch von den meisten Leuten in Europa behauptet werden kann, nur dass der Kampf ums Dasein in unseren „ge-

mässigten" Strichen eben ein ganz anderer ist als unter jenen glücklichen Breiten. Heldenmuth ist gerade kein Charakterzug der Watu wa mrima. Den Wassegeju merkt man von ihren kriegerischen Vorfahren wenig an, verhältnissmässig am tapfersten an der Tangaküste dürften noch die swahilisirten Wabondëi, also die Leute von Mtangata und Pangani sein. Dennoch möchte ich die Küstenleute nicht geradezu als feige bezeichnen, denn die ganze Forschungsgeschichte Mittel-Afrikas hat bewiesen, was mit solchen Leuten unter energischer Führung geleistet werden kann. Ueberhaupt hat die Unselbstständigkeit, jene bezeichnende Eigenschaft des Küstennegers, auch ihr Gutes. Denn sie macht ihn zu Wachs in der Hand des fremden Landesherrn, bisher des Arabers, von nun an des Deutschen.

Die Häuser der Küstenleute sind schon öfters beschrieben worden. Sie besitzen rechteckigen Grundriss, haben an der Langseite eine Veranda und sind im Innern in mehrere dunkle Räume getheilt. Die Wände sind aus einem mit Lehm ausgefüllten Zweiggeflecht, das Dach aus Blättern der Cocospalme. An den Hintertheil der Hütte schliesst sich meist ein kleiner, mit groben Matten eingezäunter Hofraum. Die Räume sind oft ziemlich gross und trotz des herrschenden Halbdunkels recht wohnlich. Kostspielig sind diese Gebäude nicht; für sieben Rupies bekommt man in Tanga schon ein ganz hübsches Haus. Die Einrichtung ist einfach, weitaus das wichtigste Stück derselben ist das Bett, ein auf vier Füssen stehender Rahmen, der mit Cocosstricken oder Mattenstreifen bespannt ist. Darauf wird Nachts eine Matte gebreitet und ein mit dem weichen, trockenen Fruchtfleisch der Baobabfrucht gefülltes Kissen gelegt. Beide Geschlechter schlafen unbekleidet und decken sich mit bunten Baumwollzeugen (Lesso) zu. Sie verhüllen auch den Kopf vollständig, um sich vor den Mosquitos zu schützen. Wer kein Bett hat, der begnügt sich einfach mit den Matten, die von den Weibern (besonders in Tanga) hübsch in bunten Mustern hergestellt werden. Tische gehören schon zu den Luxusartikeln, deren Laden werden „Watoto wa meza" (Kinder des Tisches) genannt. Europäisches Porzellangeschirr trifft man schon überall, daneben aber auch die grossen eingeborenen Töpfe (Tungi), die aus Wanga eingeführt

werden. Sonst sieht man wohl noch einige Löffel und einen aus einer Cocosnuss mit Stiel bestehenden Schöpfer, sowie den Holzmörser und Stössel zum Stampfen der Getreidearten. Zum Raspeln der Cocosnüsse dient ein „Mbuzi" genanntes Geräth. Es hat die Form eines grossen Stiefelknechtes, an dessen vorderem Ende ein gesägtes Eisen als Raspel angebracht ist. Die raspelnde Person nimmt am unteren Ende des Brettes Platz.



Schöpflöffel.

Dem Nahrungserwerb widmen sich beide Geschlechter, der Mann sucht durch Fischerei, Handel oder Trägerdienst etwas zu verdienen, die Weiber beschäftigen sich vorzüglich mit Ackerbau. Ku lima (zu ackern) gilt als schimpflich für den freien Mrimamann, aber auch dessen Gattin oder Tochter drückt sich, wo es ihr nur irgend möglich und überlässt die Arbeit den Sklaven, auf deren Schultern daher so ziemlich die ganze, allerdings nicht überwältigende Arbeit des Feldbaues liegt. „Rauhe Bauernfäuste" trifft man daher nur bei Sklaven und besonders bei Sklavinnen, die freien Küstenleute haben fast alle sammtweiche Pfoten, was neuankommende Europäer meist in Erstaunen setzt.

Der Ackerbau vollzieht sich nach bestimmter Reihenfolge, die sich nach den Jahreszeiten richtet. Im Monate Mfunguo wa mosi (Mai), dem ersten des Swahilikalenders, beginnt die grosse Regenzeit, die Msika mkubwa, bereits nachzulassen, auf den Feldern ist wenig zu thun. Im Mfunguo wa pili (Juni) wird alles für die Mtama-(Sorghum-)Ernte vorbereitet, die im Mfunguo wa tatu (Juli), im kühlsten, trockensten, der Jahreszeit Kipubwe

angehörigen Monate stattfindet. Im Mfunguo wa nne (August) baut man Sesam und Chooko (kleine Bohnen) an, von welchen ersteres Gewächs schon in Monatsfrist, im Mfunguo wa tano (September) geerntet werden kann. Bei noch andauernder trockener Jahreszeit, doch schon nahe am Uebergang zu den kleinen Regen, baut man im Mfunguo wa sita Kunde, eine Bohnenart. Im Mfunguo wa saba (November), dem richtigen „Vuli"-Monat, wird Chooko geerntet. Im Mfunguo wa nane erntet man Kunde und bereitet sich zugleich zur wichtigsten Aussaat, jener der Mtama (Sorghum), vor, welche zu Ende der Kaskazi-Jahreszeit, kurz vor Beginn der kleinen Trockenzeit, im Mfunguo wa kenda (Januar) stattfindet. Zugleich wird auch Reis gesäet. In den Monaten Rajab und Mlisho (Schebani) ist wenig zu thun, ebenso auch im Fastenmonate, im Ramadan (April), wo nur die Reisernte stattfindet. Das Obengenannte ist nachfolgend tabellarisch zusammengestellt:

Swahilimonate	Monate 1891 bis 1892	Jahreszeit		Stand der Pflanzungen
Mfunguo wa mosi	10. Mai bis 7. Juni	nass	Msika mkubwa	—
„ „ pili	7. Juni bis 8. Juli		„ „	—
„ „ tatu	8. Juli bis 7. Aug.	trocken	Kipubwe	Mtamaernte
„ „ nne	7. Aug. bis 6. Sept.		Daymani (Mvua wa mwaka)	Sesam- u. Chookosaat
„ „ tano	6. Sept. bis 5. Oct.		„	Sesamernte
„ „ sita	5. Oct. bis 4. Nov.		„	Kundesaat
„ „ saba	4. Nov. bis 3. Dec.	nass	Vuli (Msika mdogo)	Chookoernte
„ „ nane	3 Dec. bis 2. Jan.	trocken	Kaskazi	Kundeernte
„ „ kenda	2. Jan. bis 31. Jan.		„	Mtama- u. Reissaat
Rajab	31. Jan. bis 1. März		„	—
Mlisho (Shabani)	1. März bis 29. März	nass	Msika mkubwa	—
Ramadan	29. März bis 29. April		„ „	Reisernte

Natürlich ist diese Eintheilung nicht rein schematisch aufzufassen, sondern richtet sich nach dem jeweiligen Einsetzen der Regen. Ausserdem werden nicht sämmtliche angeführte Pflanzen von Jedermann gebaut, sondern der eine verlegt sich mehr auf dieses, der andere auf jenes Culturgewächs. Die wichtigste Pflanze ist Mtama (Sorghum), jene treffliche Getreideart, welche die Hauptnahrung bildet und von den Küstenleuten weit unter

Bedarf gewonnen wird. Reis kommt nicht besonders gut fo.. und gilt als eine Art Leckerbissen. Auch die Hülsenfrüchte spielen keine sehr grosse Rolle. Sesam ist keine Nahrungspflanze, sondern ein Handelsproduct. Der Anbau desselben ist ein ziemlich schwieriger, da das Gedeihen der Pflanze von dem richtigen Einsetzen der kurzen Regen gegen Ende August (Mvua wa mwaka) abhängt. Geht diese Aussaat zugrunde, so pflegt man noch einmal Sesam zu säen, doch selten mit Erfolg, da entweder langes Andauern der Trockenzeit schädlich ist, oder aber die Regenzeit gleich zu mächtig einsetzt. Von den an keine Jahreszeit gebundenen Culturgewächsen wird die Banane wenig gepflanzt, umsomehr die königliche Cocospalme, welche besonders in den letzten dreissig Jahren an der Tangaküste stark zugenommen hat und den Eingeborenen nicht nur fast alles zum Leben Nothwendige bietet, sondern der Küste durch ihre prächtige, unvergleichliche Form auch einen besonderen malerischen Reiz verleiht.

Neben diesen wichtigen werden auch noch andere Culturpflanzen, wie Kürbisse, Pfeffer, Tomaten u. s. w., nach Bedarf angebaut. Ueberall sieht man auch Fruchtbäume, den herrlichen Mango, die Orangen- und Citronenbäume, die Guajavas und Mazambarau, letztere mit herb schmeckenden, kleinen Steinfrüchten.

Wie schon gesagt, genügt der Anbau keineswegs, um die Bedürfnisse der Küstenneger zu decken. Ein zweiter Zweig des Nahrungserwerbes ist der Fischfang. Derselbe wird an der ganzen Küste mit grossem Eifer betrieben, am stärksten jedoch in den echten Wajombaniederlassungen. Er geschieht mit Reusen und Netzen. Erstere werden aus Rohr geflochten und mit einem Köder am Grunde seichter Meeresstellen angebracht. Durch geschickt angelegte Zaunlabyrinthe pflegt man die Fische zu veranlassen, bei abnehmender Fluth in das Gebiet dieser Reusen zu gelangen. Die Netze sind theils aus Cocosstricken, theils aus Gras, seltener aus Baumwollstricken. Die Angel ist wenig üblich. Ausser Fischen werden auch Krebse, Seeigel, Tintenfische und Muscheln gefangen und genossen, Schildkröten jedoch meist verschmäht. Das Fahrzeug der Fischer ist der Mtumbwi, ein primitiver Einbaum, der mit Rudern, welche kreis-

runde Blätter besitzen, bewegt wird. Ein eigentliches Segel fehlt meist, zwei gekreuzte Stangen, zwischen welchen ein Turbantuch befestigt wird, ersetzen ein solches vortrefflich. Diese Canoes lecken natürlich sehr stark; sie werden manchmal ans Land gezogen, am Feuer getrocknet, getheert und mit Cocoswerg calfatert.

An Hausthieren besitzt man Ziegen, wenige Schafe, Hühner und einige Enten. Der früher recht bedeutende Viehstand ist fast gänzlich den Massai zum Opfer gefallen. Hunde sind unbeliebt und werden wenig gehalten, Katzen sind der vielen Ratten wegen nicht selten. Maskatesel werden einzelne in Pangani gehalten. Dort trifft man auch stellenweise die grauen, aus dem Innern eingeführten Esel.

Die Hauptnahrung ist Mtama (Sorghum). Die Körner desselben werden durch Stampfen in Holzmörsern und Schütteln in flachen Körben enthülst. Die Makammadi (Wassegeju) pflegen das so bereitete Korn einfach abzukochen und zu geniessen, alle anderen jedoch verwandeln es erst in Mehl. Dazu dienen zwei kleine, runde Mühlsteine, die in Wassin erzeugt und mit der Hand gedreht werden. Das Mehl wird zu einem dicken, ganz angenehm schmeckenden Brei (Ugali) verkocht. Zum Ugali, der Grundlage der Mahlzeit, gehört unbedingt ein „Kitoweo" (Nebenspeise), bestehend aus Fleisch oder Fisch. Diese werden als „Mchuzi" bereitet, d. i. mit einer oft vortrefflichen, meist indischen Curry enthaltenden Gewürzbrühe. Beim Essen greift man mit der rechten Hand in den Ugali, taucht den Bissen in den „Mchuzi" und geniesst ihn. Mit der linken Hand (Mkono wa kushoto) zuzufassen, gilt als höchst unpassend, da diese zu allen unreinen Handlungen bestimmt und daher „haram" (unrein) ist, die Rechte (Mkono wa kulia) dagegen ist „halal" (rein). Schaffleisch wird sehr wenig, von vielen Leuten grundsätzlich gar nicht gegessen, da es als ungesund gilt. Auch Rindfleisch mögen Viele nicht, während Ziegenfleisch allgemein beliebt ist. Reis ist, wie erwähnt, ein ziemlich kostspieliger Leckerbissen, die Kibaba (etwa ein halbes Liter) kostet im Tangagebiet gegenwärtig 8 bis 10 Pesa. Er wird meist mit zerriebenen reifen Cocosnüssen zubereitet und schmeckt dann vortrefflich. Ueberhaupt ist die Kochkunst der Swahili nicht so übel, als man an-

nehmen könnte. Sie obliegt den Frauen, welche Thon- oder Metalltöpfe (Sufuria) aufs Feuer setzen. Aufgetragen wird das Essen in Porzellantellern, die auf grossen flachen Blechschüsseln (Sinnia) stehen. Ueber jede Speise wird ein kegelförmiges Mattengeflecht zum Schutz gegen Fliegen gestülpt. Männer und Weiber essen getrennt für sich, jeder der Tisch- oder besser gesagt Mattengesellschaft trachtet so kräftig und rasch als möglich zuzugreifen, da seine Genossen sonst bald aufgeräumt haben würden. Die Entschuldigung „na kula" (ich esse) ist daher eine sehr begründete bei einem Neger, der gerufen wird, und ein einsichtiger Herr lässt seinen Diener in diesem Falle womöglich in Ruhe, da dieser sonst fasten müsste. Auf was für Kniffe die Schüsselgefährten oft kommen, um einen hungerigen Genossen vom Essen abzuhalten, zeigte mir einmal das Benehmen meiner Karawanen-Askari. Diese hatten nämlich einen Eingeborenen gelegentlich zum Essen eingeladen, machten ihn aber vorher darauf aufmerksam, dass es bei ihnen der Anstand erfordere, dass ein neuer Ankömmling sein Wohlgefallen durch recht vieles und lautes „Ah! ah!"-Rufen zu erkennen gebe, welches die Uebrigen mit feierlichem „Hm, hm" beantworten. Natürlich hinderte das „Hm, hm" Niemanden am Kauen, während der „ah! ah!" Rufende schliesslich hungerig aufstehen musste.

Zum Essen wird nur Wasser getrunken, im Uebrigen nehmen es die Watu wa mrima nicht allzugenau mit der Vorschrift des Koran betreffs der geistigen Getränke. Europäischer Branntwein freilich, der in Sansibar so verbreitet, kam wohl nie viel und kommt jetzt nicht mehr ins Land. Doch wird in grossen Mengen Cocospalmwein (Tembo) gewonnen. Zu diesem Zwecke schneidet man die Fruchttriebe der Palme an der Spitze ab und steckt die Enden, mit den Schnittflächen zusammengebunden, in eine Kürbisflasche oder ausgehöhlte Baobabfrucht. Der nach zehn Tagen auslaufende Palmwein schmeckt nicht unangenehm, doch weit weniger gut als der in West-Afrika übliche Oelpalmenwein. Gegohren ist er sehr stark und wird viel, besonders von älteren Weibern mit Vorliebe genossen. Noch stärker ist der aus Dumpalmen gewonnene. Dazu werden ganze Verzweigungen der Palme durchgeschnitten, die Enden zugespitzt und an diese

Kalebassen befestigt. Trotz der häufigen Zechgelage kommen blutige Schlägereien doch selten vor.

Ueberhaupt sind die Küstenleute untereinander ziemlich verträglich und nach Landesbegriffen auch artig. Die Männer und Weiber grüssen sich meist mit „Hu jambo?" — „si jambo" (geht es dir gut? — mir geht es gut); Frauen pflegen zu Männern „Shika mmo" (= „nashika miguu", ich umfasse deine Füsse) zu sagen, worauf die übliche Antwort „Marahaba" lautet. Die Anrede „Bwana" (Herr) ist nicht so allgemein wie in Sansibar und wird dafür vielfach „Munyi" gebraucht, ein Titel, der einen freien Mann bezeichnet und schon in älteren portugiesischen Schriften als Anredeform der Ost-Afrikaner genannt wird. Die entsprechende weibliche Form ist „Mwana" (Herrin), nicht zu verwechseln mit dem gleichlautenden Worte, welches Kind bedeutet.

Tabakrauchen ist allgemein üblich, ältere Leute ziehen den aus Usambara kommenden Pfeifentabak vor, während bei jüngeren Cigaretten immer mehr beliebt werden. Weiber rauchen selten. Noch verbreiteter ist das Betelkauen, wozu vier Dinge gehören, nämlich Tambuu, das grüne Betelblatt, aus Sansibar oder Usambara eingeführt, Popo, die Arekanuss, die man in den indischen Läden kauft und die von Indien, Sansibar oder Pangani kommt, Chokaa, Kalk, den man in einem kleinen Büchschen trägt, und Tumbako, Tabak, meist der aus Usambara kommende. Diese vier Ingredienzien, die zusammen ganz aromatisch schmecken, werden gekaut, wodurch der Speichel roth und die Zähne nach und nach schwarz gefärbt werden. Doch ist letztere Erscheinung meist nur bei alten, leidenschaftlichen Betelkauern zu beobachten. Geschnupft wird ebenfalls nicht ungern; das Haschischrauchen ist wenig und fast nur bei Sklaven aus dem Innern gebräuchlich.

Die einfachen Industrien werden theils im Hause, meist von Weibern ausgeübt, theils liegen sie in den Händen eigener Handwerker, Fundis. Von Hausindustrien haben schon mehrere Erwähnung gefunden, wie die Anfertigung der bunten Strohmatten durch die Weiber von Tanga. In Muoa und Wanga ist diese Arbeit wenig üblich und man beschäftigt sich dort mehr mit Töpferei. Die netten Töpfe werden mit der Hand und einer Muschel als

einziges Werkzeug angefertigt. Die Töpferscheibe kennt man nicht, die regelmässige Rundung wird durch geschicktes Drehen mit der Hand hervorgebracht. Die Gefässe werden erst an der Sonne getrocknet, dann gebrannt.

Unter den Handwerkern fallen die Schmiede am meisten auf, die gewöhnlich neben den Dörfern unter offenen Schutzdächern ihre Werkstätte aufgeschlagen haben. Sie ist das Stelldichein der Dorfjugend, die mit Andacht dem Treiben des Tausendkünstlers zusieht. Um den kurzen, in den Boden eingelassenen Amboss kauern die Arbeiter und hämmern das Eisen. Das Feuer wird durch einen aus Arabien eingeführten Blasebalg angefacht, den ein Junge mit den Händen treibt. Die beste Kohle liefert die Dumpalme. Das Eisen kommt in grossen Klötzen aus Sansibar und wird zu Ackergeräthen, Aexten, Messern und leichten Säbeln verarbeitet. Auf höherer Stufe der Kunstfertigkeit stehen die Silberschmiede. In Pangani und Tanga gibt es deren recht geschickte, die nicht nur die oben erwähnten landesüblichen Schmucksachen, sondern auch nach indischem Muster Waffenbeschläge, Stockgriffe und ähnliches sehr hübsch ausführen. Maurer und Zimmerleute sind an der Tangaküste nur wenige vorhanden und arbeiten meist für Europäer, seltener für Araber. In grösserer Zahl trifft man Bootbauer, die nicht nur die oben erwähnten Canoes, sondern auch die etwas grösseren Segelschiffe, die Dhaus, anfertigen.

Wichtiger jedoch als Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe ist für die Küstenleute der Handel. An der Küste selbst ist er freilich fast ganz in Händen der Inder, als Zwischenhändler mit dem Hinterland sind die Watu wa mrima aber immer noch ohne Concurrenz. Mit Zeug und anderen in indischen Läden erstandenen Producten ziehen täglich kleine Trupps von allen Küstenplätzen nach Bondëi und Digo, besuchen dort die Märkte und verkaufen mit Gewinn. Manchmal vereinigen sich auch sechs bis zehn Mann zu grösseren Excursionen, bei welchen es sich vorzugsweise um Kleinvieh, Sklaven, Butter und Tabak handelt. Solche kleine Handelskarawanen trifft man überall am Fusse Usambaras, sehr häufig in Nord-Usegua und Nord-Unguu, seltener in Pare. Sie verdienen meist nicht viel, weil sie sich zu lange im Innern auf-

halten und den grössten Theil ihrer Waaren schon verbraucht haben, bevor der eigentliche Handel beginnt.

Weit grössere Unternehmen sind die Elfenbeinkarawanen, die früher von Tanga, nun von Pangani und Wanga aus bis tief ins Innere ziehen. Von diesen wird an anderer Stelle die Rede sein.

Wie bei den meisten Völkern, so ist auch bei den Swahili das äussere Leben ziemlich genau bekannt, während das innere, dem Auge des Reisenden mehr entzogene noch manches Dunkle aufweist. Es ist auch recht schwer, darüber Genaueres zu erfahren, da die Männer sich als Moslim meist schämen zuzugeben, an was für heidnisches Zeug sie glauben. Etwas anders ist es bei den Frauen, deren Islam besonders locker sitzt und die sich trotz ihrer anfänglichen Scheu und Zurückhaltung näheren Bekannten gegenüber sehr bald herbeilassen, über die Sitten ihres Volkes zu erzählen, besonders wenn sie sicher sind, Interesse und nicht etwa Spott zu finden. So danke ich den grössten Theil der nachfolgenden Notizen meiner farbigen Reisegefährtin Ranië binti Abedi aus Tanga. Mit den durch diese gewonnenen Daten war es viel leichter, auch mit anderen Personen Gespräche über dasselbe Thema anzuknüpfen, um die Angaben zu erweitern und auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Natürlich gilt das Angeführte nur für den behandelten Küstenstrich zwischen Wanga und Pangani, obwohl die meisten Sitten allen Küstenbewohnern Ost-Afrikas eigen sein dürften.

Nach der Geburt eines Kindes bekommt dieses sofort eine Mütze, welche es trägt, bis die Haare gewachsen sind. Ferner flösst man demselben ebenfalls sofort leichten Maisbrei (Uji) ein, da man annimmt, dass der Neugeborene im Mutterleibe nichts zu essen gehabt habe und daher vor Hunger schreie. Nach wenigen Tagen jedoch findet man das Geschrei unangenehm und pflegt den Kindern süssen Palmwein mit Zucker einzugeben, um sie einzuschläfern. Leidet eine Wöchnerin schwer und verzögert sich die Geburt, so bringen die weiblichen Anverwandten ein Opfer von allen Arten Feldfrüchten, indem sie von jeder Art eine Handvoll in einer Topfscherbe an einem entlegenen Orte auslegen. Die Frau bleibt etwa zehn Tage nach der Geburt im Hause. Die Kinder trinken sehr lange Muttermilch, manche

geniessen schon zur selben Zeit Fleisch und Reis, und es soll Leute geben, die sich erwachsen noch ganz genau daran erinnern, Muttermilch getrunken zu haben.

Die Kinder werden in verschiedene Gruppen getheilt. Das Kind eines freien Mannes und seiner freien Frau (Mtoto wa watu) steht obenan. Etwa den gleichen Rang, natürlich in seinem Kreise, nimmt in Bezug auf Rechtmässigkeit das eheliche Kind eines Sklaven und einer Sklavin ein. Man nennt es meist mzalia, d. i. im Lande geborener Sklave. Weit höher als dieses und dem Mtoto wa watu fast ebenbürtig ist das Mtoto wa Suria, das Kind eines Freien und seines Kebsweibes, einer Sklavin. Mit diesen schliesst die Reihe der rechtmässigen Kinder (Watoto wa halal), alle übrigen sind unrechtmässig (Watoto wa haram). Letztere sind überall sehr häufig, am gewöhnlichsten im District Mtangata. Meistens kommt die Form vor, dass ein Freier mit der Sklavin eines Anderen ein Kind zeugt. Dieser Fall wird ziemlich milde beurtheilt, wenn die Sklavin kein erklärtes Kebsweib des Besitzers ist. Das Kind ist natürlich Eigenthum des Besitzers der Sklavin, doch will es der Gebrauch, dass derselbe dem Ankauf des Kindes durch den Vater (der übrigens keineswegs immer beabsichtigt wird) keine Schwierigkeiten macht. Kinder, die Jemand mit seiner eigenen Sklavin zeugt, sind immer rechtmässig, da auch eine Ackersklavin, die ihrem Herrn ein Kind gebärt, dadurch zur Suria wird.

Uneheliche Kinder von Freien mit freien Mädchen oder von Sklaven mit solchen werden fast immer ermordet. Ueberhaupt ist Kindsmord sehr häufig und wird entweder durch Ersticken oder Ertränken ausgeführt. Frauen, welche keine Kinder gebären wollen, versuchen erst allerlei Mittel, um die Frucht abzutreiben, geniessen z. B. riesige Mengen Pfeffer u. s. w. Meist hat dies keinen Erfolg, und so wird denn das Neugeborene einfach ermordet. Dies gilt als etwas gewöhnliches, kaum verwerfliches, und die Leute begreifen meist gar nicht die sittliche Entrüstung des Europäers über einen so natürlichen Vorgang.

In der ersten Jugend pflegt die Mutter ihr Kind häufig zu baden und sorgfältig zu kneten, auch bemüht sie sich, Mund, Schädel u. s. w. nach Swahili-Schönheitsgesetzen zurecht zu

drücken. Das männliche Glied wird dabei mit Gewalt langgezogen. In schwere Lebensgefahr geräth der Sprössling noch beim Zahnen. Wachsen ihm nämlich nicht, wie normal, zuerst die unteren, sondern die oberen Schneidezähne oder seitliche oder Backenzähne, so gilt er als Unglückskind und wird meist durch Auflegen der Hand erstickt. Kinder, die mit Zähnen geboren werden, ermordet man sofort. Ich betone, dass alle diese grausamen Sitten auch heute noch unter deutscher Verwaltung fortbestehen. Freilich bekommen die Chefs der Stationen, deren Ansichten in diesem Punkt die Leute wohl kennen, davon nichts zu hören.

Hat das Kind diese gefährliche Zeit überstanden, so wächst es fröhlich heran, lernt viel rascher gehen und sprechen als europäische Kinder und benimmt sich überhaupt viel selbstständiger als diese. Als Spielzeug hat es eine kleine Zeugpuppe, ein geschnitztes kleines Canoe und wohl auch Bogen und Pfeile. Mit sechs bis sieben Jahren endet für die meisten Knaben und auch manche Mädchen die Zeit der ungebundensten Freiheit.

Man bringt sie zum Mwalimu, dem Schullehrer, wo sie reihenweise am Boden kauern und arabische Buchstaben auf eine Holztafel malen oder mit ihren lauten, hellen Kinderstimmen Koranverse und grammatische Regeln singen. Dafür bekommt der Mwalimu zuletzt zwanzig Rupies vom Vater, auch müssen die Kinder ihm förmliche Sklavendienste leisten. Arabisch lernt kaum einer dabei — leiert doch selbst der Mwalimu oft die Verse herab, ohne den Sinn zu verstehen — wohl aber genügend schreiben, um Kiswahili nothdürftig mit arabischen Lettern schreiben zu können. Viele vergessen auch dieses bald und schliesslich bleiben von dem ganzen Unterricht nur die paar Gebete und Glaubenssätze hängen, die der gewöhnliche Moslim gewissermassen „zum Hausgebrauch" nöthig hat.

An dieser Stelle mag erinnert werden, wie höchst primitiv die ganze Schreiberei der Swahili überhaupt ist. Denn so sehr sich die arabische Schrift zur Wiedergabe einer semitischen Sprache eignen mag, so höchst unpraktisch ist sie für eine vocalreiche Bantusprache wie Kiswahili. Von einem fliessenden Lesen ist niemals die Rede, und selbst sehr geübte Schreiber müssen

den Text eines Schriftstückes oft mehr errathen als lesen. Glücklicherweise ist von dem Bestehen einer geschriebenen Literatur selbst in den bescheidensten Anfängen nicht die Rede, und die Zahl der Leute, welche sich dieser unsinnigen Schreibart bedienen können, eine nur geringe. Man kann daher hoffen, dieselbe recht bald durch die Lateinschrift verdrängt zu sehen, welche in der von Steere und St. Paul angewandten Orthographie das Kiswahili so vorzüglich ausdrückt. Schon gegenwärtig gibt es im Tangagebiet eine ganze Anzahl Leute (Schüler der englischen Mission), welche Swahili mit lateinischen Lettern schreiben können, und auch die deutsche Mission ist in dieser Hinsicht thätig. Wie ich glaube, wäre es entschieden praktisch, im amtlichen Kiswahiliverkehr sich ohne weiteres der Lateinschrift zu bedienen. Arabisch geschriebene Schriftstücke von Eingeborenen können ja vorläufig noch angenommen werden, die amtlichen Erlässe u. s. w. wären aber entschieden mit Lateinschrift abzufassen; die Eingeborenen würden sich rasch genug mit derselben vertraut machen, umsomehr, als ja die Missionsschulen ihnen dazu Gelegenheit geben.*)

Halbwüchsige Jungen von dreizehn oder vierzehn Jahren gehen schon allen Beschäftigungen Erwachsener nach, sprechen überall mit, machen Reisen ins Innere, Geschäfte u. s. w. Thatsächlich sind sie auch geistig vollkommen entwickelt und sogar muthiger und aufgeweckter als ältere Leute und diesen vielfach vorzuziehen.

Das Reifwerden eines Mädchens wird mit Tänzen gefeiert. Dann geniesst sie einen siebentägigen Unterricht bei einem alten Weibe, sowohl theoretisch in den Pflichten der Ehefrau in Bezug

*) Von diesem rein praktischen Standpunkt ist auch das übermässige Betonen der arabischen Swahilischreiberei am Berliner orientalischen Seminar gewiss nicht zu billigen und geradezu als Zeitverderb zu bezeichnen. Nach demselben Grundsatz müsste man schiesslich auch serbisch und neugriechisch mit türkischen Lettern lehren, weil es mohammedanische Angehörige dieser Nationen gibt, die sich der türkischen Schrift bedienen. Spanisch aber müsste mit — hebräischen Lettern gelehrt werden, weil diese von den Spaniolen im Orient angewandt werden. Wie wenig gerade Kaufleute — die ja ein Hauptcontingent der Besucher des Swahiliseminars stellen — die arabische Schrift nöthig haben, zeigt wohl der Umstand, dass die indischen Kaufleute, von welchen wir in Ost-Afrika nur zu lernen haben, dieselbe fast niemals verstehen.

auf Treue und Gehorsam, als auch praktisch in Form von obscönen Tänzen. Dabei wird das von Kersten erwähnte Digiticha besonders geübt. Auch Massiren (Ku kaanda) wird gelehrt und ist als sanftes Kneten mit der Handfläche sehr üblich.

In diesem Lebensalter schliessen junge Leute meist Blutsbruderschaften, doch kann dies auch in einem beliebigen anderen Alter geschehen. Der Vorgang dabei ist der folgende. Die beiden Candidaten (stets gleichen Geschlechtes) nehmen in Gegenwart von Zeugen auf einer Matte Platz und halten sich die gegenseitigen Pflichten vor, die fast an Gütergemeinschaft grenzen. Hierauf verzehren sie gemeinsam eine Hühnerleber und etwas Reis. Dann wird vor möglichst vielen Zeugen der kleine Finger Beider geritzt und Jeder saugt Blut aus dem Finger des Anderen, womit die eigentliche Feierlichkeit zu Ende ist. Bruch der Blutsbruderschaft gilt als sehr gefährlich, da er Krankheiten und Unglück nach sich ziehen soll. Eine ähnliche Sitte ist die vieler Weiber, sich eine „Mama" (Mutter) ins Haus zu nehmen. Es ist dies meist eine ältere Sklavin, die bestimmt ist, die abwesende oder verstorbene Mutter zu ersetzen. Daneben werden aber auch die Tanten, die Amme und sämmtliche Surias des Vaters als Mütter bezeichnet und angesehen. Ich habe in Tanga einen Mann gekannt, der nicht weniger als sieben Schwiegermütter hatte.

Der reif gewordene junge Mann sieht sich sehr bald um eine Gattin um. Da ein Haremszwang nicht besteht und die Mädchen ungehindert und ohne Schleier ausgehen, so kann er sich seine Zukünftige nach Geschmack wählen. Ist dies geschehen, so schickt er einen Unterhändler zum Vater des Mädchens. Willigt dieser nicht ein, so wird die Sache als erledigt betrachtet. Ist er jedoch, was der gewöhnliche Fall ist, einverstanden, so wird der vom Bräutigam zu erlegende Brautpreis (fast nie unter hundert Rupies) bestimmt, worauf die Hochzeit nach mohammedanischem Ritus stattfindet und durch Gastmähler und Tänze gefeiert wird, deren Kosten beide Theile bestreiten. Die reich geschmückte Braut wird dem Bräutigam zugeführt und über das Brautbett ein vorher öffentlich geprüftes, weisses Tuch gelegt. Der weitere Vorgang findet im Beisein einiger Greise und Greisinnen statt. Wird das Tuch dabei geröthet, so beginnen die alten

Weiber im Brautgemach gellende Freudenrufe auszustossen, was von den draussen harrenden Gästen lebhaft beantwortet wird. Im Gegenfalle wird nicht gerufen und die Braut nach ihrem Wiedererscheinen mit Schmähungen überhäuft. Es gilt dies als grosse Schmach für sie und ihre Eltern, auch der junge Gatte thut ganz verzweifelt, beruhigt sich aber gewöhnlich rasch wieder. Um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, pflegen sich schuldbewusste Weiber in die Beine zu schneiden, auch sind die alten Leute im Zimmer manchmal so gefällig, etwas Hühnerblut aufs Tuch zu träufeln und das Freudengeschrei anzustimmen. Das blutige Tuch wird auf einen Teller gelegt und im Triumph durch die Stadt getragen, wobei Jedermann berechtigt ist, es genau zu untersuchen.

Ein etwas abweichender Hochzeitsgebrauch herrscht bei den Wassegeju. Dort pflegen vermögende Leute am Tage vor der Hochzeit ein Rind aufzustellen und mit Matten zu verdecken, worauf alle Bekannten mit Stöcken auf dasselbe losschlagen, bis es zusammenbricht. Bleibt das Thier todt, so gilt dies als übles Vorzeichen und die Hochzeit findet meist nicht statt; erholt es sich wieder, als gutes. Die jungen Mädchen pflegen die Wassegeju in sehr gründlicher Weise zu beschneiden, während ein ähnlicher Vorgang bei reinen Swahili nicht bekannt ist.

Ist der Vater der Braut verstorben, so wird der Brautpreis an deren Verwandte, oder falls solche nicht vorhanden, an die Braut selbst gezahlt. Nur wenn die Braut vollkommen selbstständig und vermögend, der Bräutigam aber arm ist, kann die Zahlung entfallen. Will Jemand seine Sklavin zu seiner rechtmässigen Gattin machen, so muss er dieselbe für frei erklären, einige Zeit in einem besonderen Hause unterbringen, dann den Brautpreis an sie selbst zahlen und kann sie hierauf heiraten.

Mehrere rechtmässige Frauen besitzen nur wenige, vermögende Küstenleute, wohl aber haben Viele neben der Gattin auch mehrere Surias (Kebsweiber). Solche werden einfach angekauft, auch steht es jedem Herrn frei, aus der Zahl seiner Ackersklavinnen eine beliebige zur Suria zu machen. Das letztere Gesetz ist ein sehr hartes, da es auch die mit Sklaven verheirateten Sklavinnen umfasst, die derart von ihrem Manne

getrennt werden können. Doch kommt dieser Fall fast nur bei Arabern vor.

Im Allgemeinen erfreuen sich Frauen und Surias bei Swahilis einer guten Behandlung, auch besitzen diese keineswegs die lächerliche und übertriebene Eifersucht, mit der Araber ihre Weiber unaufhörlich quälen. Tradition und Erziehung hat in den Frauen das Bewusstsein grossgezogen, dass der Mann ihr unumschränkter Herr und Gebieter sei. Bei der leichten Lebensauffassung dieser Menschen jedoch wird auch dieses Princip nicht allzu streng genommen. Wohl pflegt der Mann seiner Frau, noch häufiger sogar der Liebhaber der Geliebten mit seiner Bakora (Stäbchen) ein paar Hiebe zu versetzen, doch geschieht dies mehr, um die Form zu wahren, und artet höchst selten in wirkliche Misshandlungen aus. Die Hiebe werden stets mit Geduld hingenommen, ja sogar als ein Zeichen der Zuneigung aufgefasst, und der Fall erregte allgemeines Aergerniss, als die junge Frau eines alten Swahili diesem, als er sie bald nach der Hochzeit „der Form wegen" schlagen wollte, sehr unceremoniös ein Paar Ohrfeigen verabreichte und ihn vor die Thüre setzte. Aus diesem Beispiel kann man schon ersehen, dass es mit der Demuth und Unterwürfigkeit des „schwachen Geschlechtes" auch in Ost-Afrika manchmal nicht so weit her ist. Ausserdem sind die Arbeiten auf beide Geschlechter so ziemlich gleich vertheilt, und die Weiber geniessen grosse Freiheit der Bewegung, nehmen also gesellschaftlich eine weit höhere Stelle ein als bei vielen europäischen Völkern, z. B. bei den Serben und Montenegrinern.

Der junge Ehemann pflegt bald nach der Hochzeit Rupies oder Werthgegenstände im Hause auszustreuen, die er vorher genau abgezählt hat, um sich zu überzeugen, ob die Frau etwa nicht diebisch sei. Zeigt sich dies hierbei oder bei anderer Gelegenheit, oder ertappt er sie bei offenkundigem Ehebruch, so hat er das Recht, sie dem Vater zurückzuschicken. Dieser muss dann das Brautgeld wieder herausgeben und die Ehe ist geschieden. Auch ohne bestimmten Grund, etwa nur, weil er derselben überdrüssig ist, kann ein Mann seine Frau heimschicken. Dann verfällt aber nicht nur das Brautgeld, sondern er muss noch eine Summe an sie bezahlen. Will eine Frau nicht

bei ihrem Manne bleiben, so sucht sie ihren Vater zu bewegen, das Brautgeld zurückzuerstatten; geschieht dies, so steht der Trennung kein Hinderniss im Wege, und sie kann sich, wenn sie Lust hat, neuerdings verheiraten.

Die Küstenbewohner sind im Allgemeinen ein ziemlich gesundes Geschlecht, kränkliche Menschen sieht man wenige, Krüppel fast nie, letzteres wohl aus dem Grunde, weil man solche bei der Geburt zu tödten pflegt. Taubstumme gibt es einige, sie werden ihres angeblich boshaften Charakters halber gefürchtet. Stotterer kommen zwischen Tanga und Wanga selten, in Mtangata und Pangani, also unter swahilisirten Wabondëi, häufiger vor. Ich hatte in meiner Karawane drei Stotterer, die alle der Abkunft nach Wabondëi waren.

Blinde sind ziemlich selten und fast durchwegs Greise. Wahnsinnige werden nicht, wie sonst häufig im Orient, verehrt, sondern so viel als möglich unschädlich gemacht. Meist pflegt man ihnen einen Holzklotz durch Eintreiben von Querkeilen an ein Bein zu befestigen, so dass sie zwar gehen, aber nicht fortlaufen können. Auch andere Irre kommen vor und werden, wenn sie keinen Schaden anrichten, in ihrem Treiben nicht behindert. So berichtete man mir von einem Manne in Pangani, der an der fixen Idee leidet, ein Weib zu sein. Er war früher verheiratet, verliess jedoch plötzlich seine Frau, um selbst Frau zu werden. Er ist vollkommen weiblich gekleidet und geschmückt, geht täglich auf den Markt einkaufen, spricht in der Fistel und verrichtet nur weibliche Arbeiten. Da er in Wuth gerieth, wenn man ihn als Mann ansprach, so unterliess man dies schliesslich allgemein, behandelt ihn officiell als Weib, welches sogar Zutritt zu den Harems der Araber hat, und liess ihn auch schliesslich gewähren, als er so weit ging, selbst einen — Mann zu heiraten. Sein Gegenpart ist ein Weib in Wanga, welches sich als Mann trägt und gibt und mit Kansu und Kofia in der Stadt den Mädchen nachläuft.

Die gewöhnlichste Krankheit ist Malariafieber, theils in schwererer Form als „homa", theils in leichterer als „mkunguru". Die Blattern verheerten die Küste vor einigen Jahren in furchtbarer Weise. Wie mir erzählt wurde, kamen damals in Tanga

nur einzelne Fälle vor, worauf ein Paar kluge Leute, die wahrscheinlich von der europäischen Impfung etwas gehört hatten, das Blatterngift mit Nadeln gesunden Personen einimpften, in der Meinung, diese dadurch vor Erkrankung zu bewahren. Natürlich erreichten sie nur das Gegentheil und die Seuche griff rasch um sich. Brustkrankheiten sind nicht selten, manchmal tritt auch die Genickstarre in Form kleiner Epidemien auf. Die kleinen Leiden der Geschlechtstheile sind sehr verbreitet, dagegen ist die Syphilis an der Tangaküste verhältnissmässig selten.

An wirklichen Arzneien sind fast nur Ricinusöl, das innerlich und äusserlich gebraucht wird, und Massage zu erwähnen, alles Andere hängt mehr oder weniger mit dem Geistercult zusammen.

Schwarze werden durch Krankheiten sehr mitgenommen, beim kleinsten Unwohlsein liegen sie gleich wie Sterbende da, machen sich Umschläge an der Stirne und trinken „uji" (dünnen Maisbrei). Vor Operationen, selbst vor dem Aufschneiden der zahlreichen Beingeschwüre haben sie grosse Angst und sind nur schwer dazu zu bewegen.

Alte Leute werden im Allgemeinen gut behandelt; zwar geniessen sie als solche kein besonderes Ansehen, doch sind Fälle von Härte gegen dieselben selten und werden allgemein missbilligt. Besonders seine Eltern wird ein Swahili so leicht nicht im Stiche lassen, wie denn überhaupt die Anhänglichkeit für Verwandte einer der schönsten Züge ihres Charakters ist. So halten Geschwister und Geschwisterkinder stets fest zusammen und helfen einander in Nothlagen aus. Dieser eigenthümliche, schöne Zug erstreckt sich im gewissen Sinne auch auf die Bewohner desselben Ortes, ja auf die Angehörigen des gleichen Stammes, die, besonders fern von ihrer Heimat, ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit haben und sich in wahrhaft brüderlicher Weise unterstützen.

Nach dem Tode eines Menschen wird dessen Bett ins Freie getragen und mit Tüchern abgestaubt. Am Begräbniss nehmen unter allen Umständen nur Männer theil, die dabei Gebete nach mohammedanischem Ritus sprechen. Beim Tode naher Anverwandter trauern die Weiber durch Tragen einfärbigen Zeuges, die Männer kennen keine besondere Trauerkleidung. Um die

Neujahrszeit pflegt man durch den Priester Gebete am Grabe der Verstorbenen lesen zu lassen. Auch ladet man Freunde dahin ein und bewirthet sie am Grabe mit Reis und Fleisch. Selbst arme Leute gehen von dieser Sitte nicht ab, obwohl sie manchmal erst mehrere Jahre nach dem Tode des Betreffenden die Mittel zum Neujahrsmahl auftreiben können. Bevor dasselbe jedoch nicht stattgefunden, darf ein Kind das Grab seiner Eltern nicht besuchen.

Langes Trauern um Verstorbene ist nicht Sache der Swahili; wohl sieht man manchmal Leute, die über den Tod naher Anverwandter förmlich verzweifelt sind, bald jedoch gewinnt der leichte Sinn, der für diese echten Tropenkinder so bezeichnend ist, die Oberhand, und sie kehren zu ihrer gewohnten, sorglosen Heiterkeit zurück. Dass bei einem derart veranlagten Volke Gesang und Tanz eine grosse Rolle spielen, ist begreiflich. Die Swahililieder haben ein ganz eigenartiges Gepräge, welches jeden Europäer zuerst gleichgiltig lässt. Selbst sehr musikalische Neulinge sind nicht im Stande, sich eine der einfachen Melodien zu merken, stehen daher den Swahiligesängen von Anfang an fremd gegenüber und behalten dieses Gefühl oft auch nach jahrelangem Aufenthalt bei. Wer sich jedoch die Mühe gibt, näher auf diese Melodien zu achten, der wird bald genug Uebung erlangt haben, um sich dieselben so leicht wie eine europäische Melodie zu merken, und wird sich dann auch dem Reiz dieser einfachen Gesänge nicht entziehen können.

Alle Swahililieder, wie die Gesänge fast aller orientalischen Völker, haben einen etwas schwermüthigen Charakter. Ueber die der übrigen mir bekannten Bantustämme, worunter ich besonders die Bakongo und Bewohner des oberen Kongo und der westafrikanischen Küste, sowie des ostafrikanischen Hinterlandes nenne, erheben sich die Swahililieder weit durch das Vorhandensein einer wirklichen Melodie, während man bei den anderen Stämmen eigentlich nur von einem Rhythmus sprechen kann. Die weiche Kiswahilisprache passt sich dem Gesange wohl an; als Besonderheit mag erwähnt werden, dass der Ton einzelner Worte im Gesange auf eine andere Silbe als gewöhnlich fällt, wie man aus den Texten der im Anhange abgedruckten Swahililieder ersehen kann.

Musikinstrumente kennt man wenig. Die in Sansibar nicht seltenen einfachen Saiteninstrumente sind an der Tangaküste kaum üblich. Die Schwegelpfeife (Firimbi) benützen fast nur Wagunya, dagegen wird eine Art Clarinette mit mehreren Tönen (Zomari) beim Tanze manchmal angewandt. Sehr an Beliebtheit gewinnt in neuerer Zeit die europäische Mundharmonika (Kinanda), auf der manche junge Burschen und Mädchen sehr geschickt spielen, wobei sie im Tact tänzelnd zu gehen pflegen.

Die ältesten, am weitesten verbreiteten Melodien sind wohl die der Ruderlieder. Genau dieselben, die an der Tangaküste gesungen werden, hörte ich schon von den sansibaritischen Bootsleuten am Kongo, ja, das im Anhange angegebene „Pemba kwema mno" führt schon Kersten im v. d. Decken'schen Reisewerk an. Die Texte dieser Lieder mögen jedoch manchmal wechseln. Sie werden von den Ruderern durch Stunden wiederholt, und zwar in der Weise, dass ein Vorsänger (meist der Steuermann) einen Absatz allein singt, worauf die ganze Mannschaft im Chor einfällt. Der Sinn des Textes ist meist sehr naiv, in vielen Fällen auch ganz dunkel und den Sängern selbst unbekannt, da er sich auf irgend ein älteres Ereigniss bezieht.

Die grosse Mehrzahl der übrigen Lieder kann in die Gruppe der „Nyimbo za ngoma" (Tanzlieder) eingereiht werden, da sie fast alle zum Tanz mit Trommelbegleitung gesungen, aber auch nicht selten bei anderer Gelegenheit vorgetragen werden. Die Texte vieler Lieder sind „Mashairi", Gedichte, die sich theils auf Ereignisse des täglichen Lebens, theils in epischer Form auf Kriegs- und politische Begebenheiten beziehen, theils als Liebeslieder einen lyrischen Charakter tragen. Sie wechseln in Text und Melodie ziemlich viel und sind mehr localer Natur; so werden in Pangani andere wie in Tanga und dort wieder andere wie in Wanga gesungen, obwohl man natürlich die beliebtesten Lieder der Nachbarorte auch überall kennt. Die Verbreiterinnen der Lieder sind vorzüglich die Weiber, deren manche eine ganz unglaubliche Menge derselben kennen. Die Gedichte, „Mashairi", als Texte der Lieder, entstehen theils rhapsodisch, an gewisse Gelegenheiten anknüpfend, theils werden sie von

bestimmten Personen, Weibern oder Männern, verfasst. Manche derselben sind ganz nett und oft recht witzig, sie besitzen theilweise ein scandirbares Versmass, vielfach auch einen Reim, oder doch ein öfters wiederholtes, an betonter Stelle stehendes Wort, das den Reim ersetzt. Solche Gedichte werden von dem Verfasser manchmal in grösserer Gesellschaft gesungen, wobei die Anwesenden durch Wiederholen der letzten Worte jeder Strophe oder durch feierliches „naam" (ja, so ist es) ihr Wohlgefallen zu erkennen geben.

Ich erinnere mich noch mit Vergnügen der netten Lieder, die einer meiner Träger, ein Mtumbatu, stets während des Marsches ersann und Abends beim Lagerfeuer preisgab, was uns Allen eine angenehme Zerstreuung bot.

Die Helden der epischen Lieder sind meist Kriegsmänner, wie Mbaruk und Buschiri. Aber auch einige Europäer haben es in der Aufstandszeit zu der Ehre gebracht, auf Kiswahili besungen zu werden.*)

Wie schon erwähnt, werden alle diese Lieder bei den Tänzen gesungen. Doch gibt es auch solche, die man als Tanzlieder im engeren Sinne betrachten kann und die bei meist sehr einfachem Texte entsprechende, dem Tanztakt besonders angepasste Melodien haben.

---

*) Die Panganileute (hauptsächlich die Wangindosklaven) singen heute noch:

„Watu wa Pangani wajëuli kweli,
Wa 'funga Nyundo chumbani.
Wa 'funga na pingu Dakta Maya
Ndio dasturi ya Ulaya."
D. h. „Die Panganileute sind wahrlich frech,
Sie sperren den Nyundo ins Zimmer,
Sie schliessen in Fusseisen den Doctor Meyer,
In der That eine europäische Sitte."

Von Buschiri ist ausser dem bekannten „Bagamoyo bom bom" noch eine ganze Reihe Lieder verbreitet. Eines darunter, das seinen Tod behandelt, beginnt mit:

„Bushiri akasema: Unitendeje, Jahasi
Uniacha pekeangu chezea kaputi."
D. h. „Bushiri sagte: Warum verräthst du mich, Jahasi,
Du lässt mich allein zu Grunde gehen."

Dabei ist das „kaputi" nichts anderes als das den Deutschen abgelernte „kaput".

Was die auf der Mundharmonika gespielten Lieder anlangt, so haben dieselben vielfach besonders anziehende, auch für das noch uneingewöhnte europäische Ohr ganz wohlklingende Melodien. Hier möchte ich dem Einfluss, der durch die Spieldosen und Drehorgeln, sowie durch die Hymnen der Missionen geübt wird, am ehesten Platz einräumen, doch ist mir der Fall nicht bekannt, dass sich direct eine fremde Melodie eingebürgert hätte.

Es ist hier schon mehrfach von Tänzen die Rede gewesen. Dieselben werden gewöhnlich bei Nacht, besonders in Vollmondnächten ausgeführt. Als Begleitinstrument dient die Trommel, die mit ausserordentlichem Geschick und Taktfestigkeit mit den Händen oder Bastseilen gerührt wird. Die Tänzer schreiten in langsamen, taktmässigen Schritten im Kreise um den Mittelpunkt der Trommel herum. Manchmal führt einer ein Paar feierliche Solobewegungen innerhalb des Kreises aus. Getanzt wird vorherrschend von Männern, doch treten auch tanzlustige Weiber nicht selten in den Kreis ein. Erstere tragen oft ihre Stäbe in der Hand, mit welchen sie taktmässig und gleichzeitig Bewegungen in der Luft ausführen. Manchmal führen zwei Männer ein hübsches Scheingefecht mit blitzenden Säbeln inmitten des Kreises auf. Wie die Gesänge, so haben auch die Tänze gewissen Localcharakter, in Pangani z. B. pflegen die Tanzenden in langer Reihe mit brennenden Kerzen ganz langsam anzukommen, was man in Tanga nicht kennt u. s. w.

Ganz eigenartig in Bezug auf Gesang und Tanz haben sich die Wassegeju erhalten. Das Nationalinstrument derselben, welches als Begleitung beim Tanz dient, ist ein oben offenes, unten geschlossenes Bambusrohr, das, auf den Boden gestossen, einen je nach der Dicke des Rohres verschiedenen Ton gibt. Ganz kleine Rohre werden auf den umgestülpten Mehlmörser gestossen, was einen dem Holzcymbal täuschend ähnlichen Ton hervorbringt. Zum Tanz stellen sich die Leute im Kreise auf. Auf einer Seite stehen die Weiber, alle in dunkelblaues Zeug gehüllt, die Begleitung mit den Bambusrohren ausführend. Den übrigen Kreis bilden die lichtgekleideten Männer und halbwüchsigen Knaben, die, ohne sich von der Stelle zu bewegen, taktmässig klatschen und leichte Körperbewegungen ausführen. Manchmal

tritt einer ein Paar Schritte in den Kreis, doch ist der Tanz nichts weniger als feurig zu nennen. Eigenartig und sehr anziehend ist der Gesang in Form eines Zwiegesanges der Männer und Weiber. Jeder Theil singt abwechselnd eine kurze Melodie, die meist in raschem Tempo beginnt, bis zu höheren Tönen ansteigt und plötzlich in einem langen Mollton endet, worauf sofort der andere Theil einsetzt. Dabei fehlt die ewige Wiederholung, welche die Kiswahililieder auf die Dauer doch eintönig macht, die kurzen Melodien wechseln fortwährend und werden von dem dumpfen Dröhnen und Geklapper der Bambusrohre begleitet. Manchmal vereinen sich beide Theile zu einem Chor, das Tempo des Tanzes wird rascher, das Klatschen schneller und heftiger, ein Tänzer stösst taktmässig in ein Antilopenhorn, bis alles wieder in dem langen Ton ausklingt.

Das ganze Bild, übergossen vom tropischen Mondschein und umrahmt von den malerischen Formen der Cocospalmen, übt einen ganz besonderen, förmlich bezaubernden Eindruck aus. Trotz der mächtigen Verschiedenheit an Ort und Eigenart wurde ich doch unwillkürlich an den feierlichen Tanz der sechs Pagen (el baile de los seisos) im Dome von Sevilla erinnert, der alljährlich im Carneval bei unsichtbarer, schwermüthiger Musik in den nächtlichen Hallen des Riesenbaues stattfindet.

Weniger ergreifend als erheiternd ist die zweite bei den Wassegeju übliche Tanzart. Dieselbe ist hauptsächlich bei jungen Leuten beliebt, während der Bambustanz für weit respectabler gilt. Ein Mann bearbeitet in rasendem Tempo höchst taktfest mit Händen und Füssen eine grosse Trommel, ein anderer begleitet ihn durch Hämmern auf klirrendem Messingteller. Die Tänzer bewegen sich im Gänsemarsch im Kreise herum. Je rascher das Tempo, desto langsamer der Schritt, die Füsse werden nicht gehoben, sondern förmlich geschoben, der Rumpf taktmässig vorgestossen; der Kopf wird krampfhaft ruhig gehalten, so dass der Hals allein wackelt, was besonders bei langhalsigen Leuten sehr komisch aussieht, aber gar nicht leicht ist. Manchmal treten zwei Leute in den Kreis und schieben sich derart paarweise eine Strecke weit fort. Bei geschickten Tänzern ist es oft kaum möglich, eine Bewegung der Füsse wahrzunehmen, so

dass diese wie durch eine unsichtbare Gewalt über den Boden geschoben werden. Der Gesang ist ähnlich wie beim Bambustanz, doch weit rascher. Weiber betheiligen sich gerne bei diesem Tanz und pflegen nach Art der Swahiliweiber gellend zu schreien.

Eine Gruppe für sich bilden an der ganzen Küste die Geistertänze, die jedoch kaum den „Vergnügungen" beigezählt werden können. Den Uebergang vom Tanz zum Spiel macht das Tingespiel, das besonders bei Karawanenleuten sehr beliebt ist.

Die Theilnehmer stehen im Kreise, singen und klatschen dazu taktmässig. Zwei Leute stehen einander gegenüber in der Mitte, von denen der eine einen Sprung ausführt, den der andere sofort nachmachen und mit demselben Fuss aufspringen muss. Gelingt ihm dies nicht, so muss er abtreten, im anderen Falle sein Gegenpart. Nach der Reihe kommen alle Theilnehmer daran und oft geschieht es, dass ein geschickter Springer, der es versucht, seinen Gegenpart durch allerlei Finten zu veranlassen, zu früh oder mit dem falschen Fuss zu springen, gegen alle den Platz behauptet. Das Spiel wird mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit geführt und gibt stets Anlass zu grosser Heiterkeit.

Kartenspiel ist überall bekannt und beliebt. Ich habe niemals gehört, dass um hohe Summen gespielt worden wäre, meist dienen kleine Beträge oder Gegenstände als Einsatz. In meiner Karawane spielte eine rothe Mütze eine grosse Rolle, die immer ein Mann an den anderen verspielte und die fast täglich ihren Besitzer wechselte.

Das bei allen Bantustämmen verbreitete Spielbrett, in dessen Gruben schwarze Fruchtkerne nach bestimmten Regeln gelegt werden, ist an der Küste nicht besonders verbreitet.

Ihre grösste Höhe erreichen alle Lustbarkeiten an den Festen, deren wichtigste die beiden Sikukuu sind, deren einer an das Ende des Fastenmonates, des Ramadan, der andere (Idi) in die erste Hälfte des Mfunguo wa tatu fällt. Weit mehr als diese mohammedanischen wird jedoch der nationale Swahilifesttag, der Siku a mwaka (Neujahrstag) gefeiert, der in die zweite Hälfte August fällt und dadurch merkwürdig ist, dass er weder mit dem Beginn des mohammedanischen noch des christlichen Jahres, noch mit irgend einem Festtage des Islam zusammentrifft. Er ist eine

Reminiscenz an das alte, den Persern entlehnte Swahilijahr, welches an diesem Tage begann, jetzt aber fast vollständig durch das arabische Jahr von zwölf Mondmonaten ersetzt ist. Das persische Jahr, das nur mehr bei Seeleuten in Gebrauch sein soll, hatte 365 Tage und war in Decaden (Mwongo) abgetheilt. Der erste Tag desselben gilt heute noch als der grösste Feiertag. Man pflegt dabei Nachts oder Morgens in der See oder in Flüssen zu baden („kuoga mwaka"). Gastmähler werden gekocht, auch pflegt man alle Feuer auszulöschen und neu mit dem Holzfeuerzeug anzuzünden. Alle Streitigkeiten sollen so viel als möglich geschlichtet werden. Dabei wird den ganzen Tag über geschossen und des Nachts folgt meist ein grosser Tanz. Die übrigen Gebräuche des Neujahrstages wurden schon gelegentlich der Besprechung der Begräbnissfeierlichkeiten erwähnt.

Alle Küstenleute sind Mohammedaner und gehören der chaffiitischen Sekte an. Man findet denn auch Bethäuser in allen Orten, der Muezzinsruf tönt zu den vorgeschriebenen Stunden und die Gesetze und Vorschriften des Islam ziehen sich wie ein rother Faden durch das ganze Leben der Swahilileute. Trotzdem kann man keineswegs behaupten, dass sie sehr strenge Moslim seien. An den regelmässigen Gebeten nehmen fast nur ältere und angesehene Leute, Schullehrer und solche, die es werden wollen, theil. Am frommsten schienen mir die Wassegeju. Bei diesen habe ich auch in Muoa den Muezzinsruf in der Abenddämmerung so rein und schön ausrufen hören, wie ich ihn selten bei meinen vielfachen Reisen im Orient vernahm. Der Fastenmonat wird so ziemlich allgemein eingehalten, die Speisegesetze, mit Ausnahme des Verbotes der geistigen Getränke, ebenfalls. Von Fanatismus in Glaubenssachen ist jedoch nicht die Rede, im Gegentheil stehen besonders jüngere Leute dem ganzen Islam auffallend gleichgiltig gegenüber und können oft nicht einmal die Fatha hersagen. Noch mehr ist diese Indifferenz bei Weibern zu beobachten. Dieselbe dürfte darin ihren Grund haben, dass der ausgebildete Geistercult, der neben dem Islam besteht, vollkommen genügt, um das Bedürfniss der Swahili nach Uebersinnlichem zu befriedigen.

Was die Geister (Pepo oder Wazimu)*) eigentlich ursprünglich sind, könnte zweifelhaft erscheinen, doch geht man gewiss nicht weit fehl, wenn man dieselben nach Uebereinstimmung mit anderen Bantustämmen als Geister der Verstorbenen auffasst. Verschiedenes deutet auch direct darauf hin. So heisst es, dass die Seelen der Verstorbenen in ein Geisterreich (Peponi) gehen, von welchem aus sie die Lebenden manchmal als Traumbilder heimsuchen und Wünsche aussprechen, die, wo irgend möglich, erfüllt werden. Der Schatten eines Menschen wird als zur Seele desselben gehörig, ja als diese selbst angesehen, derart, dass ein Todter keinen Schatten wirft. Wie sehr dieser Aberglaube eingewurzelt, zeigt der Umstand, dass man häufig behauptete, der in Pangani hingerichtete Buschiri sei nicht todt gewesen, weil er, am Galgen hängend, einen Schatten warf. Auch der Vampyrglaube, der eine so ungeheuere Verbreitung besitzt, ist — wenn auch nicht in ausgesprochener Form und vermischt mit Anklängen an die Wehrwolfsage — vorhanden. So kommt es öfter vor, dass ein Leopard viele Menschen, besonders Kinder anfällt und frisst. Dann pflegt man zu behaupten, dass dies ein Mensch sei, der diese Gestalt angenommen, um das Blut der Kinder trinken zu können. Um ihn zu besänftigen, pflegt man eine Schüssel Reis in den Vorraum zu stellen, und soll es dann nicht selten sein, dass der Leopard (?) Nachts mit Scharren und Brummen ankommt und den Reis verzehrt.

Die eigentlichen Geister leben in der Wildniss, auf Berggipfeln, im Meere und in grossen Bäumen, besonders in den abenteuerlich geformten Baobabs. Die meisten von ihnen stammen weit aus dem Innern, wie schon ihre Namen andeuten. Natürlich sind sie alle böse, manchmal lassen sie sich, gewissermassen zur Warnung, meist in Gestalt sehr schwarzer, hässlicher Wesen sehen, meist aber fahren sie ohne weiteres in den Menschen und rufen allerlei Krankheit und Elend hervor. In beiden Fällen ist es nothwendig, den Mganga (Zauberdoctor), einen Mann oder ein altes Weib, zu befragen. Dies kostet jedoch

*) Besonders in der Verbindung „ana wazimu", d. i. er hat Geister, ist besessen, verrückt.

Geld, wer dieses nicht hat, begnügt sich, eine Topfscherbe mit Feldfrüchten an einem Kreuzwege aufzustellen.

Das Austreiben zerfällt in zwei Theile: in die Beschwörung und in den Tanz. Erstere wird meist derart ausgeführt, dass der Mganga den Patienten mit einem Tuche bedeckt und ihm ein Betäubungsmittel eingibt, durch welches er wie betrunken wird. Unter Voranmarsch des die Trommel rührenden Mganga setzt sich hierauf ein meist aus Weibern bestehender Zug in Bewegung. Alles trägt die hohen, spitzen Feldstrohhüte, die mit farbigem Zeug ausgenäht sind, so dass sie wie Clownsmützen aussehen. Die Theilnehmer ziehen in zwei Reihen singend und trippelnd tanzend durch die Stadt, voraus schreitet oft ein Mann mit einem klirrenden Gong, dem der Zauberdoctor mit seiner kleinen Trommel nachfolgt. Zurückgekehrt, gibt man dem Patienten Meerwasser und frisches Ziegenblut zu trinken. Trinkt er dieses, so fährt der Geist aus, nachdem er zuvor durch den Mund des Kranken seinen Namen und Aufenthalt genannt.

Der eigentliche Geistertanz wird Nachts in der meist ziemlich grossen Hütte des Mganga oder in einem eingezäunten Hofe abgehalten. Jeder Geist hat seinen besonderen Trommelschlag. Auch hierbei trägt man öfter die phantastischen Spitzhüte und sehr hübsche, aus Glasperlen zusammengesetzte Mützen; auch pflegen sich die Gehilfen des Mganga, die Wari, im Gesicht roth, weiss und gelb zu bemalen. Ausser der Trommel wird auch manchmal ein Antilopenhorn geschlagen. Gesang und Tanz haben an sich nichts Besonderes, der halbdunkle Raum und der abenteuerliche Aufzug der Tänzer geben dem Ganzen jedoch einen phantastischen Anstrich. Manchmal wird auch bei Tage getanzt. Ich sah einen solchen, von Panganileuten ausgeführten Geistertanz im Dorfe Madanga. In der Mitte des Kreises der Tänzer stand ein Bett, an welches eine Zwergantilope mit weissbemalter Nase gebunden war. Der Tanz war der gewöhnliche, die Männer hatten eine pfeilförmige Zeichnung mit Kalk auf die Wange gemalt.

Die Geister haben, wie gesagt, durchwegs Namen. Von den im Tangagebiet bekannten wurden mir die Folgenden genannt: Tscharra oder Njaro kommt vom Massailand und lebt auf Höhen, er ist es, von dem der Kilimanjaro seinen Namen hat. Er ver-

ursacht Krampfleiden, Gicht und Verrücktheit und gilt als sehr bösartig. Matari kommt aus der See und beschränkt seine Thätigkeit auf die Erzeugung gewöhnlicher Bauchschmerzen. Meist gelingt es, ihn schon durch Auflegen von Koransprüchen zu vertreiben und nur in schweren Fällen wird die ganze Tanzbeschwörung aufgeführt. Weit ungemüthlicher ist Subiari, der sich in den Leib des Menschen setzt und die Abzehrung hervorruft. Die Subiari-Cur ist sehr kostspielig, da der Tanz gegen denselben nichts nützt, sondern es nothwendig ist, ein Rind beizuschaffen, in welches der Geist fährt, worauf das Rind stirbt. Sehr häufig, aber nicht besonders gefürchtet ist Kilima, der sich manchmal zeigt, worauf der ganze Ort von Trommeln widerhallt und unaufhörlich Umzüge veranstaltet werden. Mschakini, Schemgombe und Mrangi kommen aus Bondëi und Digo, schaden aber meist nicht viel. Als gefährlicher gelten Sumali und Mgalla, die von den gleichnamigen Völkern (Somali und Galla) herkommen.

Einen besonders schönen Namen hat ein Geist, dessen Eigenheit es ist, im Schädel des Menschen zu tanzen und dadurch allerlei Kopfleiden hervorzurufen. Er heisst Mdumesh wa Lugacha Lugacha wa Daruass Daruass wa Birnassi Birnassi wa Birnagacha Birnagacha wa Sertani Gungo wa Mkalialili Jandar wa Muio. Meine Berichterstatterin, eine alte Mssegejuhexe in Tanga, wiederholte mir diesen Namen auf zwei Anfragen, zwischen welchen ein Zeitraum von sieben Monaten lag, mit gleicher Geläufigkeit mehrmals. Kiswahili ist der Name jedenfalls nicht, was er bedeutet, wusste die sonst wohlunterrichtete Hexe ebenfalls nicht und war nur mit mir der Ansicht, dass die Reihenfolge auf etwas wie Patrimonia deute und dass das Wort „Sertani" den Teufel (Sheitani) bezeichnen solle. Mit diesen dürften die wichtigsten Pepos der Tangaküste erledigt sein. Die schöne weisse Blumenfee Mwana Mawa, die in Sansibar eine Rolle spielt, und Kinyankera, der weiter im Süden besonders die Baobabs unsicher macht und in Bondëi gefürchtet wird, sind hier fast ganz unbekannt.

Ein weiterer Zweig der Thätigkeit des Mganga ist das Anfertigen von Amuletten gegen Haifisch- und Krokodilbiss, gegen Kugeln und Giftschlangen, sowie überhaupt gegen alle Gefahren,

die sich dem Ost-Afrikaner bieten können. Alle Swahili, ja selbst manche Araber glauben fest an die Wirksamkeit dieser Amulette in Form von Beutelchen, Kalebassen, Hörnern u. s. w., ebenso wie sie auch von der Zauberkunst der Eingeborenen des Innern überzeugt sind.

Auch gegen die im Freien hausenden bösen Geister sucht man sich nach Kräften zu schützen. So steht zwischen Mansa und Boma ein vereinzelter Fels, den man für einen versteinerten Teufel hält und um den man ringsum rothe Flaggen aufgepflanzt hat, um ihn am Fortgehen zu verhindern. Ein anderer Teufel haust dort in einem dichten, jungen Busch mit schönem, rothem Ackerboden, den man nicht auszunutzen wagt aus Furcht, den Teufel zu stören. Noch ein anderer sitzt in einer Flussbiegung oberhalb Kumba Mtoni im Panganifluss und wird von den Schiffern durch Hineinwerfen von Kupfermünzen nach Kräften gut gestimmt. Burton*) spricht an derselben Stelle von einem mohammedanischen Heiligen, doch hat sich derselbe inzwischen in einen „Pepo" verwandelt, mit welchem, soweit mir bekannt, irgend eine islamitische Idee nicht mehr verbunden wird.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, war der Islam keineswegs im Stande, die jedenfalls ursprünglichen, echt negerhaften religiösen Ideen der Swahili mit ihrer phantastischen Geisterwelt zu verdrängen. Ebenso wie der ostafrikanische Küstenmann trotz seiner arabischen Tracht doch ein Neger ist, der höchstens etwas arabische Blutmischung hat, wie seine Sprache trotz arabischer Fremdwörter in Geist und Bildung ein reines Bantuidiom geblieben ist, so ist auch der Glaube des Propheten für ihn nur eine Tünche, unter welcher der alte Geisterglaube mit seinem Ahnencult und seinen Amuletten, mit seinen Zauberern und Teufelsbeschwörungen um so fester sitzt.

Ein eigentlicher Adel ist bei den Küstenleuten nicht vorhanden, höchstens können die Häuptlinge (Jumbes) der Küstendörfer dazu gerechnet werden. Politische Rollen haben dieselben wohl seit jenen Zeiten keine mehr gespielt, wo von Msara (den bekannten Mombaser Satrapen) und Arabern Gouverneure an den Küsten residirten.

*) Zanzibar, II, 156.

Im Allgemeinen kann man nur zwei Stände unterscheiden: Freie und Sklaven. Die Sklaven sind zum sehr grossen Theil in Händen der Araber, zum kleineren in denen der Swahili. Fast alle stammen aus dem Süden, da die Leute aus dem nahen Hinterland, also Wadigo, Waschambaa, Wapare u. s. w., zu sehr zum Fortlaufen geneigt waren und daher mit Vorliebe nach aussen, besonders nach Pemba verkauft wurden. Die überall verstreuten Sklaven sind meist Wahiao, Wangindo oder Waniassa, seltener Wasaramo. Sie wurden und werden wohl heute noch theils zur See, theils zu Land eingeführt und sind im Allgemeinen ohne weiteres an ihrer fremdartigen, vielfach äusserst hässlichen Gesichtsbildung, an Narbenverzierungen und durchbohrten Oberlippen zu erkennen. Es gilt dies jedoch nur von der ersten Generation, die zweite, meist mit Eingeborenen gemischte, die sogenannten Wazalia, sind nicht mehr zu unterscheiden. Die Ackersklaven werden im Allgemeinen ziemlich gut behandelt und haben auch keine allzu harte Arbeit, da der aufreibende Gewürznelkenbau im Tangagebiet nicht bekannt ist. Höchstens in den Zuckerrohrpflanzungen bei Pangani dürften sie ziemlich angestrengt sein. Dennoch vermehren sie sich nur schwach. Auch die Haussklaven haben sich meist nicht zu beklagen. Die im Lande Geborenen besonders unterscheiden sich nur wenig von den Freien und nehmen gesellschaftlich fast dieselbe Stelle ein. Besonders gut behandelt, ja geehrt werden Sklaven, die Jemand von seinen Eltern ererbt hat. Ich habe sogar eine Herrin gekannt, die sich von ihrer Sklavin, der Suria ihres verstorbenen Vaters, prügeln liess. Im Allgemeinen ist der Swahili ohne Vergleich menschlicher als der Araber. Von allen Sklaven jedoch haben nur die Kebsweiber, die Surias der Araber, ein schweres Los, das dem traurigen Bilde, das man sich in Europa von Sklaverei zu machen pflegt, wirklich nahe kommt. Vor Allem ist der schon erwähnte Gebrauch hart, dass der Araber jede beliebige seiner Ackersklavinnen ohne weiteres zur Suria machen kann, auch wenn sie schon längst mit einem Sklaven verheiratet ist. Im letzteren Falle pflegt der oft greise Araber mit wahrhaft wahnsinniger Eifersucht jeden Schritt der Unglücklichen zu überwachen, und seine Rache ist furchtbar, wenn er sie im Verkehr mit ihrem früheren Gatten ertappt.

Als Beispiel seien einige Begebenheiten im Harem eines Arabers in Tanga mitgetheilt, der kurz vor Ausbruch des Aufstandes verstorben ist. Er war gegen seine Ackersklaven äusserst milde und nährte sie reichlich. Es waren für ihn eben Nutzthiere, die man nach Möglichkeit schonen und pflegen muss. Seine Surias aber waren ihm, dem siebzigjährigen Greise, nichts anderes als Spielzeuge, und gegen sie verfuhr er mit äusserster Härte. So wurde die Mutter seiner Lieblingstochter, eine Mhiao, von ihm eines Tages im Gespräche mit dem Manne getroffen, der vor Jahren ihr Gatte gewesen. Obwohl die Frau jahrelang seine Suria war, obwohl die kleine Tochter unverkennbar seinen arabischen Typus geerbt hatte und sich überhaupt nicht der geringste Anhalt für eine Untreue der Suria bot, beschloss er doch ihren Tod. Er verkehrte den Tag über ganz harmlos mit ihr, liess sie Nachts von zwei jungen Sklaven auf ein Bett binden, so dass ihr Kopf über die Kante desselben hinausstand, zündete, um sie am Schreien zu hindern, unter ihrem Munde ein qualmendes Feuer an und prügelte sie mit der Flusspferdpeitsche buchstäblich zu Tode. Sie wurde verscharrt und der Araber kehrte am Morgen mit lachender Miene zu seinem Töchterchen zurück, dem er mittheilte, dass die Mutter verreist sei. Die Geschichte wurde ruchbar und der Araber vor den Sultan nach Sansibar gebracht, doch nach einigen Monaten wieder losgelassen. Bald darauf erstach er eine andere Suria, die sich mit seinem eigenen Sohn*) in ein unerlaubtes Verhältniss eingelassen. Schliesslich ereilte ihn jedoch das Schicksal, indem er durch eine Suria vergiftet wurde, die drei Tage nach seinem Tode mit einem Schwarzen ein Haus bezog. Natürlich konnte man ihr bei den mangelhaften Rechtszuständen den Mord nicht nachweisen.

Für die Lage der Sklaven bezeichnend ist ein Vorfall, der sich vor einigen Jahren in Tanga ereignete. Damals trat mit Bestimmtheit das Gerücht auf, dass ein Sklave, der an Bord eines englischen Kriegsschiffes flüchtet, mit Betreten desselben frei sei. Als nun eine britische Corvette im Hafen von Tanga

*) Fereshi bin Abedi aus Tanga.

ankerte, lief eine ganze Anzahl Sklaven davon und fuhr Nachts an Bord. Natürlich war das Gerücht ein irrthümliches und die Sklaven wurden am nächsten Tage von den Engländern wieder gelandet. Von den Schambasklaven liefen nur ganz wenige fort, und meist schlechte Subjecte, die ihr Herr gewiss nicht besonders bedauerte. An Haussklaven entflohen etwas mehr. Mit sehr wenigen Ausnahmen jedoch liefen sämmtliche schwarze Kebsweiber der Araber davon, oft eine ganze Anzahl Kinder zurücklassend. Der Jammer der Rechtgläubigen, die sich mitten in der Nacht der Zierden ihres Harems beraubt sahen, soll ein grosser gewesen sein. Von Surias der Swahilileute liefen weit weniger und meist nur solche fort, die zu einer anderen Flüchtigen in verwandtschaftlichem Verhältniss standen.

Die Schambasklaven erfreuen sich, wie gesagt, eines ganz erträglichen Daseins. Sie wohnen theils mit den Freien in den Dörfern, theils in kleinen Niederlassungen in den Feldern und Palmgärten. Besonders die Wahiao erhalten sich ihre Sprache und abergläubischen Sitten und führen gelegentlich den wilden, eigenartigen Tanz ihres Volkes auf. Auch die Wangindo und Waniassa haben ihre besonderen Tänze und sonstigen Eigenheiten, stets natürlich nur in der ersten, im Heimatlande geborenen Generation, die zweite fühlt sich schon als „Islam" und blickt verachtungsvoll auf das Treiben der „Washensi" (Buschleute) herab.

Die im Lande für immer angesiedelten Sklaven bilden gewissermassen den Uebergang zur fremden Bevölkerung der Tangaküste. Ein anderes Verbindungsglied sind die Komoroleute, die sogenannten Angasija, die, in Tracht und Sitten den Swahili nahe verwandt, doch ein fremdes, nicht ständiges Element an der Küste bilden. Sie sind ebenfalls Bantuneger mit leichter arabischer Blutmischung. Sie besitzen eine Sprache, die mit dem Kiswahili verwandt, aber stark mit malayischen (malagassischen) Beimischungen versetzt ist, so dass von einer directen Verständigung keine Rede sein kann. Doch sprechen alle fliessend die Landessprache. Sie kommen als Leute der Europäer, als Soldaten und Karawanenträger ins Land, manche siedeln sich wenigstens zeitweise an und bringen es oft zu ziemlichem Ansehen und Wohlstand. Komoroweiber gibt es nur ganz wenige an der

Küste, die Männer sind in Pangani am zahlreichsten, in Tanga in geringerer Zahl und an den anderen Küstenplätzen nur vereinzelt anzutreffen. Ihre Hautfarbe ist sehr verschieden, körperlich sind sie meist gut entwickelt, man findet unter ihnen auffallend viele wohlgebildete Leute. An Intelligenz überragen sie die Küstenleute, sie sind äusserst aufgeweckt und finden sich rasch in jede Handleistung. Als Diener an der Küste sind sie den übrigen Schwarzen durch ihre natürliche Geschicklichkeit vielfach vorzuziehen. Diese guten Eigenschaften werden durch den geradezu nichtswürdigen Charakter dieser Leute verdunkelt, der sich hinter der angenehmen Aussenseite verbirgt. Sie sind falsch und lügnerisch in weit höherem Grade als die übrigen Küstenleute, ja sie sind sogar fanatisch. Als Mitglieder einer Karawane wissen sich die Angasijaleute bald eine leitende Stelle unter ihren Kameraden zu verschaffen, die sie immer zu Ungunsten des Europäers ausnutzen.

Im Aufstande waren sie unsere erbittertsten und nach den Arabern gefährlichsten Gegner. Ich erinnere nur an Jahasi, den schurkischen ersten Officier Buschiri's, der leider wieder dem wohlverdienten Galgen entgangen ist. Er diente jahrelang unter Stanley am Kongo, lernte dort Sprache und Sitten der Europäer kennen und nutzte dies im Kampfe gegen dieselben geschickt aus. Muth freilich lässt sich diesem Burschen nicht absprechen, ebensowenig wie seinem Landsmann Saïdi Abeja, der bei der Einnahme Panganis die Aufständischen führte und im Kampfe fiel. Alle Komoroleute sind französische Unterthanen, seit ihre Heimatsinseln unter dem Schutze Frankreichs stehen.

Die Araber, welche an der Tangaküste leben, scheiden sich in zwei Gruppen: in Leute aus Omân und solche aus Hadramaut. Erstere, die bisherigen Herren des Landes, sind es, die von den Schwarzen allein als „Waarabu" bezeichnet werden. Sie leben in grösserer Zahl in Pangani und Wanga, ziemlich zahlreich in Tanga, an der übrigen Küste findet man nur einige von ihnen in Mtangata, einen einzigen in Muoa. Ihre ziemlich wechselnde Gesammtzahl dürfte 300 bis 400 nicht übersteigen. Eine grosse Anzahl von ihnen ist in Omân geboren, diese sprechen arabisch als Muttersprache. Da meines Wissens eine Vollblutaraberin an

der Tangaküste nicht lebt, so kann von reinen, im Lande selbst geborenen Arabern nicht die Rede sein, umsomehr, als die Kinder der Surias sofort in die Kategorie der Swahili eingereiht werden. Dennoch findet man eine ganze Anzahl häufig, aber nicht immer dunkelgefärbter Leute, die sich ebenfalls Araber nennen und meist aus Pemba oder Sansibar stammen. Sie verstehen arabisch, sprechen jedoch Kiswahili als Muttersprache. So war der bekannte Buschiri bin Salim ein Pembaaraber, der in Tanga aufgewachsene, zu Saadani 1890 hingerichtete Mohammed bin Chassim und sein Bruder Hamis bin Chassim (jetzt Jumbe von Tambarani) stammen von Sansibar u. s. w. Vom Geschlechte der streitbaren Satrapen von Mombas, der Msara, leben auf deutschem Gebiete keine, wohl aber in Wanga einige wenige, dunkelfarbige, aber in den Zügen sehr reine Araber, die nur Kiswahili sprechen. Die echten Omânleute sind meist licht gelbbraun gefärbt, hager und hochgewachsen. Wohlbeleibtheit deutet in den meisten Fällen Negerblut an. Sie haben die charakteristisch semitischen, scharf geschnittenen Gesichtszüge und tragen Kinnbart, aber keinen Schnurbart. Sie altern, wie es scheint, recht früh, eine Mittelstufe vom jungen Krieger zum greisen, weissbärtigen Patriarchen ist kaum vorhanden. Die Tracht gleicht jener der Swahili, oder vielmehr letztere haben sie den Arabern entnommen, nur tragen fast alle Männer Turbans und den kurzen Sicheldolch im Gürtel, da es für den Freien schmachvoll gilt, unbewaffnet zu gehen.

Ihre Wohnungen gleichen jenen der Eingeborenen, nur selten erhebt sich einer bis zur Erbauung eines Steinhauses. Die Araber waren bisher der hohe Adel im Lande, eine Menschenclasse, welche die Eingeborenen um Haupteslänge überragte und deren Einflüssen und Befehlen sie willenlos gehorchten. Was sie eigentlich trieben und noch treiben, ist schwer zu sagen; so viel ist sicher, dass sie niemals etwas gearbeitet haben.

Ausser einigen armen Leuten, die sich als Krämer durchbringen, sind fast Alle Farmbesitzer, welche mit Hilfe eines Arbeitermaterials von Sklaven das Land bebauen und daneben auch Handel treiben. An den Karawanen nach dem Innern betheiligen sie sich hier wenig. Alle sind natürlich strenge, doch

keineswegs fanatische Mohammedaner und gehören zur Secte der Abatiten, die von den übrigen Moslim, besonders den Sunniten für sehr ketzerisch gehalten wird. Das mächtige Culturwerk bezweifeln zu wollen, welches die Araber in Ost-Afrika verrichtet, wäre völlig müssig. Man braucht nur zu vergleichen, was die Europäer mit ihren Jahrhunderte alten, zahlreichen Niederlassungen in West-Afrika den Eingeborenen gegenüber erzielt oder vielmehr nicht erzielt haben, um zur vollen Erkenntniss der arabischen Leistungen im Osten geführt zu werden.

Heute sind sie von ihrem Staffel ganz bedeutend herabgesunken, da dem jetzigen Beherrscher Ost-Afrikas, dem Europäer, der Araber auch nicht mehr gilt als der Schwarze und ersterer seine politische Rolle, wenigstens an der Tangaküste, fast ganz ausgespielt hat.

Nichts verloren und eher gewonnen hat mit dem neuen Stande der Dinge der Hadramautaraber, der nach seiner Heimat Sheher gewöhnlich Schihiri genannt wird. Als einfacher, armer Krämer kommt er ins Land und verlässt es nach Jahren auch meist als solcher, da die Concurrenz der Inder ihn nicht aufkommen lässt. Die Schihiri sind ruhige, friedliche Menschen, höchstens kann ihnen Jähzorn zur Last gelegt werden, in welchem sie nach erlittenen Beleidigungen manchmal den Gegner ohne weiteres niederstossen. Sie sind Sunniten und schon aus diesem Grunde keine grossen Freunde der Omânleute. Auch im Aufstande haben sie niemals mit diesen fraternisirt und sich stets von allen Kämpfen, überhaupt von aller Politik ferngehalten.

Es sind meist untersetzte, wenig auffällige Gestalten; unter jungen Leuten und Kindern trifft man oft schöne Gesichter mit tiefschwarzen Augen. Sie bringen ihre Weiber mit, halten sie aber streng abgeschlossen. Auch bei den Hochzeiten treten sie nicht auf, und die jungen Männer allein pflegen dabei sehr hübsche, zierliche Tänze aufzuführen. Gewisse Gewerbe, wie das Flechten grober Strohmatten, liegen in ihren Händen. Auch pflegen sie mit einfachen Mühlen das Oel aus den Sesamkörnern zu pressen und zu verkaufen. Als Zugthiere an der Kurbel dienen ihnen dabei Kameele, die sie mit grossen Kosten aus der arabischen Heimat mitbringen. Es gibt deren einige in Tanga, einige in Tongoni und,

so viel mir bekannt, auch ein Paar in Pangani. Sie pflanzen sich nicht fort und leben meist nur einige Jahre. Auch dieses ist schon zu verwundern, wenn man bedenkt, dass das Wüstenschiff bei ungewohnter Nahrung im feuchten Klima eine ihm fremde Arbeit, Kurbelziehen in geschlossenem Raum, verrichten muss. Die Schihiri leben in den drei Hauptorten, sowie auch sonst an der Küste verstreut. Ihre Zahl dürfte nicht viel über 200 bis 300 betragen.

Unter dem Namen „Beludschen" werden Leute aus Nord-Arabien und den südpersischen Küsten zusammengefasst. Es ist ein unsympathisches, falsches und verkommenes Volk. Besonders widerlich macht sie der bei ihnen ständige Gebrauch der Päderastie. Dieses im ganzen Orient ländlich sittliche Laster wird am stärksten von Beludschen, sehr stark auch von Arabern, am wenigsten von Swahili ausgeübt. Die Opfer desselben sind jedoch stets Schwarze. Die Beludschen standen in Lebensweise und Sitten stets den Omânleuten am nächsten, deren Partei sie auch im Aufstande verfochten. Glücklicherweise gibt es deren an der Tangaküste nur ganz wenige.

An Zahl nicht stark, aber sehr wichtig sind die Inder, die wieder in zwei Gruppen: die mohammedanischen Inder, Kojas, von den Swahili Wahindi genannt, und die heidnischen Inder, Banyans, zerfallen. Die Kojas sind Schiiten und besonders in Pangani zahlreich, doch auch in Tanga, Wanga, Muoa und einigen kleineren Orten vertreten. Sie treiben ausschliesslich Handel. Manche sind schon so gut wie ansässig, die meisten jedoch kehren, wenn sie genügend verdient haben, in die indische Heimat zurück. Es sind lichtbraune, vielfach wohlbeleibte Leute mit meist wenig sympathischen, verschmitzten Gesichtern. Am angenehmsten berühren die munteren, schwarzäugigen Kinder und die Greise, welchen der weisse Bart etwas Ehrwürdiges gibt, das durch die vom Betelkauen geschwärzten Zähne allerdings beeinträchtigt wird. Sie tragen Beinkleider, schwarze Schuhe, ein langes Hemd, über welches sie oft einen dunklen Rock ziehen, und den für ihren Stamm bezeichnenden goldgestickten Turban. Sie kamen erst in den Zeiten Saïd bin Sultan's, also im Anfange dieses Jahrhunderts an die Küste und haben sich

durch ihren zähen Geschäftsgeist zur herrschenden Stelle im Handel aufgeschwungen, durch niedrige Gewinnsucht aber sehr verhasst gemacht. Ihre nicht unschönen Weiber bringen sie häufig nach der Küste mit. Sie haben nicht nur die Einfuhr europäischer Güter und die Ausfuhr der Feldfrüchte nach Sansibar völlig in Händen, sondern beherrschen auch den kleinen und grossen Karawanenverkehr, indem sie Vorschüsse an Swahilileute geben.

Als weit ehrlicher und gutmüthiger gelten mit Recht ihre Landsleute, die heidnischen Banyans. Diese stammen fast alle aus Katsch und gehören zur Kaste der Bhattias. Als echte Hindu tödten und essen sie kein Thier, sondern geniessen nur Pflanzennahrung, was viele von ihnen nicht hindert, ganz erstaunliche Wohlbeleibtheit zu erreichen. Sie halten strenge an den Satzungen ihrer Religion, besitzen jedoch, soweit mir bekannt, an der Tangaküste keinen Tempel. Im Aeussern gleichen sie den Kojas, machen jedoch einen besseren, weniger durchtriebenen Eindruck als diese, obwohl sie durch ihr schlaffes, müdes Wesen gerade auch nicht sympathisch berühren. Sie tragen einen eigenthümlichen Turban und einen Lendenschurz, dessen Zipfel zwischen den Beinen durchgezogen wird. Wie die Kojas, so beschäftigen sie sich ebenfalls nahezu ausschliesslich mit Handel, und manche haben es zu ganz ansehnlichem Vermögen gebracht.

Sie bringen ihre Weiber niemals mit, sondern leben mit eingeborenen Surias, welche sie sehr gut halten, reich mit echtem Gold- und Silberschmuck behängen, aber auch eifersüchtig bewachen. Man erzählt allerlei Schauerliches, was Banyans gegen ungetreue Surias für fürchterliche Rache zu nehmen pflegen. Ueberhaupt lieben es die Swahili, von den Banyans, die sich natürlich als „Kafri" (Ungläubige) abgeschlossen für sich halten, furchtbare Geschichten zu berichten. So glaubt man allgemein, dass die Verwandten einem schwer kranken Banyan durch Auflegen von Kissen auf den Mund das Sterben erleichtern u. s. w. Im Uebrigen stehen sie jedoch, wie gesagt, sehr gut mit der Bevölkerung und sind weit beliebter als die Kojas. Ihre Halbblutkinder pflegen sie mohammedanisch erziehen zu lassen. Sie sind nur in Tanga und Pangani vertreten, an den kleineren Orten leben nur die Zoll-

einnehmer, die von altersher und auch heute in deutschen und englischen Diensten dieses Amt verwalten. Alle Inder sind englische Unterthanen, ihre Zahl dürfte 200 bis 300 gewiss nicht übersteigen. Ausser den indischen Kaufleuten gibt es auch einige geschickte Handwerker dieser Rasse an der Küste.

Damit haben wir das bunte Gemisch der eingeborenen Bevölkerung erschöpft und bliebe uns noch übrig, über das an Zahl schwächste, an Bedeutung aber hervorragendste Element der Bewohner der Tangaküste, über die Europäer, zu sprechen. Von diesen jedoch und ihrem farbigen Anhang wird gelegentlich der Einzelbeschreibung der Küstenplätze die Rede sein.

III.

Einzelbeschreibung der Tangaküste.

Umbamündung. — Wanga. — Bucht von Muoa. — Bucht von Mansa. — Bucht von Kwale. — Tangabai. — Tanga. — Amboni. — Niamjani- und Yambe-Insel. — Mtangata. — Kigombe. — Panganibucht und -Stadt.

Die deutsch-ostafrikanische Küste beginnt im Norden mit der Mündung des Umbaflusses. Dies war schon in dem älteren Abkommen mit England festgestellt worden, doch ergab sich sehr bald eine doppelte Auffassung daraus, dass Grund zur Vermuthung da war, dass der Umba ein Delta bilde. Es stand nämlich durch die Küstenaufnahmen fest, dass sowohl nördlich als südlich der Stadt Wanga ein Arm (creek) in die See münde. Nun war auf einer von Kersten 1863, also zu einer Zeit, wo von Interessensphären noch keine Rede war, aufgenommenen Karte die Mündung des Umba als Delta gezeichnet, derart, dass ein Mündungsarm sich nördlich und einer südlich der Stadt Wanga ergoss. Auf deutscher Seite konnte daher ein gewiss unparteiischer Zeuge für die Auffassung genannt werden, dass Wanga noch in deutsches Gebiet falle, während die Engländer stets mit Bestimmtheit behaupteten, dass der nördlich von Wanga einmündende Krick mit dem Umba in keiner Verbindung stehe. Auch auf den neuesten englischen Seekarten vom September 1890 und Februar 1891 ist jedoch das Mündungsgebiet des Umba derart gezeichnet, dass in dieser Frage noch ein Zweifel bestehen könnte. Vollständig ist dieser jedoch durch meine zu Lande ausgeführten Aufnahmen behoben, die mit Bestimmtheit nachgewiesen haben, dass ein Delta des Umba überhaupt nicht besteht, dass also Wanga in die englische Interessensphäre fällt.

Wenn gesagt wird, dass der Umba kein Delta bildet, so ist dies nur in dem für Grenzfragen einzig massgebenden topographischen, nicht aber im geologischen Sinne aufzufassen. Denn etwa zwei Stunden von seiner Mündung, wo er als fünf bis sechs Meter breites, von Lehmmauern eingesäumtes Gewässer aus dem Digolande kommt, erreicht der Umba ein Inundationsgebiet, das vorzüglich aus seinen eigenen Alluvionen besteht und mit den Feldern und Pflanzungen von Wanga bedeckt ist. Hier liegen die vielen kleinen Niederlassungen verstreut, in welchen die Schambasklaven der Araber leben. Nicht weit von Wanga ist eine ziemlich undeutliche, aber erkennbare Bodensenkung zu beobachten, die sich vom Umbaflusse nach dem nördlich von Wanga einmündenden Salzwasserarm hinzieht. Es ist dies sehr wahrscheinlich ein altes Bett des Umba, ja es ist immerhin möglich, wenn auch gerade nicht wahrscheinlich, dass dasselbe noch 1863, zur Zeit Kersten's wenigstens als Mündungsarm des Umba vorhanden war. Wenn Hochwasser des Flusses mit Meereshochfluthen zusammentreffen, so wird, wie auch die auf kleinen Dämmen angelegten Pfade der Eingeborenen andeuten, das ganze Inundationsgebiet unter Wasser gesetzt und mag dann immerhin auch Umbawasser in den Salzwasserkrick gelangen. Bei einer solchen Gelegenheit ist der Fall gar nicht unmöglich, dass der Umba seinen Lauf verändert und wieder, wie dies offenbar früher der Fall war, nördlich von Wanga einmündet.

Wanga kann insoferne als „ostafrikanisches Venedig" bezeichnet werden, als es mit den Schambas seiner nächsten Umgebung auf einigen kaum über die See hervorragenden Sandbänken liegt, die rings von sandigen, bei Fluth überschwemmten, theilweise mit Mangroven bedeckten Armen umschlossen sind. Es hat also nichts weniger als eine reizende Lage, ist sehr ungesund und besitzt einen sehr schlechten Ankerplatz für Schiffe. Da die Wangabucht, in welcher das kleine unbewohnte und wasserlose Inselchen Sii aufragt, durch zahlreiche Riffe sehr seicht ist, so müssen grössere Fahrzeuge etwa zwei Kilometer ausserhalb der Umbamündung, also in ganz bedeutender Entfernung von der Stadt ankern. Der Salzwasserarm, welcher

nördlich von der Stadt mündet, ist bei steigender Fluth für Dhaus und ganz kleine Dampfboote schiffbar.

Wanga wird, soviel mir bekannt, in älteren historischen Schriften über Ost-Afrika niemals genannt und dürfte eine ziemlich junge Gründung sein. Wie es heisst, bestand schon vor längerer Zeit ein Wadigodorf dort, welches später von den in Wassin seit langer Zeit ansässigen Swahili, den sogenannten Scherifu, besiedelt und in eine Stadt verwandelt wurde. Deren Oberhaupt, der Divani, dessen Nachfolger heute noch in Wanga lebt, war lange Zeit eine wichtige Persönlichkeit an der Küste. Er war sowohl unter den Msara als auch unter Saïd bin Sultan und Majid so gut wie unabhängig, erst Seyd Bargasch setzte einen Gouverneur (Livali) nach Wanga. Man fürchtete ihn seiner Zauberkünste wegen, die ihn angeblich befähigten, zur Nachtzeit nach Sansibar zu fliegen und mit dem Sultan Rücksprache zu halten. Sehr grossen Einfluss soll seine Zauberei auch als Schutz gegen wilde Völkerschaften gehabt haben, und keine Karawane wollte früher die Küste verlassen, ohne eine Zauberflagge des Divani mit sich zu führen.

Wanga hat heute etwa 2500 Einwohner und ist von einer ziemlich dicken Mauer aus Korallengestein umschlossen, die halbverfallene viereckige Thürme an den Ecken hat. An zwei Seiten liegt die Mauer durch das Nachdrängen der See übrigens ganz in Trümmern. Im Innern der Stadt sieht es nicht sehr einladend aus. Ein endloses Gewirre von Gässchen dehnt sich zwischen ärmlichen, schmutzigen Lehmhäusern aus; auf den Strassen liegt Schmutz und Schutt, was besonders dem auffällt, der die musterhafte Ordnung und Reinlichkeit in den deutschostafrikanischen Küstenplätzen gewohnt ist. „Monumentale Gebäude" sind nur ein Paar alte, ruinenhafte Moscheen mit schmutzigen Matten und allerlei Gerümpel im Innern. Daneben haben auch ein Msuruiaraber, ein Omânaraber und ein indischer Kaufmann (Banyan) Steinhäuser, alles Uebrige lebt in Lehmhütten.

Die Stadt hat eine Anzahl runder ausgemauerter Cisternen, aus welchen schlechtes Brackwasser geschöpft wird. Am Strande liegen meist zwei bis drei kleine Dhaus. Eine beliebte Industrie der Wangaleute ist das Anfertigen grosser rother Töpfe, die von

hier aus nach den übrigen Küstenplätzen und nach Digo verkauft werden. Besonders auffällig sind die vielen Omânaraber, die in Wanga leben und in der Umgebung ziemlich ausgedehnte Pflanzungen von Cocospalmen und etwas Zuckerrohr besitzen. Ihre zahlreichen Sklaven liefern das Trägermaterial für die Karawanen, deren mehrere alljährlich von Wanga nach dem Massailande aufbrechen.

In dieser Hinsicht ist der Ort keineswegs unbedeutend, was auch daraus erhellt, dass die Karawanen alle Tauschgüter, welche sie nöthig haben, von den dortselbst ansässigen Kojas beziehen können.

Zwei Karawanenstrassen führen in das Innere, nach dem Kilimanjaro oder nach Ukamba, wohin die Reise meist zuerst hingeht. Die eine führt über den Kisigao und ist in der trockenen Zeit wegen Wassermangels nicht gangbar. Die andere betritt sehr bald nach Ueberschreiten des Umba deutsches Gebiet und führt über Mbaramu. Daneben gehen auch ziemlich viele kleine Karawanen in das nähere Innere, nach Usambara, Pare und Dschagga, und die Eingeborenen des Hinterlandes pflegen ihre Producte: Vieh, Tabak und Butter, mit Vorliebe in Wanga zu verkaufen. An und für sich verdankt der Ort diese Bedeutung nur seinem schlechten Hafen, der Kriegsschiffen den Aufenthalt erschwert und dadurch den Sklavenhandel begünstigt. Sein Aufschwung beginnt denn auch erst von der Zeit der Kreuzerfahrten der Engländer gegen Sklavenschiffe. Besonders wurde Wanga durch die neuesten Unruhen an der Küste begünstigt. Denn während die Deutschen in Tanga und Pangani ihr Recht energisch verfochten und an der Küste festen Fuss fassten, zeigten sich die Engländer in Wanga nur einmal, vertheilten Rupies und Ehrenkleider unter die Notabeln und verschwanden wieder. So wurde denn Wanga ein sicherer Zufluchtsort für alle flüchtigen Aufständischen vom deutschen Gebiet, und heute noch trifft man dortselbst manchen Araber und Swahili, für den die Ueberschreitung der deutschen Grenze nicht rathsam wäre. Dabei zog sich der Handel aus den durch die Kämpfe unsicheren deutschen Gebieten vielfach nach Wanga. Dortselbst regierte noch zur Zeit meiner Anwesenheit

(August 1890) eigentlich Niemand. Die Maskataraber, die durch ihre Zahl und ihre gute Bewaffnung hervorragten, wählten einen unter sich zum Scheich, der eine gewisse Autorität ausübte. Daneben spielte der Divani der „Scherifu"-Swahili eine Rolle, der sich als Häuptling von Wanga bezeichnete und von seinen Leuten anerkannt wurde. Eine andere Partei erklärte den in der Stadt lebenden Msuruiaraber für ihr Oberhaupt u. s. w.

Obwohl die Stadt, wie gesagt, auf englischem Gebiet liegt, war doch ein Banyan, der die Zölle aushob, das Einzige, was man von englischem Regiment merkte, von einer Autorität oder von der Anwesenheit eines Europäers war keine Rede. Natürlich war dies gerade für die unruhigen Flüchtlinge sehr angenehm, und Wanga ist heute geradezu der Ausfuhrort für Sklaven aus dem ganzen nördlichen deutschen Schutzgebiet, die dort in Ruhe eingeschifft und durch das Inselgewirre der Wangabucht ohne sonderliche Gefahr nach Pemba geschmuggelt werden können.

Dieser Vortheil, den die deutschen Küstenplätze nicht bieten, ist es, der auch heute, wo Ruhe und Ordnung längst wieder in letzteren vorhanden ist, den Karawanenhandel an Wanga bindet. Denn wenn auch die kleinen und grossen Händler im nördlichen Gebiet eigentlich mehr andere Producte suchen, so macht doch jeder gerne ein Nebengeschäft in Sklaven. Aber nicht nur aus den directen Nachbarländern, sondern auch aus dem Süden, aus dem Hinterlande von Kilwa werden Sklaven zu Lande nach Wanga geschmuggelt und von dort ausgeführt. Falls also die Engländer einmal daran denken sollten, nicht nur auf dem Papier, sondern thatsächlich von Wanga Besitz zu ergreifen, dürfen sie des Widerstandes der Bevölkerung sicher sein. Diese kämpft um ihre Existenz, denn sobald der Sklavenhandel in Wanga unmöglich geworden, geht der Ort bei seiner sonst so höchst ungünstigen Lage einem bestimmten, raschen Verfall entgegen. Doch scheinen es unsere englischen Nachbarn trotz ihrer weltbekannten Humanität in dieser Hinsicht nicht eilig zu haben, und dürfte Wanga wohl noch lange der Zufluchtsort alles Gesindels und das Emporium des Sklavenhandels bleiben.

Südlich von Wanga dehnt sich das mangrovenreiche Mündungsgebiet des Umbaflusses aus. Die Mündung selbst ist ziemlich

breit, doch durch eine seichte Barre versperrt, die für Dhaus nur bei Fluth passirbar ist. Am etwas höheren Nordufer liegen die palmenreichen Dörfer Jimbo und Simiji mit Wassegejubevölkerung. Der Vertrag nennt das „Nordufer der Umbamündung" als Ausgangspunkt der Grenzlinie nach dem Yipesee. Es ist darin allerdings nicht gesagt, welcher Punkt des Nordufers gemeint ist. Es erscheint jedoch ziemlich sicher, dass der äusserste Punkt des Nordufers, also das Ras Jimbo darunter zu verstehen ist. In diesem Falle würde die ganze Mündung, einschliesslich der Dörfer Jimbo und Simiji, noch in deutsches Gebiet fallen. Oberhalb dieser tritt sumpfiges Mangrovenland dicht ans Ufer heran. Gegen Süden biegt der breite Kiruicanal ab; der Umbafluss tritt von Nordwest in das Aestuarium ein. Er ist dann für kleine Dhaus während zweier Tage im Monate noch bis zum Dorfe Jassini schiffbar. Sonst können bei Hochwasser nur Canoes, bei Niedrigwasser nicht einmal diese nach Jassini gelangen. Das Dorf liegt auf der Uferterrasse, jedenfalls noch in deutschem Gebiet. Die Eingeborenen betreiben eifrig Fischfang, indem sie in den zahlreichen Mangrovenarmen der Mündung Reusen aufstellen, in welche die Fische bei abnehmender Fluth getrieben werden.

Von der Umbamündung bis zur Muoabucht dehnt sich die Insel Kirui aus, die durch den schmalen Kiruicanal vom Festlande getrennt ist. Dieser wurde von der englischen Küstenaufnahme bereits vermuthet, von mir jedoch zuerst durchfahren, wodurch die insulare Lage Kiruis erwiesen ist. Die Insel fällt in braunen Korallenwänden gegen die offene See ab, welchen ein blendend weisser Sandstreifen vorgelagert ist. Oben gedeiht dichte Buschvegetation, und im Innern sieht man höhere Bäume, darunter riesige Baobabs. Das ganze Westufer der Insel ist flach und sumpfig.

Die drei Dörfer Kendua, Mbaiai und Kirui liegen eine Strecke weit im Innern, wo den Eingeborenen der Ackerbau ermöglicht ist. Diese, Wajomba, in der Zahl von höchstens 200, sind von der Natur keineswegs begünstigt. Vor Allem besitzen sie kein Süsswasser und müssen dieses mit Canoes vom Festlande holen, was die Weiber täglich zu besorgen pflegen. Cocospalmen und Maniok gedeihen auf der Insel nicht, wohl aber Sorghum. Doch

hat der Anbau dieser Getreideart durch das massenhafte Ueberhandnehmen einer Hamsterart in den letzten Jahren sehr gelitten, und müssen die Kiruier sich auf Bienenzucht und Fischfang verlegen. Man sieht denn auch überall an der Küste ihre Fischreusen, und mit leichten Canoes kreuzen sie bis weit in die See hinaus. Der ungünstigen Umstände halber ist nur ein kleiner Theil der Insel bebaut, sonst alles von dichtem Gestrüpp bedeckt.

Der Kiruicanal verdankt offenbar dem Anwachsen der See seine Entstehung, welche von der Umbamündung und Muoabucht aus das flache Vorland zu überschwemmen begann, während das höhere Kirui, ein Ueberrest des alten Wallriffes, zur Insel wurde. Möglicherweise wurde das Vordringen des Meeres durch das Vorhandensein eines alten Umbabettes erleichtert. Gegenwärtig ist der Canal nur während zehn Tagen im Monate zur Hochfluthzeit für grössere Canoes passirbar. Bei seinem Anfang an der Umbamündung ist er breit und wasserreich; man kommt an dem Landungsplatz des Dorfes Kendua vorbei. Die Einwohner desselben haben einen Brunnen und Maniokfelder am Festlande. Doch bald verliert sich der Canal in ein Gewirre von Armen, zwischen welchen die glänzend blätterigen Mangroven aufragen. Die seichteste Stelle bezeichnen einige Steinbänke, wo ich trotz hoher Fluth mit meinen Leuten ins Wasser steigen und das Boot schieben musste. Es ist dies gewissermassen eine Wasserscheide, von der aus die Gezeiten sich einerseits nach der Umbamündung, andererseits nach der Bucht von Muoa richten, so dass man im nördlichen Theil des Canals immer den entgegengesetzten Strom wie im südlichen hat. Aus dem Dunkel der engen Kricks tritt man bald wieder in weitere Arme, und zuletzt führt ein breiter Canal am Dorfe Kijiru vorbei nach der Muoabai.

Die Festlandsküste zwischen der Umbamündung und der Muoabai ist flach, von langen, alten Dünenwällen durchzogen, mit Dumpalmen bedeckt und unbewohnt.

Die Bucht von Muoa (Gomanibay der Engländer) ist der nördlichste Hafen der deutsch-ostafrikanischen Küste. Ihre Einfahrt ist durch zwei felsige Caps, im Norden das Ras Kungunguandu, im Süden das Ras Gomani, bezeichnet. Westlich von

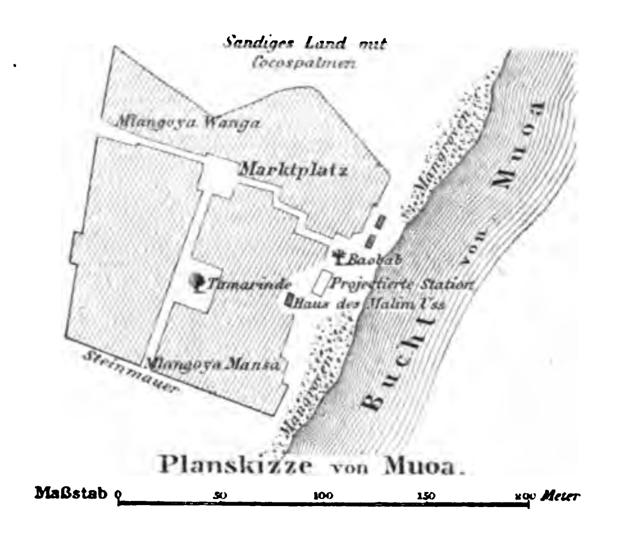
Ras Kungunguandu springt Ras Jiwe la Nyani in die Bai vor, „der Affenfels", benannt nach den zahlreichen grossen Affen, die dort, aus dem Gestrüpp Kiruis kommend, häufig ihr Wesen treiben und nach essbaren Seethieren suchen. Ein vom Süden ausgehendes Riff erstreckt sich nach Nord fast über die ganze Einfahrt der Bai, während näher am Ras Kungunguandu keine Untiefe nach aussen vorspringt. Vielmehr besteht zwischen diesem und der Untiefe Muesi eine breite und tiefe Durchfahrt.*) In der Bai selbst konnte ich einen Fahrcanal von acht bis zehn Meter Tiefe (bei Ebbe) ausloten, der sich von der Einfahrt südlich von Ras Kungunguandu in gerader Linie zur Mgosineinsel hinzieht. Zu beiden Seiten dieses Fahrwassers verlaufen ganz seichte, deutlich erkennbare Sandbänke. Der Ankerplatz für Dampfer ist unweit der Mgosineinsel, er ist gegen Ost- und Nordostwinde offen, gegen West-, Südwest- und Südwinde geschützt. Dhaus können noch näher an die Stadt Muoa herankommen. Im Norden der Bai mündet der schon erwähnte Kiruicanal ein, im Süden der Kigiriniarm mit nirgends unter 2 Meter Wassertiefe, schmalen Mangrovenbändern an den Ufern und dahinter sandigem Strande. Er ist für Boote schiffbar.

Das Städtchen Muoa, der nördlichste Küstenplatz des Schutzgebietes, liegt am Westufer der gleichnamigen Bai, knapp am flachen Strande. Es hat etwa 600 Einwohner vom Stamme der Wassegeju, Abtheilung der Makamadi. Der Ort ist auf zwei Seiten von einer schönen neuen Mauer aus Korallengestein eingeschlossen, besitzt an der dritten eine morsche, von Schlingern umrankte Pfostenboma und ist nach der See zu frei. Der Ausblick nach der Bai war durch einen schmalen Mangrovengürtel gehemmt, doch liess ich diesen durch meine Leute wegräumen, so dass man jetzt ungehemmt die schöne, waldumschlossene Bucht mit ihren felsigen Vorgebirgen überblicken kann.

Muoa mit seinen Häusern im Swahilistil, mit den zahlreichen, prächtigen Palmen und ziemlich reinlichen Strassen macht einen angenehmen Eindruck. Die Brunnen des Ortes sind recht gut gehalten und führen süsses Wasser. Einen

*) Annalen für Hydrographie 1888, p. 383.

besonderen Reiz gewähren ihm einige freie Plätze, wo im Schatten riesiger Bäume Märkte und Zusammenkünfte gehalten werden. So ist unter einer prächtigen, weitverzweigten Tamarinde der Marktplatz. Ein Baobab dagegen, der unweit des Strandes neben der Moschee gedeiht, ist das Stelldichein aller Leute, die nichts zu thun haben, und deren gibt es in Muoa viele. Doch lässt sich mit diesen recht gut leben, und ich erinnere mich mit Vergnügen der Stunden, die ich mit den munteren Phäaken von Muoa unter dem Baobab verplaudert. Ihr Oberhaupt ist der Mwalim Uss, ein affenartiger, kleiner Bursche, der



Planskizze von Muoa.

die unglaublichsten Gesichter schneidet, doch, wenigstens dem Namen nach, als Häuptling der Makamadi von Kigirini bis Pongue gilt. Thatsächlich hat er selbst in Muoa nur sehr geringen Einfluss. Besonders nimmt man es ihm übel, dass er nur mütterlicherseits ein Mssegeju, sein Vater dagegen ein Mgunya war. Auch war ein Akida mit mehreren irregulären Swahilisoldaten der Station Tanga in Muoa anwesend. Eine deutsche Station Muoa ist schon lange projectirt, besteht aber bis jetzt thatsächlich noch nicht.

Von Handel und Verkehr ist in Muoa wenig die Rede; seit etwa fünfzehn Jahren sind fünf Inder (Kojas) ansässig, die

alle Bedürfnisse des Ortes und der Umgebung an europäischen Erzeugnissen befriedigen. Dieselben sind meist von Sansibarer Häusern abhängig und bekommen ihre Artikel mit Dhaus, die alle acht bis zehn Tage über Tanga nach Muoa kommen. Araber gibt es nur einen einzigen, der jedoch keine Rolle spielt. Desto unentbehrlicher haben sich die Inder gemacht, welche den vom Hinterlande kommenden Wadigo das Getreide (Mtama) abkaufen. Dieses kaufen die Muoaner selbst zum grossen Theil, und zwar genügt ein Betrag von zwei Pesa zur Erwerbung einer Kibaba Mtama, welche zu einer Tagesration ausreicht. Diese zwei Pesa erwirbt sich der Muoaner durch Fischfang und Sesambau. Die Fische verkauft er am Markte an die Wadigo für Pesa, den Sesam an den Inder. Hat also Jemand an einem Tage zehn Pesa erworben, was selbst mit Fischerei recht leicht ist, so braucht er fünf Tage nichts zu arbeiten und kann sich unter dem Baobab dem süssen Nichtsthun hingeben.

Unweit Ras Gomani liegt noch innerhalb der Muoabai auf der Korallenterrasse das Dorf Gomani. Es hat etwa vierzig Hütten im Küstenstil, keine Umzäunung und spärliche Cocospalmen, welche durch die an ihren Wedeln nistenden Webervögel schwer geschädigt werden. Gomani hat gar kein Süsswasser; um dieses aufzufangen, werden Töpfe mit schief eingesteckten Brettrinnen längs der Dächer aufgestellt. Für gewöhnlich jedoch muss das Wasser in Canoes von Muoa gebracht werden. Auch in Bezug auf Nahrung ist der Ort fast vollständig von Muoa abhängig, da nur ein sehr schlechter, steiniger, durch Dorngestrüpp kaum gangbarer Pfad nach Mansa führt. Gomani gilt als der älteste Ort dieser Gegend, der von den frisch eingewanderten Makamadi zuerst gegründet wurde. Damals soll es Brunnen mit salzigem Wasser gegeben haben, die jedoch inzwischen vertrocknet sind. Als Stammort hat Gomani daher ein gewisses Ansehen und alle Häuptlinge und angesehenen Leute werden dort begraben. Als Grund, warum die ersten Ansiedler diesen vorgeschobenen Posten gewählt, gab man mir an, dass sie möglichst weit draussen leben wollten, um mit den vorbeifahrenden arabischen Handelsdhaus Verbindungen anknüpfen zu können. Thatsächlich pflegen heute noch Dhaus, welche die

schwierige Passage durch den Wassincanal nur bei Tage machen wollen, vor Gomani zu nächtigen.

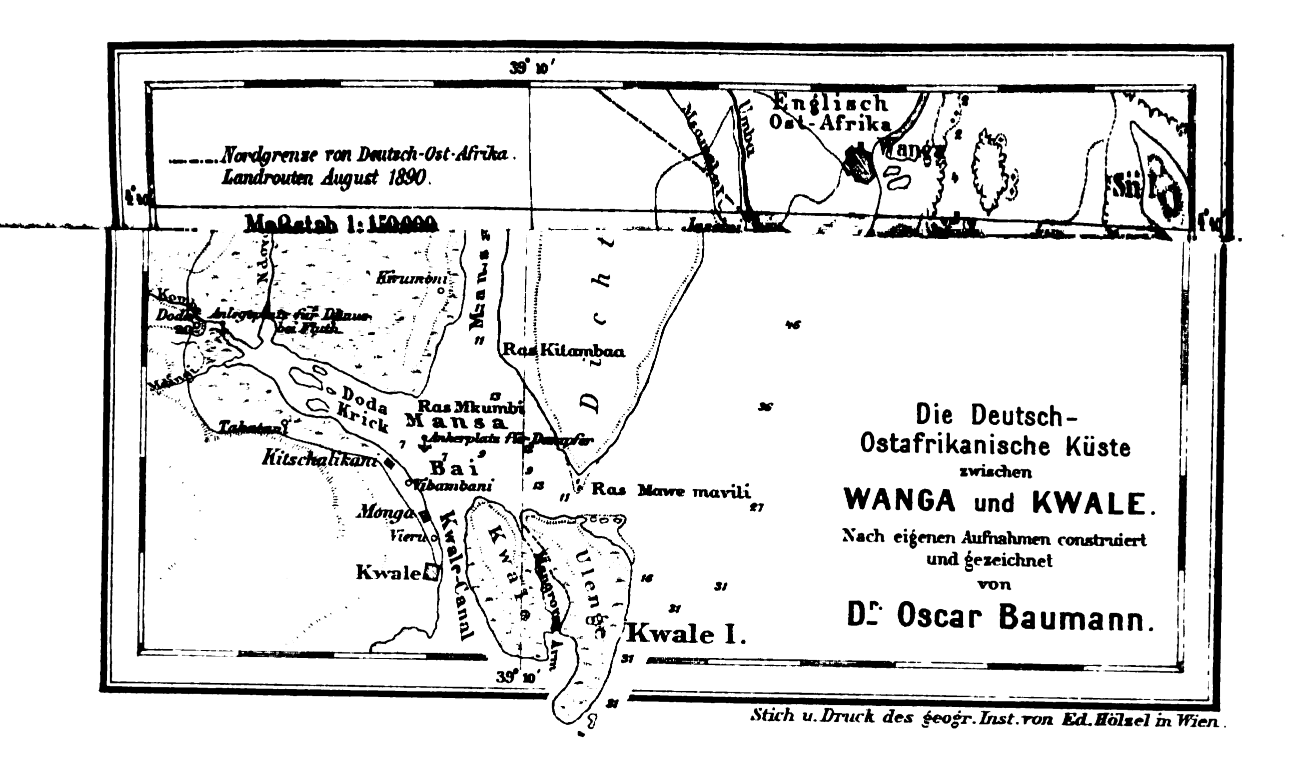
Hinter Muoa dehnt sich erst palmenreiches Dünenland, dann leicht ansteigendes, von Feldern der Muoaleute und Wadigo und niedrigem Gebüsch bedecktes Gebiet aus. Bereits am Kilulu-berg, dem mit dichtem, jungem Walde bedeckten pfadlosen Hügel, steht Jurakalk an.

Von Muoa südwärts führt der Pfad durch sandiges Strandgebiet. Ganz in der Nähe liegen Sanguebari und Makamba; ersteres mit viereckiger Steinmauer etwas landeinwärts, letzteres fast ganz am Ufer des Kigirinicanals. Den Mangrovensaum dieses hat man beim Weitermarsch stets zur Linken, während rechts das Land allmählich zum Kirimba-*)Hügel ansteigt. Es ist mit förmlichen Wäldern von Cocospalmen bedeckt, zwischen welchen die Niederlassungen der Wassegeju liegen, während im Obertheil bereits Wadigo wohnen. Der grösste Ort ersterer ist Pibukisa mit einer Steinmauer. Diesem gegenüber, also am anderen Ufer des Kigiriniarmes, soll, wie ich erst später erfuhr, ein durch den Mangrovensaum verdecktes Dorf Mvuo liegen. Dessen sehr alter, gegenwärtig nur Salzwasser führender Brunnen wird von den Eingeborenen den Portugiesen zugeschrieben.

Kigirini, am Endpunkte des gleichnamigen Armes der Muoabai, hat etwa 250 Einwohner und eine vollständige vier-

---

*) In Guillain, Documents, I, 3, 70, wird von einem Kampfe berichtet, den die Portugiesen 1522 gegen die Insulaner von Kirimba (Quirimba) führten. Diese hatten sich mit dem Scheich von Mombas verbunden und verweigerten dem Scheich von Sansibar, dessen Vasallen sie waren, den Tribut. Letzterer rief die Portugiesen zu Hilfe, die, obwohl zahlreiche Mombasleute den Bewohnern von Kirimba beistanden, letztere schlugen. Man könnte nun dieses „Kirimba" einfach mit den Kerimbainseln am Cap Delgado identificiren, die in der Geschichte Ost-Afrikas mehrmals vorkommen. Doch werden diese stets „Kerimba" (Querimba) genannt, während in diesem Falle Guillain ausdrücklich mehrmals Kirimba, beziehungsweise Quirimba schreibt. Auch scheint es nicht recht wahrscheinlich, dass die Kerimbainsulaner gerade die weit entfernten Mombaser zu Hilfe gerufen und von diesen sogar Hilfstruppen empfangen haben sollen. Ich möchte daher nur ganz vermuthungsweise die Frage anregen, ob der Name Kirimba nicht vielleicht mit diesen Begebenheiten in Verbindung steht. Denn bei den bekannt flüchtigen hydrographischen Angaben der Araber konnte das von zahlreichen Seearmen durchsetzte Muoagebiet leicht zur Inselgruppe werden.


Die Deutsch-Ostafrikanische Küste
zwischen
WANGA und KWALE.
Nach eigenen Aufnahmen construiert und gezeichnet
von
Dr. Oscar Baumann.
Nordgrenze von Deutsch-Ost-Afrika.
Landrouten August 1890.
Maßstab 1:150000
39° 10'
Englisch Ost-Afrika
Wanga
Umba
Ras Kitambaa
Ras Mkumbi
Mansa
Bai
Ras Mawe mavili
Doda
Krick
Kirumoni
Kitschalikani
Monga
Kwale
Kwale-Canal
Kwale I.
Ulenge
Stich u. Druck des geogr. Inst. von Ed. Hölzel in Wien.



eckige Dorfmauer. Es macht einen ziemlich verwahrlosten Eindruck.

Gleich dahinter steigt das Land leicht zur Landenge zwischen dem Kigirini- und Mansakrick an, und man erreicht bald das von Palmen, hohen Baobabs und Tamarinden umgebene Mansa. Dasselbe liegt auf etwa drei Meter hoher Terrasse oberhalb des Armes, der nur zur Fluthzeit Wasser führt, dann aber für Dhaus schiffbar ist. Es hat etwa 700 Einwohner vom Stamme der Wassegeju, Abtheilung der Waboma. Es wird von einer ziemlich hohen, massiven Steinmauer mit Vorwerken umgeben, die mit Wanga und Tschongoliani als die älteste der Gegend gilt. Demnach ist die Errichtung dieser bezeichnenden Mauerbefestigungen überhaupt nicht alten Datums, sondern fällt etwa mit den Massai-Einfällen ins Küstengebiet zusammen. Denn Mansa wurde erst gegen Mitte der Fünfzigerjahre dieses Jahrhunderts von den heutigen Bewohnern besiedelt, obwohl schon in früherer Zeit Wajomba-Ansiedelungen an derselben Stelle bestanden haben sollen.

Das Dorf besteht aus einem regellosen Gewirre von Lehmhütten, die ziemlich ansehnlich, aber oft vernachlässigt aussehen. Theils durch das Fehlen des offenen Seeblickes, theils durch die wenig malerische enge Hüttenanhäufung, zwischen welcher die Palmen nicht zur Geltung kommen, besitzt Mansa bei weitem nicht den Reiz des kleineren Muoa. Hier wie in Muoa gibt es einige mohammedanische Bethäuser, die sich in nichts von den übrigen Hütten unterscheiden und in welchen reinliche Matten aufgebreitet sind, auf welchen die Gläubigen ihre Gebete verrichten. Ausserhalb des Dorfes liegen in einer Strasse angeordnet die grossen Häuser der ziemlich zahlreichen Inder, die sich in Mansa schon früher als in Muoa angesiedelt haben. Denn der Ort ist der Ausfuhrplatz der stärkst bevölkerten Wadigogebiete, die verhältnissmässig doch recht viel Getreide (Mtama) ausführen. Die Inder (Kojas) betrügen beim Kauf desselben schändlich, indem sie mit grossen Pishi oder Vibaba*) ein-, und mit kleinen verkaufen.

*) Swahilihohlmasse von sehr wechselnder Grösse.

Auch Orseille und etwas Kautschuk wird von der nächsten Umgebung producirt; ja selbst Waschambaa mit Tabak und Butter (Samli) kommen sehr häufig nach Mansa, besonders in neuerer Zeit, wo sie das strenge deutsche Regiment in Tanga fürchten. Alles, was die Inder einkaufen, geht natürlich nach Sansibar.

Die Mansaleute sind unternehmender als die von Muoa und selbst als die von Tanga; sie führen nicht selten kleine Handelszüge nach dem Innern aus. Seit ihr grosser Viehreichthum ihnen vor etwa acht Jahren nach hartem Kampfe von den Massai abgenommen wurde, sind sie Ackerbauer. Ihr Oberhaupt ist der Jumbe Makulusso, den alle Waboma dem Namen nach anerkennen.

Oestlich von Mansa dehnt sich die grosse, fast ganz mit stacheliger Buschwildniss bedeckte Halbinsel aus, die nur durch die schmale Landenge zwischen Kigirini und Mansa mit dem Festlande in Verbindung steht. Auch dieser nur wenige Meter hohe Landstreifen wird bei fortschreitender positiver Niveauveränderung des Meeres in geologisch sehr naher Zeit durchwaschen sein, wodurch die nur an dieser Stelle unterbrochene Krickverbindung zwischen Tanga und Wanga vollständig würde.

Im südlichen Innern der Halbinsel liegt das Dorf Boma, welches für die Waboma dieselbe Rolle spielt, wie Gomani für die Makamadi Es gilt als älteste Ansiedelung; der Grund der entlegenen Oertlichkeit ist hier derselbe, wie in Gomani: die Leichtigkeit, mit den flüchtig anlegenden Handels-Dhaus in Verbindung zu treten.

Boma gleicht einem Wadigodorf, es hat Stangenzaun und etwa vierzig Hütten mit aus Makuti (Cocoswedeln) geflochtenen Wänden. Doch sind die Eingeborenen reine Wassegeju, unter den Frauen sah ich einzelne, die mich im Typus lebhaft an Massaiweiber erinnerten. Die Leute verkehren wenig mit der Aussenwelt; ich war der erste Weisse, der Boma und überhaupt die Halbinsel besucht hat.

Angeblich wurden hier die ersten Cocospalmen an der Tangaküste gepflanzt. In der Nähe des Ortes ist das „Fürstenbegräbniss" der Waboma. Es liegt im stacheligen Busch und besteht aus mächtigen, mehrere Meter hohen Haufen Korallengesteins, unter

welchen die Jumbe beerdigt sind. Der Ort hat zwei Landungsplätze, einen am Mansaarm, den anderen, durch einen einzelnen hohen Baobab bezeichneten an der offenen See. Trinkwasser muss aus sehr entfernten Brunnen geholt werden.

Unweit Bomas liegen noch auf der Halbinsel die Dörfer Kitschakamiba und Raguë, weiter nördlich Mkrambani und Daluni. Von letzterem Orte soll ein sehr beschwerlicher, steiniger Weg nach der Mkadinibucht führen, an welcher keine Niederlassung liegt. Alles Vieh der Halbinsel wurde von den Massai geraubt, die Eingeborenen pflanzen jetzt hauptsächlich Maniok. Auf dem Wege von Kitschakamiba nach Mansa überschreitet man schönen, braunrothen Ackerboden, auf welchem jedoch aus abergläubischen Gründen nichts angebaut wird, sondern dichte, stachelige Buschvegetation gedeiht.

Der Halbinsel Boma ist aussen die Kaolebank vorgelagert, die bei Ebbe trocken liegt. Hier liegen Lothungen nicht vor. Es lässt sich daher auch nicht angeben, wie es mit der Einfahrt in die Mansabai beschaffen ist, doch kann man aus der Lage der Riffe schliessen, dass sich bis zur Mündung der Bai genügende Wassertiefen finden dürften. Diese liegt zwischen Ras Kwale, dem Ostende der gleichnamigen Insel, der mehrere dunkle Korallenfelsen vorgelagert sind, welche an der unterwaschenen Basis schmäler sind als auf der Höhe, und Ras Mawe mavili, dem Südcap der Boma-Halbinsel. Von dieser Einfahrt bis zu der im Westen der Bai gelegenen, durch einige Inselchen bezeichneten, gemeinsamen Mündung des Kombe und Ndoyo führt ein bei Ebbe 10 bis 15 Meter tiefer, von mir ausgelotheter Canal, der bis in die Nähe des Ortes Kitschalikani reicht, wo sich der Ankerplatz für Dampfer befindet — immer vorausgesetzt, dass sich diesen ausserhalb der Bai keine Schwierigkeiten in den Weg setzen. Denn so weit mir bekannt, war noch niemals ein Dampfer in der Mansabai. Zu beiden Seiten der Einfahrt, besonders bei Ras Mawe mavili, ist sehr seichter Grund, der sofort durch die lichte Färbung des Wassers erkennbar ist.

Von Norden her mündet der Mansaarm in die Bai. Derselbe ist an seinem Ende in zwei Kricks: den Mansakrick und Mabunjikrick, getheilt. Beide führen nur zur Fluthzeit Wasser, wo

ersterer für Dhaus befahrbar ist. Vom Dorfe Mangola an hat der über einen halben Kilometer breite Arm auch bei Ebbe nirgends unter vier Meter Tiefe, kann also mit Dhaus bequem befahren werden. Am rechten Ufer desselben liegen etwas landeinwärts einige unbedeutende Dörfer.

An der Westseite der Bai mündet der Dodaarm beim Orte Kitschalikani. Er ist die gemeinsame Mündung des Kombe, Ndoyo und Mdingi, die oberhalb einer kleinen Inselgruppe in den Arm einmünden. Alle drei Flüsse sind noch eine Strecke weiter aufwärts befahrbar, der Ndoyo und Mdingi allerdings nur mit Canoes. Den Kombe dagegen, der bei Ebbe ebenfalls trocken liegt und von Mangroven umschlossen ist, kann man bei Fluth bis zum Orte Doda mit kleinen Dhaus befahren.

Diesem Umstande verdankt das auf der Uferrampe gelegene Wadigodorf Doda eine gewisse Bedeutung. Inmitten der ärmlichen Hütten der Eingeborenen haben sich einige Inder (Kojas) grössere Lehmhäuser gebaut. Es sind Agenten der Inder von Mansa, welche hier hauptsächlich Getreide einkaufen. Auch eine kleine Lehmmoschee steht in Doda. Von Doda nach Mansa führt ein Weg den Ausläufern des Kirimba entlang durch welliges, von Wadigo bewohntes Land mit verstreuten Dörfern, mit Maniokfeldern, Cocos- und Mangohainen, sowie auch unbewohnten grasigen Strichen mit Dumpalmen und niedrigem Strauchwerk. Der Pfad entfernt sich niemals weit vom Abfalle zur Küstenebene, die vorherrschend mit Mangroven bedeckt und von zahlreichen, kleinen Seearmen durchzogen ist, die bei Ebbe als breite, weisse Sandstreifen erscheinen.

An der Mündung des Dodaarmes liegt, wie schon erwähnt, der Ort Kitschalikani, dessen blendend weisser Strand schon von der Mündung der Mansabai aus deutlich sichtbar ist. Der Ort hat etwa 250 Einwohner (Wassegeju) und besitzt eine Steinmauer. Inder sind keine ansässig, die wenigen Bedürfnisse der Eingeborenen deckt ein kleiner Beludschenkrämer. Der Ort hat trinkbares Wasser, einen schönen Strand und ist von vielen Cocospalmen umgeben. Da der für Dampfer schiffbare Tiefwassercanal in der Mansabai hier endet, da ferner die Arme von Mansa und Doda hier münden, so scheint Kitschalikani besonders

geeignet zur Anlage einer kleinen Factorei, die wohl im Stande wäre, den Indern von Mansa und Doda, die auf den Dhausverkehr angewiesen sind, Concurrenz zu machen.

Die Küste südlich von Kitschalikani ist von zahllosen Cocospalmen bedeckt; hinter diesem Culturgebiet dehnt sich ein Sandstreifen, eine Art von Lagune, aus, die bis an den Steilabfall des Plateaus reicht. In den Palmen halb verborgen liegen Monga und Vieru, beides ansehnliche, mit Steinmauern versehene Wassegejudörfer. Es sind die südlichsten Niederlassungen der Waboma in dieser Gegend; bald darauf betritt man die prächtigen, schön in Reihen gepflanzten Cocosgärten der Wajomba von Kwale. Der Ort macht einen sehr guten, ansehnlichen Eindruck und hat circa 1000 Einwohner, welche wohl die reinsten Swahili an der Tangaküste sein dürften. Es hat eine schöne, viereckige, ziemlich neue Steinmauer, hübsche, oft recht grosse Lehmhäuser mit schattigen Verandas, reinlich gekehrte Gassen und Plätze, auf welchen überall schlanke Cocospalmen verstreut sind. Inder gibt es keine in Kwale, der unbedeutende Handel wird von Swahilileuten betrieben. Die Bewohner sind vorherrschend Fischer, welche in ihren kleinen Canoes ununterbrochen die Buchten und Arme befahren. Es sind freundliche, oft auffallend hübsche Leute. Vor dem Thore findet fast täglich ein kleiner Victualienmarkt statt, wo die Fischer ihre Beute gegen Feldfrüchte an die Wadigo vertauschen.

Gegenüber von Kwale, jenseits des für Boote jederzeit schiffbaren Canals, der die Mansabai mit der Kwalebai verbindet, liegt die grosse Insel Kwale. Sie ist ganz von Buschwildniss bedeckt, unbewohnt und wasserlos. Sie wird durch einen Canal, der jedoch der massenhaften Mangroven halber niemals passirbar ist, in zwei Hälften getheilt. Nur die Westhälfte nennen die Eingeborenen „Kwale", die Osthälfte bezeichnen sie als Ulenge, während sie „Ulenge-Island" der englischen Seekarte mit dem Namen „Ndaani" belegen. Da letzterer Name jedoch in Tanga nicht bekannt ist, habe ich es vorgezogen, den Namen Ulenge auf der Karte an alter Stelle zu belassen.

Die Kwalebai wurde 1878 von den Engländern vermessen. Sie ist an den Ufern vorherrschend flach und mit Mangroven

bedeckt. Die Einfahrt zwischen den den Inseln Ulenge und Kwale vorgelagerten Riffen ist an 300 Meter breit und gefahrlos. Doch können grössere Schiffe nicht weit in die Bai einfahren, da die Küsten mit seichtem Wasser eingesäumt sind. Im Südwesten der Bai, am Ende eines schmalen Mangrovenarmes, liegt Tschongoliani mit circa 500 Einwohnern vom Stamme der Wassegeju, Abtheilung der Waboma. Eine alte, starke Kalksteinmauer ist an einzelnen Stellen eingestürzt und durch eine Pfostenboma ersetzt. Interessant sind die höheren, viereckigen Thürme, die an den Thoren der Mauer aufragen. Sie haben eine starke Decke und Schussscharten, die fast am Boden angebracht sind. Die Schützen feuern liegend und haben eine besondere niedrige Mauerstufe zum Aufstützen des Armes. Die Holzthore sind an den Rändern hübsch geschnitzt, werden aber jetzt gar nicht verwendet, da die zahlreichen Mauerbreschen leichtere Ausgänge bieten. Das ausgedehnte Dorf ist ärmlich und scheint in der Abnahme begriffen. Es ist rings von Fluthgebiet umschlossen, dann beginnt offenes, grasiges Land bis gegen Mvuni hin.

Unweit Tschongoliani mündet der Msembasifluss in die Kwalebai. Derselbe ist bei Ebbe nicht befahrbar, besitzt jedoch bei Fluth eine durchschnittliche Tiefe von drei bis vier Meter und ist dann selbst für grosse Boote gut benützbar. Er fliesst in zahlreichen Windungen zwischen Mangrovenufern. Weiter oben wird er schmäler, häufig treten offene Stellen ans Ufer. Einmal durchsetzt ein Steinband den Fluss, doch führt ein tiefer Canal durch dasselbe. Bei Mtimbuani endet die Schiffbarkeit, und der Msembasi wird zu dem trockenen Wasserriss, der er im Digolande ist. Mtimbuani hat Wassegejubevölkerung und liegt auf der Höhe des Plateaus. Es besitzt eine Steinmauer und wurde gelegentlich der Besetzung Tangas durch deutsche Truppen der Widersetzlichkeit seines Jumbes halber verbrannt, ist aber inzwischen wieder aufgebaut worden.

In der Nähe liegt ein zweites Mtimbuani, das von Wadigo bewohnt wird. Das Hinterland der Kwalebai ist bis zum Steilrand des Plateaus flach und sandig, auf der Höhe des letzteren dehnt sich welliges, offenes, ziemlich gut bebautes Land aus.

Die Tangabai ist der natürliche Mittelpunkt der nördlichen deutsch-ostafrikanischen Küste und einer der besten Häfen des Schutzgebietes überhaupt. Sie wurde ebenfalls 1878 von der englischen Küstenaufnahme vermessen und ausgelothet, in neuerer Zeit ist die Einfahrt durch Bojen bezeichnet worden. Auch haben die Engländer schon vor Jahren eine gemauerte Landmarke errichtet. Bei klarem Wetter ist der Anblick der Bai mit ihren steilen, von Palmengärten gekrönten Ufern und den malerischen, von leichtem Dunst umhüllten Kämmen der Usambaraberge im Hintergrunde auch landschaftlich ein sehr anziehender. Die Einfahrt zwischen den äusseren Riffen, dem Fungu Nyama- und Niuleriff, hat genügende Tiefen selbst für die grössten Schiffe; dasselbe gilt von der inneren Einfahrt in die Bai zwischen Ras Tschongoliani und Ras Kasone. Westlich von letzterem Cap befindet sich unweit der kleinen Tangainsel der vollkommen geschützte Ankerplatz für Dampfer. Der grösste Theil der übrigen Bai, besonders an den Mündungen des Utofu und Sigi, ist flach und nur für Dhaus schiffbar.

Auf höherer Rampe, am Südufer der Bai, liegt die Stadt Tanga mit 2500 bis 3000 Einwohnern. Der Name Tanga kommt eigentlich nicht dem jetzigen Orte, sondern der kleinen, im Hafen gelegenen Insel Tanga zu, auf welcher sich die alte Stadt befand. Vor etwa 45 Jahren zogen jedoch die Bewohner ans Festland, wo schon früher die Dörfer Mkokwani und Tschumbageni lagen. Deshalb nennen heute noch alle Eingeborenen des Hinterlandes den Ort Mkokwani, während Swahili den alten Namen Tanga beibehalten haben. Was „Tanga" bedeutet, ist nicht leicht zu sagen. Die Eingeborenen haben keine Erklärung dafür; Burton*) nimmt an, dass die Bucht nach dem Kiswahiliworte „tanga" (das Segel) benannt sei, weil sie in der Form einem Segel gleiche, was mir doch etwas gewagt vorkommt. Ueberdies ist „Tanga", wie gesagt, nur der Name der Insel. Ich möchte es eher von dem Kibondëiworte „tanga" (draussen, vor dem Eingange) ableiten, weil das Inselchen für die Wabondëi, die ältesten Bewohner des Festlandes, doch jedenfalls „draussen" lag.

*) Zanzibar, II, p. 115.

Tanga ist zweifellos eine alte Niederlassung, doch lässt sich der Zeitpunkt der Gründung schwer angeben, da die Stadt erst genannt wird, nachdem sie bereits eine gewisse Bedeutung erreicht. Ursprünglich unterstand die ganze Küste wohl den Sultanen von Kilwa, die etwa vom Jahre 1000 ab die einflussreichste Rolle in Ost-Afrika spielten. Diese Sultane waren persischer Abkunft, und aus ihrer Zeit stammen die Ruinen und Inschriften persischen Stils, die man an verschiedenen Punkten Ost-Afrikas findet. Eine derselben fand Burton in Mtangata, hielt sie aber wohl mit Recht für später eingeführt. Mit dem Aufblühen von Mombas im 15. Jahrhunderte kam die Tangaküste unter die Herrschaft dieser Stadt und fiel mit dieser an die Portugiesen. Die Leute von der Tangaküste scheinen eine Zeitlang sehr treue Anhänger derselben gewesen zu sein, wenigstens wird 1528 ein Scheich von Montagane (Mtangata) genannt, der in den Kämpfen der Portugiesen gegen Mombas als deren Verbündeten mitfocht. Heute noch lebt die Erinnerung an die Herrschaft der Portugiesen lebhaft im Gedächtnisse der Bevölkerung. Sie bezeichnen diese mit dem Namen „Wareno", der wohl mit Recht von dem portugiesischen „reino" (das Reich) abgeleitet wird. Mit der Zeit scheint das gewaltthätige und ungerechte Regiment der Fremdlinge ihnen auch hier, wie überall in Ost-Afrika, die Zuneigung der Bevölkerung geraubt zu haben.

Wenigstens hören wir, dass sich 1630 die Scheichs von Montagane (Mtangata) und Tanga auf Seite des aufständischen Sultans Jussuf von Mombas stellten und alle Portugiesen in ihrem Gebiete ermorden liessen. An dieser Stelle wird Tanga zum erstenmale ausdrücklich genannt,*) während sonst nur das jedenfalls ältere Mtangata angeführt wird. Da Tanga 1630 einen Scheich und eine portugiesische Besatzung besass, so muss es schon seit längerer Zeit bestanden haben, und wird man wohl nicht weit irregehen, wenn man die Gründung der Stadt auf der Insel spätestens auf das Ende des 16. Jahrhunderts zurück-

*) Die vorstehenden historischen Bemerkungen sind hauptsächlich aus Guillain's Documents sur l'Afrique Orientale, Paris 1856, entnommen. Ich möchte an dieser Stelle den Wunsch aussprechen, dass ein tüchtiger Historiker und Orientalist recht bald eine auf Quellen gestützte Geschichte Ost-Afrikas verfassen möge.

verlegt. Von der Mitte des 17. Jahrhunderts ab wird die Tangaküste immer nur in Verbindung und als Gebiet von Mombas genannt. Zu Ende desselben Jahrhunderts traten die Omânaraber zum erstenmale handelnd an der Ostküste Afrikas auf und wechselten mehreremale den Besitz dieser Striche mit den Portugiesen, die immer neue Versuche machten, das Land wieder zu erobern, bis sie 1728 endgiltig aus Mombas und Gebiet vertrieben wurden.

Im selben Jahre begab sich eine Deputation aus Vertretern der Städte Mombas, Wassin, Tanga und Mtangata nach Maskat, um den Schutz des Imams zu erbitten, der dann auch von der Küste Besitz ergriff. Eine eigenthümliche Epoche in der Geschichte dieser Küste begann, als 1739 Mohammed ben Osman el Msurui Gouverneur des Imams in Mombas wurde. Er und seine Nachkommen vom Stamme der Msara machten sich bald so gut wie unabhängig und regierten als selbstständige Herrscher. Sie hielten in Tanga Valis (Statthalter). Das dauerte bis gegen 1824, wo der energische Imam von Maskat Seyd Saïd bin Sultan daran ging, seine Herrschaft wiederherzustellen. Durch diesen bedrängt, riefen die Msara die Hilfe eines gerade anwesenden englischen Kriegsschiffes an, dessen Capitän Owen am 7. Februar 1824 in Mombas die englische Flagge hisste und die Stadt sammt ihrem Gebiet, einschliesslich der Insel Pemba und der Küste zwischen Malindi und dem Panganiflusse unter britischen Schutz stellte. Doch wurde diese Besitzergreifung 1826 von der englischen Regierung annullirt. Nach schweren Kämpfen unterlagen endlich 1837 die Msara durch Verrath, und die Tangaküste stand von da ab unter der Herrschaft Sansibars, wohin Seyd Saïd seine Residenz verlegt hatte. Er und seine Nachfolger hatten einen arabischen Statthalter, einen Beludschen-Jemadar und einen indischen Zolleinnehmer in Tanga.

Zu dieser Zeit bekam der Ort zwei neue wichtige Bevölkerungselemente, Omânaraber und Inder. Beide siedelten sich von vorneherein nicht auf der Insel, sondern am Festlande an. Die Araber fanden dort genügenden Grund für ihre ausgedehnten Pflanzungen, die Inder begannen mit den Bewohnern des Hinterlandes Handel zu treiben. Früher waren fremde Producte nur

durch arabische Handels-Dhaus und solche aus Makdischu nach Tanga gekommen. Auch Geld, das man früher wenig gekannt hatte, fand nun rasche Verbreitung. Das von Swahili oder älteren Arabern gegründete Tanga auf der Insel gerieth rasch in Verfall. 1854 sah Krapf die Insel noch stark bewohnt und reich bebaut, schon 1857 fand Burton auf derselben nur noch einige Hütten und ein viereckiges Fort (Guereza) mit einer alten Kanone, heute gibt es auf der Insel nur mehr Ruinen, da die letzten, spärlichen Bewohner beim Tode eines Greises vor sechs Jahren abzogen.

Seit der Besetzung der Küste durch die Maskataraber erfreute sich Tanga ziemlich friedlicher Verhältnisse, die nur durch die kleinen Meutereien gestört wurden, welche die Nachkommen der Msara von Zeit zu Zeit veranlassten und die unter dem Araber Mbaruk bis auf die neueste Zeit dauerten, aber immer wieder rasch niedergeschlagen wurden.

Mit der Verlegung an die Küste begann eine Blüthezeit für Tanga. Durch Zuzüge aus dem Hinterlande, besonders aus Digo, vermehrte sich die Bevölkerung rasch und erreichte 1857 eine Höhe von 4000 bis 5000 Seelen (nach Burton). Später muss der Ort noch an Bedeutung gewonnen haben, denn der „Africa Pilot" der englischen Admiralität nennt noch Anfangs der Siebzigerjahre Tanga als die grösste Stadt dieses Theiles Ost-Afrikas nach Bagamoyo, und als den Ausgangspunkt der Karawanen nach dem Massailand und Victoriasee. Als wichtigen Karawanenplatz nennt übrigens schon Burton die Stadt; er konnte in Tanga mehr und genauere Auskunft über das Hinterland bekommen als an einem anderen Küstenplatz. Es ist ja auch begreiflich, dass Tanga mit seinem vortrefflichen Hafen und seinem reichen Hinterlande, das Schiffen leichte Verproviantirung ermöglicht, für letztere grosse Anziehungskraft hatte und daher zu einem wichtigen Handelsplatz bestimmt war. Gerade diese natürlichen Vortheile jedoch, welche den Aufschwung Tangas bewirkt hatten, trugen später Schuld an dessen Niedergang. Denn die englischen Kriegsschiffe, welche als Kreuzer gegen Sklavenschiffe in Ost-Afrika stationirt waren, suchten mit besonderer Vorliebe Tanga auf und machten bald den mit dem Karawanenverkehr innig

verwachsenen Sklavenhandel fast zur Unmöglichkeit. Die Araber, welche zu ihrem Plantagenbetrieb grosse Mengen Sklaven gebrauchten, begannen sich allmählich nach Pangani und Wanga, besonders nach ersterem Orte zu ziehen, in dessen schlechten Hafen grössere Schiffe nicht einlaufen können. Ihnen folgte bald der Karawanenverkehr, der Sklaven als Träger benöthigt und auch Sklaven zur Ausfuhr liefert, und diesem wieder reihten sich die grösseren indischen Kaufleute an.

Damit war es mit dem Inlandhandel Tangas zu Ende, die letzte von dort ausgehende grössere Karawane wurde vor etwa zwölf Jahren in Kavirondo vollkommen aufgerieben, wobei ein grosser Theil der männlichen Jugend Tangas umkam. Seither ist nichts Aehnliches unternommen worden, die Bewohnerzahl nahm ab und der Ort verlor an Bedeutung.

Gelegentlich des Aufstandes im Küstengebiete spielte Tanga keine sehr hervorragende Rolle. Ohne Zwischenfall hatten die beiden Beamten der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft Frankenberg und Klentze 1888 die Zollstation bezogen. Doch die Erfolge der Aufständischen in Pangani und die Hetzereien der Araber riefen auch hier Unruhen hervor, und am 5. September wurde ein Boot der „Möve" angegriffen. Am 6. September wurden die Tangaleute freilich zurückgeschlagen und verhielten sich von da ab ziemlich ruhig. Dennoch schien es bei den erregten Gemüthern nicht rathsam, die schutzlosen Beamten auf ihrem Posten zu lassen, und diese wurden am 8. September von der „Leipzig" nach Sansibar gebracht. Am weiteren Aufstande haben sich die Bewohner Tangas wenig betheiligt. Als am 12. Juli 1889 das deutsche Geschwader kurz nach der Eroberung von Pangani nach Tanga kam, war die Bevölkerung keineswegs feindlich gesinnt und schickte den landenden Truppen eine Friedensdeputation entgegen. Alles wäre auch ruhig abgelaufen, wenn nicht einige arabische Hitzköpfe ihre Flinten ins Blaue abgefeuert hätten, was für das Landungscorps das Zeichen zum Angriff, für sämmtliche Bewohner Tangas das zur wilden Flucht war, so dass der am 13. angelangte Reichscommissär im Orte Alles ruhig und menschenleer fand. Es wurde sofort an die Erbauung eines

Forts geschritten, und seither ist Tanga in deutschem Besitze, doch kehrten die Eingeborenen nur langsam dahin zurück.

Wie schon erwähnt, liegt Tanga am Südufer der Bucht und auf der Höhe der etwa zehn Meter hohen Rampe. Dieselbe fällt vor Tschumbageni am steilsten ab, im östlichen Theile der Stadt steigt sie allmählich an und wird durch einige Thalrisse zugänglich. Dem Steilabfalle ist ein schmaler sandiger Küstenstreifen vorgelagert, der mit dem Vorschreiten der See immer mehr abnimmt. Der westliche steilere Plateau-Abfall ist mit dichtem Gestrüpp bedeckt, aus welchem einzelne kahle Stellen ziegelroth hervorleuchten, die östlichen Hänge nehmen prächtige Bananenbestände ein.

Der Ort zerfällt in die beiden Gruppen Mkokwani (oder Mkwokwani) und Tschumbageni. Ersteres, das eigentliche Tanga, theilt sich von West nach Ost in folgende Stadttheile: Mikweni, Kidutani, Muembeni, Mkunasini, Kwa Schihiri, Kwa Daiari, Kiamboni und Mbuyukenda.

Im Allgemeinen stellt sich Tanga als ein Gewirre netter Lehmhütten mit Cocosblattdächern dar, zwischen welchen Cocospalmen verstreut sind, und die landeinwärts immer loser aneinander stehen, bis endlich die Stadt in Palmengärten (Schambas) übergeht. Einen gewissen Halt gibt dem Ganzen die „Nija mkuu ya Wahindi", die Inderstrasse, welche sich mit ihrer Aufeinanderfolge nett geweisster, ansehnlicher Hütten bogenförmig durch den ganzen Ort zieht. Steinhäuser besitzen die Eingeborenen nur wenige, die meisten wurden bei der Beschiessung Tangas 1888 zerstört. Gegenwärtig stehen nur mehr die „Maskiti wa Juma", die Hauptmoschee, ein schmuckloses Steingebäude, das Haus des Swahilimannes Munyi Hatibu und zwei kleinere Häuser, die sich in Händen von Europäern befinden. Der Ort war zur Zeit meiner Anwesenheit stets musterhaft reinlich und machte einen netten, freundlichen Eindruck. Sein Mittelpunkt ist der grosse, schattige Mangobaum, nach dem der Stadttheil Muembeni benannt ist und unter welchem täglich zu den Vormittagsstunden das fröhliche, bunte Marktleben wogt.

Die wichtigste Rolle spielen natürlich die Europäer, die sich in der für Ost-Afrika sehr namhaften Zahl von 25 bis 30 Per-

sonen in Tanga befinden. Wer sich von der See aus der Stadt nähert, dem leuchtet schon von weitem aus der grünen Umgebung das blendend weisse Gemäuer des deutschen Forts entgegen. Vom Strande gelangt man zu demselben auf bequemer, den Steilabfall hinanführender Treppe. Im Innern der mit steinernen Vorwerken versehenen und mit Geschützen armirten Umfassungsmauer erheben sich zwei grössere Gebäude, deren eines als Wohn- und Arbeitszimmer der Officiere dient; im anderen sind die Unterofficiere, Wachstuben, Arrestlocale u. s. w. untergebracht. Das Officiershaus ist ein ganz prächtiges, in geschmackvoll maurischem Stil erbautes Gebäude mit luftigen Zimmern und einer schönen Veranda, von welcher man einen herrlichen Blick auf die Tangabai mit dem reizenden Inselchen und auf die weite, blaue See geniesst. Ein besonderer Glanzpunkt ist die Messe, ein freundlicher, mit Flaggen und malerischen Palmwedeln geschmückter Raum. Wer dort einmal mit den liebenswürdigen Officieren an weissgedeckter Tafel vortrefflich gespeist und mindestens ebensogut getrunken hat, der muss zugeben, dass es sich unter solchen Umständen auch in Afrika leben lässt. Freilich, der Dienst muss auch hier strenge eingehalten werden. Beim ersten Strahl der Sonne hört man den Hornisten die Tagwache blasen, und bald darauf rückt ein Officier mit den Swahili- und Sudanesensoldaten auf den neben der Station gelegenen Exercierplatz oder ins Freie hinaus zu Gefechtsübungen, oder aber nach dem unweit der Stadt errichteten Schiessstand.

In den Morgenstunden verlässt auch der Stationschef das Fort und begibt sich nach einer in der Nähe desselben gelegenen Palmengruppe, wo ihn schon der arabische Vali des Ortes und meist zahlreiche Eingeborene erwarten. Dort wird oft bis in den hellen Mittag hinein „regiert", d. h. in Streitfällen entschieden, Gericht gehalten und in politischen Fragen die Entscheidung gefällt. Missethäter werden in den Arrest gesetzt oder bekommen meist kurzer Hand ihre wohlverdiente Tracht Prügel.

Zur Zeit des Kriegszustandes war der Stationschef in den ostafrikanischen Küstenplätzen natürlich ein kleiner König, der aufhängen, todtschiessen und durchprügeln lassen konnte, wen er wollte, und gegen den es keine Berufung gab. Dass eine solche

Machtstellung, verbunden mit der afrikanischen Hitze, Manchem ein wenig zu Kopfe gestiegen, ist leicht begreiflich. Der Gesammteindruck kann jedoch darunter nicht leiden, und Niemand, der die früheren Verhältnisse in Ost-Afrika gekannt, wird jenen Männern die höchste Achtung versagen können, welche in dem kurzen Zeitraume von einem Jahre ein so bedeutendes Culturwerk geleistet haben.

Was besonders den Stationschef von Tanga, Hauptmann Krenzler, anbelangt, der von Anfang an diese Stelle einnahm, so ist die Ordnung und das ruhige Gedeihen, welches sich heute dortselbst kundgibt, vorzugsweise seinem Wirken zu verdanken. Bei dem regen Interesse, welches er gerade wirthschaftlichen Fragen entgegenbringt, und seinem richtigen Verständniss für die politischen Verhältnisse des Hinterlandes wäre ihm ein grösserer Wirkungskreis wohl zu gönnen.

Selbst mit dem Einbrechen des Abends hört die allgegenwärtige Wirkung des „Forts" noch keineswegs auf. Vor Allem bemerkt man sie an den kleinen Lämpchen, die Jedermann an seinem Hause anzünden muss, wodurch das Städtchen ein freundliches, civilisirtes Aussehen bekommt. Selbst in tiefer Nacht wird der Schläfer manchmal durch den eintönigen Ruf der Wachen und durch den taktmässigen Tritt der Polizeipatrouillen gestört. Dazwischen tönt freilich manchmal das heisere Gekläff der Hyäne oder das wilde Aufbrüllen eines Leoparden und erinnert daran, dass man sich in Afrika befindet.

Den Exercierplatz durchschneidet eine breite Allee, auf welcher man nach jener kleinen Gartenanlage gelangt, die man in Tanga mit dem pompösen Titel „Botanischer Garten" zu belegen pflegt. Eine besondere Zierde desselben ist das am Steilabfall der Rampe errichtete Steindenkmal, das dem Andenken der in Ost-Afrika gefallenen deutschen Seeleute gewidmet ist.

In der Nähe desselben befanden sich früher die Hütten der verheirateten Sudanesensoldaten, die jetzt in der Kaserne untergebracht sind. Diese Sudanesen bilden ein eigenartiges, früher nie dagewesenes Bevölkerungselement an der Küste. Sie sind bekannt als ebenso tapfere als gehorsame Soldaten und haben sich in den Kämpfen glänzend bewährt. Viele von ihnen haben

ihre schwarzen, hässlichen Weiber mit sich, die ebenso streitbar wie die Männer zu sein scheinen. Wenn nämlich irgendwo, besonders am Markte, ein heftiges Weibergezänke zu hören ist, so kann man sicher sein, dass Sudanesinnen mit im Spiele sind. Die Unverheirateten unter diesen Söhnen des oberen Nil sind trotz ihrer geringen Schönheit, ihrer guten Bezahlung halber sehr gesuchte „Partien" bei den Swahilimädchen. Mancher hat denn auch eine solche heimgeführt, fast Alle fühlen sich ungemein wohl und denken kaum mehr daran, nach Aegypten zurückzukehren Sie haben merkwürdig wenig Sprachtalent und radebrechen unverdrossen ihr Sudanarabisch, statt Swahili zu erlernen. Dies hatte zur Folge, dass die Swahili Manches von ihnen gelernt haben, wie z. B. ihren Lieblingsausdruck „mafisch" (nein oder „ist nicht"), der jetzt an der ganzen Küste verbreitet ist.

Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat das arabische Steinhaus, welches sie früher gemiethet, aufgegeben und ein neues, hohes und luftiges Holzhaus bezogen. Dasselbe erinnert an die westafrikanischen Factoreien und steht in der Nähe des Marktplatzes. Zur Zeit meiner Anwesenheit nahm das Zollwesen die Thätigkeit der beiden Beamten noch hauptsächlich in Anspruch, doch ging man schon daran, die Handelsthätigkeit mit dem Hinterlande in grösserem Stile einzuleiten.

Aehnliche Zwecke, nur in kleinerem Massstabe, vertritt die Magdeburger Handelsgesellschaft, die unweit des Forts eine Factorei besitzt, deren Vorsteher, ein in Kamerun erfahrener alter West-Afrikaner, sich rasch in die neuen und doch so ähnlichen Verhältnisse eingelebt hat. Der einzige europäische Bewohner Tschumbagenis ist Dr. Kaerger mit Frau und zwei Beamten. Es ist der bekannte Verfasser der „brasilianischen Wirthschaftsbilder", der hier Plantagen- und Handelszwecke verfolgt und seine Thätigkeit auch nach dem Hinterlande ausdehnen will.

Ein Gleiches gilt von dem Vertreter der Hofmann'schen Expedition, Herrn Flemming, der unweit der Moschee ein freundliches Haus besitzt. Idealere Ziele schweben dem Vertreter der deutschen Missionsgesellschaft und seiner jungen Frau vor, die ausserhalb der Stadt, in Mbuyukenda, ein Steinhaus erbaut

haben. Sie haben bereits mit dem Unterricht der Sudanesen- und einiger Stadtkinder begonnen, doch soll die Station hauptsächlich als Depot für jene im Hinterlande dienen.

Merkwürdigerweise fehlt ein Arzt und Hospital noch jetzt in Tanga, wo doch viel unbedeutendere Orte, wie Pangani, sich dieser Wohlthat erfreuen. Und doch wäre gerade in Tanga, wo nicht nur verhältnissmässig viele Deutsche leben, sondern auch weisse Frauen und kleine Kinder sich aufhalten, ein Arzt unumgänglich nothwendig.

Tanga wird monatlich regelmässig von der deutsch-ostafrikanischen Dampferlinie angelaufen. Es wird wohl demnächst auch durch eine deutsche Linie in directe Verbindung mit Bombay gesetzt werden.

Wie überall in neuen Colonien, so tauchen auch in Ost-Afrika vereinzelte vollkommen brotlose Glücksjäger auf, die eine Existenz, welche ihnen die Heimat nicht bietet, draussen im sonnigen Neu-Deutschland suchen. So erschien in Tanga einmal ein „Goldgräber"; dass er Gold gefunden hätte, ist mir niemals bekannt geworden.

Der Typus eines deutschen Weltbummlers ist der „Kilimanjaro-Schuster", der schon alle Länder und alle Meere befahren hat und besonders in Nord-Amerika allerlei „up and downs" hatte. Er kam in Tanga an mit der festen Absicht, nach dem Kilimanjaro auszuwandern und dort Pflanzungen anzulegen. Dazu kam es nun vorerst nicht und er blieb in Tanga, wo er die Stiefel der Sudanesen flickt und sich gar nicht schlecht dabei steht.

Dass an einem Orte, wo über zwanzig Deutsche leben, auch ein Bierwirth nicht verhungern würde, war anzunehmen. Das dachten sich auch von Anfang an einige Goanesen, welche Wirthschaften in verschiedenen Küstenplätzen errichteten. Doch wurden sie sehr bald durch ein in Ost-Afrika ebenfalls noch nie gesehenes, in Verbindung mit den Sudanesen aus Aegypten gekommenes Volk verdrängt: durch Griechen. Noch 1888 gab es keinen Griechen in Ost-Afrika, heute sind sie als Gastwirthe und Kaufleute in Sansibar, Bagamoyo, Pangani und anderen Küstenplätzen anzutreffen. Auch in Tanga war früher einer ansässig, doch trat er sein Geschäft an einen Deutschen ab, der ebenfalls schon viel

in der Welt mitgemacht, bevor er in den Bierhafen von Tanga eingelaufen. Unter der Veranda seiner Lehmhütte kann man die Unterofficiere gar oft fröhlich beisammen sehen, während die „Honoratioren" ihr Bier meist in einer Laube im „botanischen Garten" trinken.

Das „gesellschaftliche Leben" der Deutschen in Tanga ist ein sehr — fast möchte man sagen — zu gutes, indem die Sansibarer Festmahlepidemie auch hier um sich zu greifen beginnt. Dass die anwesenden Deutschen bereits anfangen, sich in zwei und mehrere „Lager" zu spalten, ist bei der bekannten deutschen Einigkeit in den Colonien selbstverständlich und kaum einer Erwähnung bedürftig.

Das materielle Dasein ist dadurch etwas erschwert, dass die guten Tanganer durch diese plötzliche Invasion von Europäern, die täglich Rindfleisch, Hühner, Eier, Gemüse u. s. w. essen wollen, förmlich überrascht wurden. Als sie sich von ihrem Schreck erholt hatten, begannen sie rasch die Preise in die Höhe zu treiben, so dass man in Tanga heute Alles, allerdings für entsprechende Preise haben kann. Doch besitzt bereits das Fort eine grössere Viehheerde, dort sowohl wie von anderen Europäern sind Gemüsegärten angelegt worden, entsprechende Verbindungen mit den Eingeborenen des Hinterlandes werden eingeleitet und so wird dieser Uebergangszustand bald überwunden sein.

Uebrigens ist zu bedenken, dass Tanga selbst an Nahrungsmitteln fast nichts als Cocosnüsse und Fische hervorbringt, alles Uebrige, besonders die Getreideproduction ist, gänzlich unzureichend. Der Ort hängt darin völlig vom Hinterlande, besonders von Digo ab. Treten dortselbst Missernten ein, so gibt es in Tanga nichts zu essen, und Proviant musste in früherer Zeit aus Sansibar zugeführt werden. Ja, selbst wenn es regnet und die Wadigo zu faul sind, nach der Stadt zu kommen, entsteht dortselbst eine kleine Hungersnoth, und die Einwohner sind auf Fische und Cocosnüsse angewiesen. Einige Leute freilich besuchen regelmässig alle Märkte des Hinterlandes, besonders Bombueras, um für sich und ihre Familie billiger einzukaufen.

Die farbigen Bewohner von Tanga sind jetzt, einschliesslich der Araber, fast vollzählig zurückgekehrt und haben sich in die

neue Ordnung der Dinge gefunden. Der kleine Karawanenverkehr hat die alte Höhe noch nicht erreicht, da die Eingeborenen des Hinterlandes noch vielfach eingeschüchtert sind und Wanga und Mansa vorziehen. Doch wird sich dies sehr bald geben. Leider für immer dürften die Wakamba abgelenkt sein, die früher häufig aus Ukambani nach Tanga kamen, während des Aufstandes aber ausschliesslich nach Mombas gingen.

Von den verschiedenen Gruppen der farbigen Bevölkerung war schon die Rede. Die Swahili von Tanga sind recht stark mit Digo-Elementen gemischt, ja man trifft in manchen Stadttheilen, besonders in Kiamboni, ziemlich viele reine Wadigo. Angeblich soll die Zahl der Weiber jene der Männer überwiegen. Die Tangaleute sind seit dem Aufhören des Karawanenverkehres zu einer Art Lazzaroni geworden, es sind muntere, ziemlich harmlose Faulenzer, die Niemandem schaden, aber beileibe nichts arbeiten wollen. Sie sind ihrer Feigheit wegen an der Küste bekannt, die sich am glänzendsten vor einigen Jahren bewährte, wo ein ganz kleiner Trupp Massai gemüthlich in die Stadt kam und das Vieh forttrieb, während die „streitbare" Jugend sich nach der Insel oder ins Gebüsch flüchtete. Bei dem Ueberwiegen der Weiber ist es begreiflich, dass Tanga ein fürchterliches Klatschnest ist. Wer irgend etwas unternimmt, was den Klatschbasen von Tanga nicht genehm ist, ja wer nur ungewöhnliche oder besonders einfache Kleidung trägt, der wird gleich zum Stadtgespräch und in Spottliedern besungen. Besonders wenn sich irgend etwas „Pikantes" ereignet, wandert die Nachricht blitzschnell von Hütte zu Hütte und das Gekicher und Lachen der weiblichen und männlichen Klatschbasen will kein Ende nehmen.

Das Oberhaupt aller Eingeborenen ist der im deutschen Solde stehende Vali, gegenwärtig ein Araber, der dem Chef der Station für den Polizeidienst verantwortlich ist. Er hält täglich Nachmittags den besseren Arabern eine „Barasa" (wörtlich Veranda, übertragen Empfangsstunde), wo schwarzer Kaffee getrunken wird. Zu der Swahiliaristokratie gehört der alte Munyi Hatibu, der Gehilfe des Dr. Steere bei seinen Sprachstudien, und dessen Neffe Omari bin Stambuli, ein freundlicher, aufgeweckter, junger Mann. Als Originale seien auch der alte Jumbe

Kaogombo von Tschumbageni, mit seiner komischen Würde genannt, und der Ausrufer der Station, der alle Anordnungen mit wahrhaft entsetzlichem Gebrüll der Stadt verkündet.

In der nächsten Umgebung der Stadt ist vor Allem die „Schamba St. Paul" zu nennen, wo seit einiger Zeit mit grosser Sorgfalt Vanille gepflanzt wird. Da der Grund ein guter ist und die Pflanzen bisher gediehen, so ist ein Erfolg wohl zu erhoffen.

Die kleine Tangainsel, der Sitz der alten Stadt, ist heute gänzlich verlassen und unbewohnt. Sie ist am Westende flach und steigt allmählich gegen Osten an, wo die Küste in steilen Korallenkalkwänden abstürzt. Dichter Busch bedeckt das Land, so dass man ohne Waldmesser kaum vordringen kann. Darin sind überall Mangos und Orangenbäume häufig, ja sogar einige Dattelpalmen zeigen von früherer Cultur. Die zahlreichen Cocospalmen sehen verkümmert aus und leiden offenbar unter der überwuchernden Vegetation. Am Westende lag die Stadt, die auf dem reizenden Inselchen einen malerischen Anblick geboten haben muss. Ihre Lehmhütten sind natürlich längst verschwunden, wohl aber steht, umrankt von zahlreichen Schlingern, umklammert von Baumwurzeln und tief beschattet vom Laubdach, eine alte Moschee mit eingestürztem Dache. Sie ist massiv aus Korallengestein erbaut und besteht aus drei Querräumen und der Gebetnische. Inschriften fand ich keine, doch einige Stücke feinen Porzellans, die bei der Gebetnische eingemauert waren. Besonders schön war eine mit zierlichen arabischen Schriftzügen bedeckte Schale. Aehnliche Porzellangeschirre werden seit langer Zeit und auch noch heute in China für den mohammedanisch-orientalischen Markt erzeugt. Da die Chinesen die ihnen vorgeschriebenen arabischen Schriftzeichen vollkommen mechanisch unzähligemale nachmalen, so ist ein Lesen derselben meist nicht mehr möglich. Neben der Moschee befindet sich ein alter Brunnen mit cylindrischer, schön gemauerter, glatter Wand. Am Grunde sah ich Wasserreste, doch war er fast ganz mit Schutt ausgefüllt und höchstens drei Meter tief. Sehr merkwürdig waren zwei riesige Waraneidechsen mit prächtig grün gefleckter Haut, die sich am Grunde dieses Schachtes aufhielten. Sie waren

jedenfalls zufällig hineingefallen, sahen ganz wohlgenährt aus und hausen möglicherweise schon lange am Grunde des Brunnens, dessen glatte Wände sie nicht erklettern können, während hineinfallende Insecten ihnen genügende Nahrung bieten.

Der Anblick dieser meterlangen Ungethüme brachte mich auf den Gedanken, ob nicht die im Orient so häufige Sage von Drachen im Brunnen auf solche zufällige Ereignisse zurückzuführen sei.

Ein anderer ähnlicher Brunnen enthielt noch Wasser, das nicht salzig sein soll. Von der von Burton erwähnten Feste ist keine Spur mehr vorhanden, sie wurde theilweise auch beim Bau von Steinhäusern am Festlande abgetragen. Doch liegen einige gemauerte Gräber im Gestrüpp verstreut. Die Felder, welche den östlichen Theil einnahmen, sollen sehr gut bebaut und fruchtbar gewesen sein, was bei der ausserordentlichen Ueppigkeit der jetzigen wilden Vegetation auch wohl zu glauben ist.

Zwei Flüsse münden in die Tangabai, der Sigi und der Mkulumusi, an der Mündung Utofu genannt. Ihr Mündungsgebiet ist flach, von Armen durchzogen und mit Mangroven bedeckt. Der Sigi hat an der Mündung eine Barre, die nur bei Fluth für Boote und ganz kleine Dampfer passirbar ist. Nördlich von der Mündung liegen auf der Terrasse die Dörfer Mahengo und Mvuni, ersteres mit Wajomba-, letzteres mit Wassegejubevölkerung. In zahllosen Windungen durchfliesst der Sigi das flache Vorland. Bei Amboni hört die Schiffbarkeit für Dhaus auf, und der Fluss ist nur mehr ein kleines Stück aufwärts in Canoes befahrbar; die Gezeiten wirken übrigens noch ein gutes Stück weiter stromauf. Bei Amboni übersetzt eine von der deutschen Pflanzergesellschaft erbaute Holzbrücke den Sigi.

Am rechten Ufer liegt eine kleine Wassegeju-Niederlassung, am linken der Ort Amboni, wo einige Inder und Sklaven des Sultans von Sansibar wohnen. Hier endet die Küstenregion und der Fluss wird von steilen Wänden horizontal geschichteten, weissen Jurakalkes eingeschlossen. Hochstämmige Waldriesen gedeihen auf dem schmalen Ufersaume, in welchen muntere Affen ihr Spiel treiben, während glänzende, langhalsige Reiher über

die Fläche des klaren Flusses dahinstreichen. Alles dieses, verbunden mit den wilden Abstürzen der Kalkwände, gibt ein malerisches, anziehendes Bild. Kurz oberhalb Amboni, am Beginn des Jurakalkes, entspringen die früher erwähnten warmen Schwefelquellen.

Etwa eine Viertelstunde vom Dorfe Amboni, auf der Höhe der Randberge, liegt die Plantage Amboni der deutschen Pflanzergesellschaft. Zur Zeit meiner letzten Anwesenheit war ein Wohnhaus für die Beamten bereits der Vollendung nahe, und ein ziemlich ausgedehntes Landstück war mit Tabak bepflanzt, der anscheinend gut, wenn auch etwas ungleich gedieh. Arbeiter, die anfangs spärlich waren, haben sich jetzt in genügender Zahl eingestellt.

Der alte Ambonimarkt, den schon Burton 1857 besuchte, findet jetzt alle Sonntage statt und versammelt zahlreiche Wadigo und Küstenleute, die hier ihre Producte umtauschen.

Der Mkulumusi ist nicht schiffbar und tritt, etwa in derselben Entfernung wie der Sigi, aus dem Jurakalkgebiet hervor. In letzterem fliesst er ebenfalls zwischen steilen Felswänden, besitzt jedoch ein etwas breiteres, mit dichter Vegetation bedecktes Thal. Sehr interessant sind eine Anzahl Höhlen, deren Eingänge im linken Steilabfall des Kalkplateaus münden und die theils in engen Gängen, theils in hohen, mächtigen Hallen das Gestein durchsetzen. Ihre Entstehung ist wohl derart zu denken, dass die von den Niederschlägen stammenden Sickerwässer einen leichteren Ausfluss nach der Erosionsschlucht des Mkulumusi fanden und so, gleichzeitig mit der einschneidenden Thätigkeit des letzteren arbeitend, die vorhandenen Spalten des leicht löslichen Kalksteines zu diesen merkwürdigen, oft wirklich grossartigen Höhlengebilden erweitern konnten. Wenn Aehnliches am Sigi nicht zu finden ist, so liegt die Erklärung wohl darin, dass dieser bei seiner bedeutenderen Wassermenge weit schneller erodirte und den Sickerwässern nicht Zeit zur Auswaschung ähnlicher Gebilde gelassen hat. Die Höhlen waren unter dem Namen „Siga" den Eingeborenen schon seit langem bekannt, wurden aber aus abergläubischen Gründen wenig besucht. So war es denn Herrn Dr. Kaerger in Tanga vorbehalten, als

erster Europäer diese Höhlen zu betreten. Tropfsteine in der eiszapfenförmigen Form fand ich darin keine, wohl aber gardinenförmige Bildungen. Die Höhlen sind von Tausenden von Fledermäusen bewohnt, die mächtige Schichten von Mist angehäuft haben, der als Guano gute Eigenschaften besitzt.

Südlich vom Mkulumusi und westlich von Tanga dehnt sich leicht gewelltes, offenes Grasland mit verstreuten Dumpalmen aus, unterbrochen von einzelnen dichten Buschwaldgruppen. Die Cocoshaine und Felder der ziemlich zahlreichen kleinen Niederlassungen gedeihen gut, überhaupt ist der Boden anscheinend recht fruchtbar, doch ziemlich wasserarm, so dass die Eingeborenen selbst entfernter Dörfer ihr Wasser in der trockenen Zeit aus dem Mkulumusi holen müssen, da die Brunnen versiegen. Wo dies, wie in Mtentëule, dem vorgeschobensten Orte der Küstenleute mit etwa 150 Einwohnern, nicht der Fall ist, entwickelt sich eine kleine Oase von ausserordentlicher Ueppigkeit.

Im Allgemeinen ist der braun- bis ziegelrothe Boden in der Umgebung Tangas der beste, lichtgrauer und sandiger Boden ist selten erträgnissreich. Die Ansätze der Jurakalke im Westen von Tanga sind durch das Auftreten eigenthümlich geriefter Felsflächen bezeichnet, die lebhaft an die Karrenfelder der Alpen erinnern. Ich habe eine ähnliche Bildung schon einmal in Afrika, und zwar im unteren Kongogebiet, unweit Bansa-Manteka, beobachtet. Jedenfalls sind es die schweren Regen mit ihren mächtigen Niederschlagsmassen, die hier in den Tropen die Wirkung der Schneelagen in den Alpen ersetzen.

Im Ganzen ist Tanga mit seinem trefflichen Hafen, seiner schönen, relativ gesunden Lage und seinem werthvollen Hinterlande einer der günstigsten Plätze Ost-Afrikas. Dass dies schon vielfach anerkannt wird, zeigt gerade der Zufluss von Europäern, der nach Tanga stärker wie nach irgend einem anderen Küstenplatze ist. Der grösste Mangel der Stadt liegt in der Wasserversorgung, denn bei steigender Bevölkerungszahl und besonders bei Anlage irgend welcher, wenn auch einfacher gewerblichen Unternehmung würden die vorhandenen primitiven Brunnen nicht ausreichen. Diese decken oft jetzt schon kaum die Bedürfnisse der Bevölkerung, und es wäre an der Zeit, möglichst bald an die

Herstellung einer Wasserleitung aus dem Mkulumusi nach Tanga zu denken, welche bei Abdämmung des Flusses gegen das eindringende Salzwasser unschwer ausführbar wäre. Die Kosten einer solchen Leitung könnten nur geringe sein und würde dadurch das einzige Hinderniss zur raschen Entwickelung Tangas beseitigt werden.

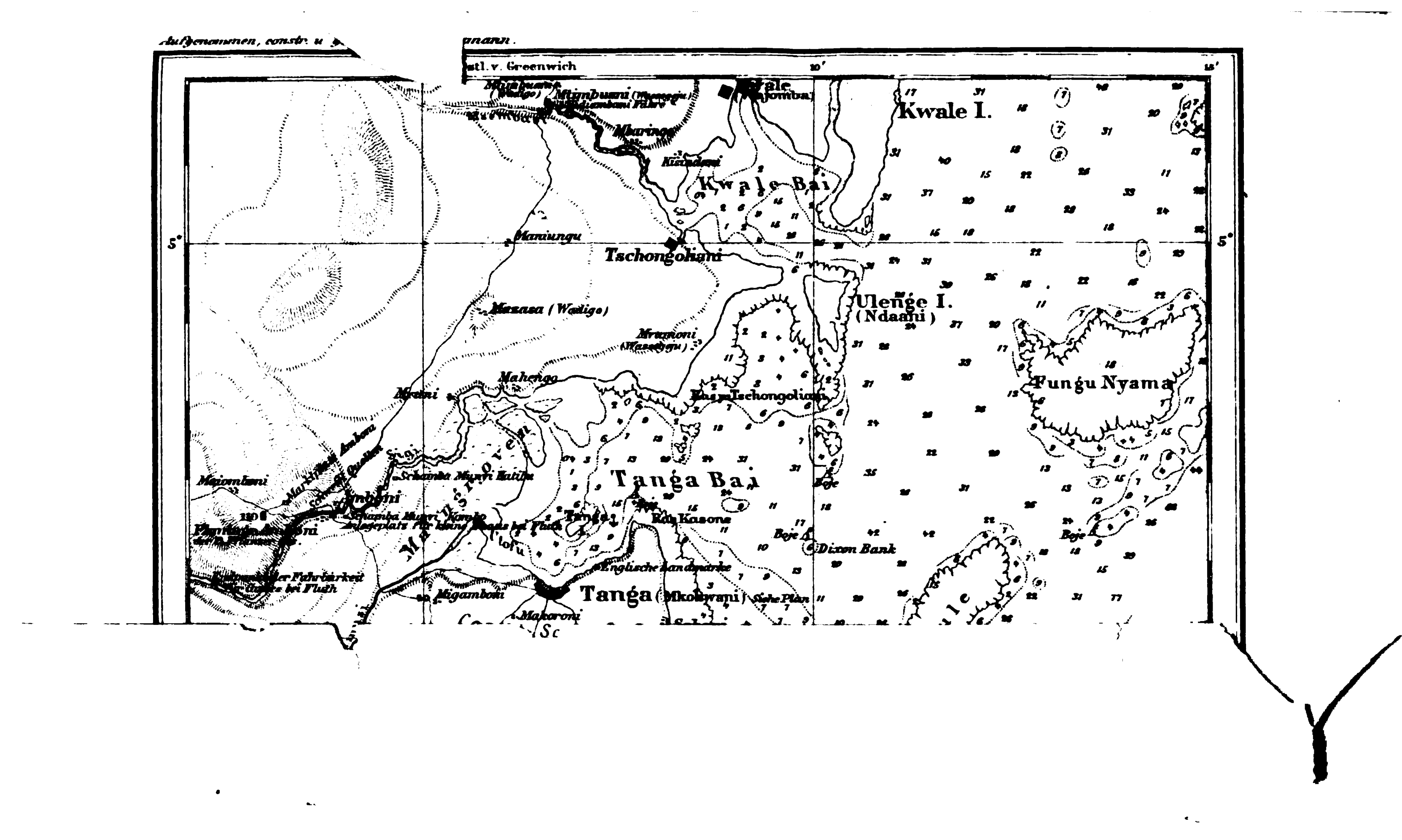
Südlich von Tanga dehnt sich ebenfalls offenes, mit Feldern bedecktes Land aus, die Küste ist mit dichten Cocoshainen bedeckt, in welchen einige kleine Dörfer eingelagert sind. Nach etwa einer Stunde erreicht man das grosse Küstendorf Nianjani, das einerseits an die offene See mit sehr flachem Strande, andererseits an den Mangrovenarm des Nianjanikrick grenzt, der bei Fluth für Dhaus befahrbar ist. Es hat eine niedrige, theilweise durch Pfosten ersetzte Mauer und ist recht ausgedehnt; bei mindestens 2000 Einwohnern kommt es Tanga ziemlich nahe. Es besitzt einige Steinhäuser, darunter ein sehr nettes, welches einem Inder gehört, und sonst zahlreiche, nicht besonders gut gehaltene Lehmhütten. Zwei Inder (Kojas) treiben mit den Wadigo Getreidehandel. Die eigentlichen Insassen sind Wassegeju vom Stamme der Waboma, ihr Oberhaupt ist der Mwalim Faki. Doch sind vor etwa fünfzig Jahren Wagunya aus Lamu eingewandert und jetzt in grösserer Zahl vorhanden.

Gegenüber Nianjani, durch einen seichten Meeresarm vom Festlande getrennt, liegt die Insel Yambe. Sie steht auf einem ziemlich ausgedehnten Korallenriff und ist von Mangroven umschlossen. Doch erreicht sie dahinter eine Höhe von drei bis vier Meter über Fluthwasserstand und stellt sich als Korallenkalkplateau dar, das guten, rothen, allerdings stark mit Steinen bestreuten Boden hat. Dennoch gedeiht niedriges Strauchwerk, Hyphänepalmen und kolossale Baobabs, so dass man wenige Schritte vom Ufer nicht mehr den Eindruck hat, auf einer so kleinen Insel zu sein.

In der Mitte liegt das Dörfchen Yambe mit etwa 100 Einwohnern, durchwegs Wagunya, und einem netten Steinhaus, in welchem das Oberhaupt dieser kleinen Colonie residirt. Dieser Häuptling, ein kohlschwarzer, weissbärtiger, gutmüthig aussehender alter Herr, der schon seit zwanzig Jahren auf Yambe lebt, scheint sich

in seinem kleinen Inselreich sehr wohl zu fühlen. Schon vor den Wagunya besassen die Wassegeju der Küste ein Paar Hütten und Schambas auf der Insel. Auf noch ältere Bewohner deutet ein mannshohes Gemäuer an der Nordspitze der Insel. Die Wagunya haben gute Felder von Mais, Maniok, Ricinus, Sorghum und Sesam und züchten Hühner, Schafe und einige Rinder. Cocospalmen gedeihen auf der Insel nicht. Wenn nun auch die Yambe-Insulaner durch Ackerbau, Viehzucht und Fischfang ziemlich gut gestellt sind, so fehlt ihnen doch das wichtigste Lebenselement: das Wasser. Mehrere Versuche, Brunnen zu graben, führten zu keinem Ergebnisse, da man immer nur auf Seewasser stiess, und so muss denn täglich zweimal das Süsswasser vom Festlande in Canoes geholt werden. Doch glaube ich, dass Bohrungen in der Mitte der Insel auf Erfolg zählen könnten. Die Bewohner von Yambe verkehren natürlich wenig mit der Aussenwelt, vor mir war noch nie ein Weisser in ihrer Niederlassung gewesen. In dem von dichtem Gebüsch bedeckten südlichen Theil des Eilandes leben zahlreiche Zwergantilopen, die, wie auch das Vieh der Wagunya, Thau als einziges Trinkwasser haben.

Südlich von Nianjani zieht sich ein zwei bis drei Meter hoher, palmbedeckter Landstreifen längs der Küste hin. Dahinter folgt ein sandiges, zur Fluthzeit überschwemmtes Gebiet, eine Art von Lagune. Diese steht durch einzelne mangrovenreiche Canäle mit der See in Verbindung. Hinter der Lagune erhebt sich der eigentliche Abfall des Festlandes, auf dessen Höhe ein welliges, bebautes oder den gewöhnlichen Charakter mit verstreuten Dumpalmen tragendes Land sich ausdehnt. An den Stellen, wo die Canäle das Uferriff durchsetzen, liegen meist auf der Höhe desselben die Dörfer. Eines dieser ist Ndumi mit etwa 200 Einwohnern vom Stamme der Wassegeju, Abtheilung der Makamadi. Sie standen jahrelang sehr schlecht mit ihren Nachbarn, den Waboma von Nianjani, und bekämpften sich fortwährend. Ndumi ist bemerkenswerth durch seine hohe, mit Erkern versehene, doch halbverfallene und mit Vegetation überwucherte Steinmauer. Es ist die älteste an der ganzen Küste und soll von der Dynastie der Yurabi, die vor der gegenwärtigen in Omân herrschte, erbaut



aufgenommen, constr. u
nann.
stl. v. Greenwich
10'
15'
5°
Kwale I.
Kwale Bai
Tschongoliani
Kisindani
Manlungu
Mazasa (Wadigo)
Mwamoni
Ulenge I.
(Ndaani)
Fungu Nyama
Mahengo
Tanga Bai
Dixon Bank
Boje
Englische Landmarke
Tanga (Mkolwani)
Siehe Plan
Migamboni
Makaroni
Maiombani
Tongoni
Schamba Mzuri Katibu
Schamba Mzuri Kombo
Ras Kasone


ASTOR LIBRARY

worden sein. Burton, der 1857 Ndumi besuchte, verlegt die Errichtung der Mauern auf die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Im Innern des ärmlichen Dorfes liegt eine Moscheeruine mit einer Inschrift, die nach Burton den Namen eines unterrichteten Swahili, Kimanga wa Muamadi adi Makame, vorstellt und im Charakter sehr an kufische, also altarabische Schriftart erinnert. In der Nähe des Ndumikrick, der bei Fluth für Boote fahrbar ist, wurde mir auch ein alter, tiefer Brunnen, ähnlich jenem der Tangainsel, gezeigt.

Südlich von Ndumi liegt das palmenreiche Mwambani, dann folgt eine Reihe von Dörfern, die bereits dem District von Mtangata*) angehören. — Die Bewohner desselben bestehen aus einem Gemisch von Swahili und Wabondëi. Zu den nördlichen Dörfern gehört Uanga, ein ärmlicher Ort am gleichnamigen Krick, und Sadani, das bereits in der nächsten Nähe der Bai von Mtangata liegt. Diese schneidet nur wenig ein und ist so seicht, dass sie bei Ebbe fast ganz austrocknet und man trockenen Fusses nach der kleinen buschbewachsenen Kisutiniinsel gelangen kann. Vor der Bai zieht sich das die südliche Fortsetzung Yambes bildende Riff hin, auf dem die Kette der Karangeinseln liegt. Diese haben bei Fluth kein trockenes Land, sondern sind nur mit Mangroven bedeckt, auf welchen höchstens Fischer in kleinen Hütten im Geäste einen mehrtägigen vorübergehenden Aufenthalt nehmen. Zwischen diesen und der Bai liegt ein genügend tiefer, halbwegs geschützter, doch gegen Nordwinde offener Ankerplatz.

Mtangata, der heutige Districtname, rührt offenbar von der alten Stadt dieses Namens her, deren Ruinen auf der Uferrampe oberhalb des heutigen Tongoni zu sehen sind. Es dürfte die älteste bedeutende Niederlassung an der Tangaküste gewesen sein und ist, wie schon erwähnt, jedenfalls das Montagane der Portugiesen, das schon 1528 als bedeutender Ort genannt wird. Später trat Tanga mehr in den Vordergrund, wohl weil der

*) So, und nicht „Tangata" wird der Name von den Eingeborenen ausgesprochen. Da er auch in der Geschichte stets als Mtangata (beziehungsweise Montagane) vorkommt, so wäre es schon aus historischen Gründen empfehlenswerth, die richtige Schreibweise allgemein einzuführen.

Hafen Mtangatas immer mehr versandete und dieses dadurch an Bedeutung verlor. Doch wird es noch in den Zeiten der Msara manchmal erwähnt und bildete den gewöhnlichen Ausgangspunkt derselben zu rascher Ueberfahrt nach Pemba. So begann 1823 der Msurui Mbaruk seinen zweiten erfolglosen Angriff auf Pemba von Mtangata aus.

Gegenwärtig ist ein Ort Namens Mtangata nicht vorhanden, doch ist eine ganze Anzahl ziemlich dicht bewohnter Ortschaften an und in der Nähe der Bai gelegen. Vom Norden kommend, gelangt man zuerst nach Tongoni, das, am Fusse des Steilabfalles gelegen, schwer gegen das Andrängen des Meeres zu kämpfen hat, umsomehr, als ein im Rücken der Stadt verlaufender kleiner Krick — das Aestuarium eines Wasserrisses — ebenfalls von Jahr zu Jahr anschwillt. Tongoni hat etwa die Grösse von Muoa; es besitzt Lehmhütten und wenige Steinhäuser, sieht jedoch gut und reinlich aus. Einige hier ansässige Inder trieben directen Handel mit Sansibar. Ein Paar Schihirileute betreiben mit einem Kameel eine Oelpresse. Tongoni ist der Sitz des im deutschen Solde stehenden arabischen Livali des Districts Mtangata, der auch einige mit Vorderladern bewaffnete, in Tanga gedrillte Swahili-Askari zur Verfügung hat. Den Zolldienst versieht ein Banyan, der einzige seines Stammes im Gebiet.

Das Merkwürdigste sind die auf der Rampe gelegenen Ruinen, die von Vegetation umrankt und von hohen Baobabs umgeben sind. Da ist vor Allem eine alte, massiv aus Madreporenkalk erbaute Moschee mit sechskantigen Säulen. Daneben stehen einige Gräber mit hohen, vierkantigen, theilweise gestürzten Säulen an der Kopfseite des Todten. Die wenigen Inschriften, die man sieht, sind ziemlich jungen Datums, da man, wie ich erfuhr, noch vor fünfzig Jahren die Todten hier zu bestatten pflegte. Die merkwürdige persische Inschrift, die Burton erwähnt, wurde von diesem erworben und nach London geschickt, wo sie sich heute noch befinden muss.

Ruinen von Wohnhäusern u. s. w. sind nicht vorhanden, ja auch die erhaltenen Reste entgingen wohl nur durch ihre „Heiligkeit" dem Schicksale, als Baumaterialien Verwendung zu finden. Jedenfalls ist der Schluss wohl gestattet, dass die Menschen,

welche solche Gebäude errichteten, auf weit höherer Culturstufe als die heutigen Bewohner dieser Gegend gestanden haben müssen.

Südlich von Tongoni, von sumpfigen Mangrovengebieten umgeben, liegt die Mündung des Niangombe, des Unterlaufes des Ukumbine, der ein, circa eine halbe Stunde weit mit Booten befahrbares Aestuarium besitzt. Dort liegt auf der Uferrampe die kleine Wadigocolonie Gesa, die vor etwa dreissig Jahren zur Zeit einer Hungersnoht gegründet wurde und die südlichste Niederlassung der Wadigo ist. Jenseits dieser Mündung ist am Südufer der Bucht an einem kleinen Krick das grosse Dorf Tambarani mit etwa 500 Einwohnern gelegen. Es hat gut aussehende Hütten und ist von auffallend vielen Arabern bewohnt, deren Oberhaupt Hamis bin Chassim, der Bruder des bekannten Mohammed bin Chassim, ist.

Durch prächtige Cocoshaine, die eine Landenge zwischen der Küste und einem Seearme bedecken, gelangt man nach dem grössten Orte des Mtangatacomplexes, nach Moarongo. Es hat etwa 700 bis 800 Einwohner, doch nur ganz wenige Steinhäuser und eine Menge Lehmhütten. Die Eingeborenen sehen hier wie in den meisten Mtangatadörfern reinlich und gut gekleidet aus. Sie erfreuen sich auch eines gewissen Wohlstandes, da die Umgebung der Bucht zu den fruchtbarsten Gebieten der Tangaküste gehört.

Bis zum Beginne des Steppenstreifens, welcher das Küstengebiet von Bondëi trennt, besitzt das leicht ansteigende Land guten, rothen Boden, der mit zahlreichen schönen Pflanzungen bedeckt ist. Darin liegen kleine Dörfer verstreut, die fast ausschliesslich von Sklaven aus Mtangata und Nianjani bewohnt werden, welche hier die Feldarbeit verrichten. In einzelnen Niederlassungen, wie in Kwa Mkembe, leben fast nur Wahiao. Nur wenige besitzen Wassegeju- oder Wadigobevölkerung. Angepflanzt wird besonders viel Maniok.

Südlich von Moarongo mündet der gleichnamige, bei Ebbe trockene Krick, an dessen rechtem Ufer eine prachtvolle alte Cocospflanzung gelegen ist. Sie wird von einer breiten Allee durchzogen und führt ihrer Schönheit wegen den Namen „Ulaya" (Europa). Dann folgt offener, sandiger Strand. Südlich schreitend,

hat man zur Rechten malerische Pandanus und Dumpalmen, die zwischen braunen, verwitterten Korallenfelsen aufragen, zur Linken schäumt die Brandung und dehnt sich die weite, im tropischen Sonnenglanz leuchtende See aus. Schwärme weisser Möven und die Matten- und Dreiecksegel der Fischerboote beleben die glänzende Fläche, während am Horizonte, wie über dem Wasser schwebend, die dunkle Linie der Karangeinseln auftaucht. Einige kleine, ärmliche Dörfer liegen an der Küste verstreut.

Zuletzt erreicht man Kigombe, das am offenen Strande liegt und etwa 500 Einwohner besitzt. Es ist von einem Gemisch von Wabondëi, Swahili und Wassegeju mit ziemlich viel Sklavenblut bewohnt. Kigombe ist ein sehr bekannter Trägerplatz, wie den̄ überhaupt die Mtangataleute ziemlich reiselustig sind. Fast in jedem Dorfe trifft man einen oder den anderen weitgereisten Mann, ja in Kisu, einer ganz kleinen Niederlassung, traf ich sogar einen von „Stanley's Getreuen" auf der ersten Durchquerung, den ich schon einmal in Bangala am oberen Kongo gesehen hatte. Natürlich wohnen alle diese Leute in genau denselben Lehmhütten und haben nicht um ein Haar mehr Bedürfnisse als ihre Landsleute, die nie von Ost-Afrika fort gewesen.

Gleich hinter Kigombe erhebt sich der Korallenabfall und bildet südlich von ersterem Orte ein vorspringendes Cap, auf dessen Höhe die Ortschaft Kidutani unter Baobabs gelegen ist. Mit dieser endet die Landschaft Mtangata.

Ein Stück landeinwärts von Kigombe liegt der kleine Yëuisee. Er enthält Süsswasser, hat sumpfige Ufer und ist von ziemlich dürrem Lande mit Dumpalmen umgeben. Er ist der Aufenthaltsort zahlreicher Flusspferde, deren schwarze Köpfe sich über die glänzende Fläche erheben. Sein Umfang ist ein verschieden grosser; manchmal schwillt er an, in regenarmen Jahren dagegen trocknet er gänzlich ein, so dass die armen Dickhäuten gezwungen sind, in der nahen See zu baden. Vom Yëui führt eine Senkung nach Gawani, in welcher noch zwei kleine Wasserbecken liegen.

Südlich von Kidutani*) liegt an der Küste Dahali mit swahilisirter Bondëibevölkerung. Dort mündet der Korenibach,

*) Die Küste zwischen Kidutani und der Panganiniederung ist mir aus eigener Anschauung nicht bekannt.

der einzige zwischen Mkulumusi und Panganifluss, der fast ständig fliessendes Wasser führt. Bei seinem Ufer liegt etwas landeinwärts das von schönen Feldern umgebene und von Küstenleuten bewohnte Kwa Bago, welches keine Cocospalmen besitzt. Dann folgt an der Küste die grosse Mangrovenwildniss Kokokuu, früher der Aufenthalt von Räubern und entsprungenen Sklaven. Südlich von dieser gelangt man zu drei von Watumbatu bewohnten Ortschaften. Eine derselben Mnarani, besitzt eine alte Moschee und eine angeblich vierkantige, den Grabcolonnen von Tongoni gleichende Säule (Mnara), muss sich also an Stelle einer alten Niederlassung befinden. Der Steilabfall tritt hier nahe an die Küste heran und besitzt eine Höhe von 60 bis 70 Meter. Auf seinem Plateau dehnt sich welliges, fruchtbares und bebautes Land aus. Plötzlich bricht dieses Plateau in einem so ziemlich ostwestlich verlaufenden steilen Hange ab, der mit dichter Vegetation bestanden ist und jene merkwürdige früher erwähnte Aufeinanderfolge von Kalktuff und marinen Schichten zeigt. Der auf der Randhöhe stehende Beschauer erblickt zu seinen Füssen ein weites, sandiges, von zahllosen Cocospalmen bedecktes Gebiet, das Alluvialland des Panganiflusses.

Hier beginnt das Gebiet der Panganibai. Dieselbe ist ein erweitertes Aestuarium des Panganiflusses. Sie ist durch eine Sandbarre versperrt, die bei Ras Muhesa beginnt und sich ziemlich weit in die See erstreckt. Dieselbe kann nur bei Fluth mit Dhaus und kleinen Dampfern von höchstens drei Meter Tiefgang passirt werden, welche dann in der Flussmündung jenseits der Barre ziemlich tiefes Fahrwasser finden. Grössere Schiffe können niemals in die Bucht einfahren und müssen ausserhalb ankern, wo sie immerhin durch die vorliegenden Riffe einigermassen geschützt sind, umsomehr, als die oceanische Dünung sich an der Insel Pemba bricht. Ein besserer Ankerplatz ist im Westen der kleinen Masiviinsel.*) Dieses sandige Eiland liegt auf einem grossen kreisrunden Korallenriffe und ist mit hohen Casuarinenbäumen bedeckt. Es besitzt kein Trinkwasser und ist der Versammlungsort der Fischer. Man trifft häufig Schildkröten, die ihre zahlreichen, wohl-

*) Annalen für Hydrographie, 1875, p. 323.

schmeckenden Eier im Sande des Ufers einscharren. Das Grab eines deutschen Matrosen befindet sich auf Masivi. Das nördliche Vorgebirge der Panganibai fällt in steilen Korallenwänden zur See ab. Demselben sind zwei auffallende spitze Felsinselchen vorgelagert. Im Volksmunde ist es eine versteinerte junge Araberin und ihre Sklavin, welche gegen das Verbot ihrer Mutter an dieser Stelle baden ging und dabei von der Strafe des Himmels ereilt wurde.

Der nördliche Steilabfall liegt, wie oben erwähnt, landeinwärts, und ein nur flacher sandiger Strand, an welchem sich die schäumende Brandung bricht, zieht sich am Ufer der Bai bis zur Mündung des Flusses hin. Jenseits desselben tritt der Abfall in erst 60 bis 70 Meter hohen, später niedriger werdenden röthlichen Wänden nahe heran, nur einen schmalen Küstensaum freilassend. Auch dieser fehlt bei den schroffen Vorgebirgen Ras Muhesa und Ras Kikogwe, von welchen letzteres den südlichen Pfeiler der Bai bezeichnet.

Die Stadt Pangani liegt am linken Ufer der Flussmündung am vollkommen flachen Strande. Der Name „Pangani" hat die Kiswahilibedeutung „Im Graben", was durch die niedrige Lage der Stadt leicht erklärt ist. In der Geschichte Ost-Afrikas wird dieselbe nicht genannt, ist also jedenfalls eine sehr junge Gründung, wenn auch die Wahrscheinlichkeit vorliegt, dass die Wabondëi schon lange Dörfer an dieser Stelle besessen haben. Zur Zeit der Msara war der Ort noch so unbedeutend, dass dieselben keinen Akida (Schulzen) dortselbst besassen, sondern die Panganimündung von Mtangata aus verwalten liessen. Erst Saïd bin Sultan setzte einen Statthalter in Pangani ein, der jedoch in halber Abhängigkeit von dem damaligen Könige von Usambara stand, welchem Pangani sogar durch einige Zeit Tribut zahlen musste, ohne dass der Sultan sich viel darum bekümmert hätte. Dieser besass jedoch einen Beludschen-Jemadar und einen indischen Zolleinnehmer in Pangani und kleine Beludschengarnisonen in Tschogwe und Tonguë, so dass der Ort thatsächlich jahrelang zwei Souveräne hatte. Dieses Verhältniss bestand noch zu den Zeiten Seyd Majid's und endete erst unter Seyd Bargasch, mit dem Tode des alten Kimueri von Usambara und Verfall seiner Macht.

Der Karawanenverkehr mit dem Hinterlande besteht wohl schon seit Beginn der Vierzigerjahre, möglicherweise auch schon früher in Pangani. Doch begann sich der Ort erst zu heben, als aus früher angeführten Gründen Tanga in Verfall gerieth. Besonders zog sich der Karawanenverkehr mit dem ferneren Innern nach und nach von Tanga nach Pangani. 1857, als Burton die Stadt besuchte, war dieser Process bereits im Gange; Tanga war zwar noch bedeutender, doch zeigte sich bereits mehr Leben und Verkehr in Pangani, wo besonders der durch den schlechten Hafen begünstigte Sklavenhandel blühte. Doch waren damals die Araber noch in sehr geringer Zahl vertreten und fast alles, heute mit Cocospalmen und Zuckerrohr bedeckte Land sah Burton als dichte „Dschungel", die bis an die Stadt heranreichten. Seinen grössten Aufschwung nahm der Ort zu Zeiten Seyd Bargasch's, wo sich die meisten Araber Tangas nach Pangani zogen, während neue Ankömmlinge aus Arabien oder Sansibar das unbequem gewordene Tanga gar nicht mehr aufsuchten, sondern sich gleich in Pangani niederliessen. Wie rasch der Ort angewachsen, zeigt die Angabe des durchaus verlässlichen „Africa Pilot" der englischen Admiralität. Dort wird nach 1874 gemachten Erhebungen Pangani noch als ärmliches Dorf mit etwa 2000 Einwohnern angeführt, während die Stadt heute mindestens 4000 Seelen zählt.

Pangani verdankt seinen Aufschwung nur dem schlechten Hafen, der Kriegsschiffen das Einlaufen verbietet und daher den Sklavenhandel begünstigte. In Anbetracht des letzteren Umstandes ist es sehr leicht begreiflich, warum gerade Pangani im jüngsten Aufstande eine so hervorragende Rolle gespielt hat. Am 17. August 1888 wurde die Flagge der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft in Pangani gehisst. Schon vorher war die Stimmung der Bevölkerung eine gereizte und am 19. August musste die deutsche Marine eingreifen. Dann trat scheinbar Ruhe ein, die Stadt war freilich halb verlassen, doch war die Autorität des Bezirkschefs v. Zelewski wenigstens äusserlich gewahrt. Diesem wurden fünfzig Irreguläre der Sultanstruppe, sogenannte Viroboto, zu Hilfe geschickt, die jedoch den Aufstand erst recht aufs neue entfachten. Nun begann eine schwere Zeit für die drei Beamten der Gesellschaft in Pangani. Von den Aufständischen in ihrem

Hause gefangen gehalten, mussten sie jeden Augenblick für ihr Leben fürchten und wurden erst durch das Eingreifen des Sultans-Generals Matthews befreit und nach Sansibar gebracht. Dann trat eine Periode der tollsten Anarchie in Pangani ein. Das Oberhaupt der eigentlichen Araberpartei war Buschiri bin Salim, der spätere Anführer der ganzen aufständischen Bewegung im Norden des Schutzgebietes. Neben ihm spielte der Vali des Sultans Seliman bin Nasr eine traurige Rolle und suchte einen gewissen Anhalt bei der Buschiri abgeneigten Partei des Komorensers Saïdi Abeja.

Als Dr. Meyer und ich im October 1888 als Gefangene Buschiri's nach Pangani kamen, fanden wir die Stadt im hellen Aufruhr, Tag und Nacht von bewaffneten Banden durchzogen. Später, als Buschiri sich mehr bei Bagamoyo aufhielt, scheint Saïdi Abeja in Pangani in den Vordergrund getreten zu sein. Daneben bildete sich, nach den schweren Niederlagen der Aufständischen an anderen Orten, eine friedlich gesinnte Partei, welche jedoch zu keinem Ansehen gelangte, da die Panganileute in wahrhaft kindlicher Einfalt ihre Stadt für gänzlich uneinnehmbar hielten. Sie wurden rasch eines Anderen belehrt, als am 9. Juli 1889 die Schutztruppe unter Major v. Wissmann im Vereine mit der deutschen Marine die Stadt ohne grosse Schwierigkeit einnahm, wobei der Verlust deutscherseits sehr gering war, während der Feind viele Todte und Verwundete hatte. Unter ersteren befand sich auch Saïdi Abeja. Von da ab blieb die Stadt unter deutscher Verwaltung und das feste Steinhaus, in welchem 1888 Dr. Meyer und ich gefangen gehalten wurden, bildet den Mittelpunkt des heutigen Forts. Hinter diesem fand am 15. December 1889 die Hinrichtung Buschiri's statt.

Durch seine niedrige flache Lage am Flusse ist Pangani gerade kein anziehender Ort. Einigen Reiz verleihen ihm die ausgedehnten Cocosschambas im Norden und der Blick auf die röthlichen Steilabfälle am rechten Panganiufer. Da Pangani niemals vollständig bombardirt wurde, so besitzt es eine ziemliche Anzahl Steinhäuser, zwischen welchen die vielen Lehmhütten verstreut sind. Der Ort ist sehr belebt, manche der engen, winkeligen Strassen, besonders die des Victualienmarktes, erinnern mit ihrem

bunten Treiben an Sansibar. Früher war Pangani sehr schmutzig, jetzt hat sich dies freilich gebessert, doch macht der Ort durch sein Labyrinth von Gassen und Gässchen einen keineswegs freundlichen Eindruck, besonders wenn er sich nach starkem Regen und Steigen des Flusses in ein Kothmeer verwandelt. Die Brunnen Panganis sind durchwegs schlecht.

Das deutsche Fort liegt im Westen der Stadt und ist, wie bei dem unruhigen Charakter der Bevölkerung begreiflich, sehr stark und in einer für Ost-Afrika geradezu gewaltigen Grösse angelegt. Den Mittelpunkt bildet das oben erwähnte Steinhaus, in dessen schönen, freundlichen Räumen man freilich mit Mühe die alte Räuberhöhle Buschiri's wiedererkennt, in der wir 1888 so schwere Stunden durchgemacht. Es wird von den Officieren bewohnt. Die Unterofficiere besitzen ein Gebäude für sich, daneben stehen noch kleine Baulichkeiten für die schwarze Mannschaft, das Hospital und Gefängniss. Um das Ganze ist eine viereckige Mauer mit Vorwerken gezogen. Von der Station führt eine Landungsbrücke bis in die Nähe der Stelle im Flusse, die Dampfer von nicht über drei Meter Tiefgang bei Fluth erreichen können. In Pangani, das im Aufstande eben eine grössere Rolle gespielt, waren stets mehr Truppen und daher auch mehr Officiere und Unterofficiere vorhanden, als in Tanga, daher kommt es wohl auch, dass Pangani, wo kaum ein Dutzend Weisse leben, von Anfang an einen deutschen Militärarzt besass, während dies in Tanga, wo mehr als fünfundzwanzig Europäer, darunter zwei Frauen und zwei Kinder, wohnen, nicht der Fall war.

Auch die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat schöne Baulichkeiten in Pangani, da sie neben dem alten „historischen" Usagarahaus ein grösseres arabisches Gebäude erworben hat. Von anderen Europäern ist nur ein griechischer Kneipenbesitzer in Pangani; die englische Universitätsmission besitzt als Absteigquartier ein kleines Steinhaus, das jedoch nur vorübergehend bewohnt ist. Europäische Private, die in Tanga, wie oben erwähnt, schon ziemlich zahlreich sind, gibt es in Pangani keine, was bei der weit ungünstigeren Lage letzteren Ortes begreiflich ist.

Die Eingeborenen sind fast vollständig wieder zurückgekehrt und halten sich jetzt ruhig. Sie haben als Vali immer noch

Seliman bin Nasr, den aalglatten Araber, der es verstanden hat, sich zwischen Sultan, Buschiri und Saïdi Abeja bis zu den Deutschen durchzuwinden und jetzt natürlich der begeistertste Anhänger der letzteren ist. In grosser Zahl sind die Araber als Schambenbesitzer vertreten, auch Maskater und Schihirikrämer findet man viele. Sie spielen jedoch eine unbedeutende Rolle neben den Indern, die auch hier den Handel beherrschen. Denn Pangani ist heute der Ausgangspunkt der Karawanenstrassen nach dem Massailande und nach Irangi (über Nord-Unguu).

Die schwarzen Bewohner des Ortes, der Abkunft nach echte Wabondëi, sind die unternehmendsten Leute der Tangaküste. Sie durchziehen in kleinen Trupps die nähere Umgebung, Usambara und Usegua, und erhandeln Vieh- und Nahrungsmittel, oder vereinigen sich unter erfahrenen Führern, wie Jumbe Kimemeta, zu grossen Expeditionen, die oft jahrelang ausbleiben und bis tief ins Innere des Continentes führen. Man kann in Pangani sehr gute Träger bekommen, nicht nur sind die Eingeborenen selbst tüchtige und sogar bessere Leute als die Sansibariten, sondern es kommen auch zahlreiche Wasango (Warori) dahin, welche auf Engagement warten und ein vorzügliches Trägermaterial liefern.

Gegenüber von Pangani am Fusse des Steilabfalles liegt Mbueni mit ziemlich reiner Waseguabevölkerung. Sein Jumbe ist Mambo-Sassa, ein falscher, kriechender Neger, der nur durch Sklavenhandel reich geworden und denselben wohl auch jetzt noch gelegentlich insgeheim betreibt. Hinter Ras Kikokwe, in fruchtbarer, welliger Gegend, liegt die deutsche Baumwollplantage, die durch den Aufstand völlig zerstört, nun wieder aufzublühen beginnt. Auf Ras-Muhesa ist ein kleines, die Stadt beherrschendes Fort errichtet worden.

Der Panganifluss besitzt an der Mündung eine mächtige Breite, wie die der Donau bei Wien, so dass man meint, in einen sehr bedeutenden Strom einzufahren. Doch ändert sich das Bild rasch oberhalb der Stadt, wenn man das Aestuarium verlässt und in den eigentlichen, vielgewundenen Fluss gelangt. Die Tiefe ist eine sehr ungleiche, da die Spitzen der Krümmungen stark abflachen, während in den gegenüberliegenden Rinnen ziemlich viel

Wasser ist. Doch können Dhaus und ganz kleine Dampfer bei Fluth immerhin bis Tschogwe kommen. Der Fluss ist erst von Mangroven eingesäumt, dann treten niedrige Hügel an denselben, die von den Pflanzungen der Araber bedeckt sind. Kleine Niederlassungen der Schambasklaven sind darin verstreut, einige Hütten mehr hat Pombue, wo ein Schihiri seinen ärmlichen Kram feilhält, und Tschogwe. Letzterer Ort hatte bis zum Anfang der Sechzigerjahre eine kleine Beludschenbesatzung, gegenwärtig ist es der Ausgangspunkt des Weges nach der deutschen Plantage Lewa in Bondëi.

IV.

Das Vorland und seine Bewohner.

Das Jurakalkgebiet. — Digo und Bondëi. — Die Wabondëi. — Sprache. — Aeusseres und Charakter. — Lebensweise. — Inneres Leben. — Die Wadigo. — Tracht und Lebensweise. — Ackerbau. — Die Plantage Lewa. — Die englische Universitäts-Mission.

An die Küstenzone schliesst sich, wie schon mehrfach erwähnt, eine Zone jurassischen Kalksteines. Im Norden steigt das Land rasch bis zu den Hügeln Kilulu und Kirimba an, im Süden erhebt es sich allmählich wellenförmig und wird von den tiefen Thaleinschnitten des Sigi und Mkulumusi durchzogen. Am breitesten ist die Jurazone in der Höhe von Mtangata und Kigombe, wo sie, langsam ansteigend, bis an den Fuss des krystallinischen Abfalles von Umba und Mkusi reicht. Die Kalkschichten sind fast überall ungestört, ihre Zubehörigkeit zum Mombaser Jura, welche durch zahlreiche Foraminiferen und Radiolarienreste von jurassischem Habitus wahrscheinlich gemacht wird, erscheint durch Dr. Stuhlmann's Ammonitenfund unweit Pangani erwiesen.*) Die ganze Kalkzone ist ziemlich unfruchtbar und wenig besiedelt. Im Norden sind die mit jungem Wald bedeckten Hügel fast unbewohnt, die stärkste Bevölkerung und das fruchtbarste Land dieses Striches ist noch zwischen Kombe und Mkulumusi, besonders am Sigi zu finden. Südlich vom Mkulumusi jedoch dehnt sich zwischen der fruchtbaren Küstenzone und dem Abfalle des krystallinischen Plateaus bis zum Panganiflusse hin eine unbewohnte trockene Steppe aus. Nur ein Gewässer, der tief eingeschnittene Koreni, besitzt fliessendes Wasser, alle übrigen sind Regenschluchten, die mit geringem Gefälle das

*) Nachrichten aus deutschen Schutzgebieten 1891, p. 2. Leider ist der Fundort nicht genau angegeben.

Land durchziehen, so dass es oft schwer ist, ihre hydrographische Stellung zu erkennen, umsomehr, als sie an verschiedenen Punkten andere Namen führen. So z. B. heisst der bei Tongoni mündende Fluss im Quellgebiet (bei Umba) Ukumbine, später Niangombe, und an der Mündung Ngombeni.

Einzelne Wasserläufe enthalten ziemlich ständige Tümpel, auf welchen prächtige, weisse und blaue Wasserrosen schwimmen und die dem ziemlich zahlreichen Wild zur Tränke dienen.

Der Boden ist aschgrau, von niederer Buschvegetation bedeckt, die sich oft zu stacheligen, dichten Hecken vereint, in welchen die Kautschukliane sehr häufig ist. Dazwischen offenes, grasiges Land mit verstreuten Bäumchen und Dumpalmen.

Südlich vom Sigi schliesst sich die Kalkzone direct an jene des krystallinischen Schiefers an, nördlich jedoch ist eine Thonschieferzone zwischengelagert, die so ziemlich im ganzen Digolande ansteht. Das Gesteinsstreichen ist nahezu überall rein meridional bei östlichem Fallen unter etwa zehn Grad. Wie weit diese Zone sich nach Westen erstreckt, ist nicht genau bekannt, doch kann man wohl annehmen, dass sie nicht bis an den Fuss des Gebirgsabfalles reicht. Petrefacten konnte ich keine darin finden, bin also nicht in der Lage, in Bezug auf das Alter der Schicht eine Angabe zu machen. Die Landschaft ist von sanften, langgestreckten Bodenschwellungen durchzogen, der Boden dunkelgrau oder grauroth. Auffallend sind die mächtigen Termitenbauten von oft fünf Meter Basisdurchmesser und drei Meter Höhe.

In Bezug auf Vegetation ist das Digoland entschieden das schönste Gebiet des Vorlandes. Die zwischen den Hügelwellen gelegenen Senkungen sind meist mit niedrigem, saftig grünem Graswuchs bedeckt, der nichts mit dem spröden Steppengras gemeinsam hat. Auf den breiten Höhen der Wellen dehnen sich jedoch oft stundenlange Cocoswälder aus, zwischen welchen schattige Mangos und die zahlreichen Dörfer der Wadigo mit ihren von Schlingern umrankten Pfostenzäunen verstreut sind. Man wird lebhaft an die Landgüter in der Umgebung von Sansibar erinnert, doch ist der Boden im Digolande zweifellos weit besser als auf der Insel. Denn jetzt schon bringt Digo ansehnliche Mengen von

Getreide zur Ausfuhr, obwohl mindestens drei Viertel des Landes brach liegen. Ueberhaupt ist der besiedelte Streifen recht schmal, gegen Westen zieht sich nur eine einzige Kette von Dörfern bis gegen Buiti hin, sonst ist alles bis an den Gebirgsfuss unbewohnte, von dichtem, niedrigem, kautschukreichem Waldwuchs bedeckte Wildniss, die in ihrem nördlichen Theil allmählich in die grosse Umbasteppe übergeht. Der grösste Theil dieser Wildniss, zum mindesten der zwischen Gombelo und dem Lukindoberge, war früher bewohnt, ist jedoch durch Hungura's Raubzüge entvölkert. Zwischen den Digodörfern des Innern und jenen, die unmittelbar hinter dem Küstengebiet liegen, ist ein schmaler Streifen unbewohnten, meist licht bewaldeten Landes eingeschoben, der beim Kilulu seine grösste Breite besitzt. Die Umbasteppe schiebt eine Zunge mit echtem Nyika-Charakter bis an den Umbafluss vor, welche die Dorfgruppe von Jesa von jener am Flusse trennt.

Der grösste Nachtheil des Digolandes ist sein vollständiger Mangel an ständigen fliessenden Gewässern, denn der Sigi berührt nur die Grenze des Gebietes und hat gerade in der Nähe seines linken Ufers anscheinend minder fruchtbare Striche. Der Fluss bildet im ganzen Vorlande eine Fortsetzung von Katarakten und durch Steinbänder abgedämmten, langsam fliessenden tümpelartigen Stellen, in welchen sich zahlreiche Krokodile und Flusspferde aufhalten. Er pflegt in der Regenzeit stark anzuschwellen; oberhalb Massungu erreicht er das liegende krystallinische Gestein, weiter unterhalb (bei Schangani) jedoch steht an seinen Ufern Thonschiefer an. Der Waldwuchs ist auf seine Uferhänge gebunden. Von einer Flössbarkeit oder sonstigen Verwendung des Flusses auf dieser Strecke kann natürlich keine Rede sein.

Was den Umba anbelangt, der gewissermassen als Grenzfluss Deutsch-Ostafrikas zu betrachten ist, da zwischen seinem Laufe und der mathematischen Grenzlinie nur ein Steppenstreifen liegt, so ist er im Vorlande nur ein ganz unbedeutendes, sechs Meter breites, durchwatbares Flüsschen, das kaum genügt, um seine nächste Umgebung zu bewässern.

Das dazwischen liegende, eigentliche Digoland, hat, wie gesagt, keinen wasserführenden Fluss, sondern ist nur von Regen-

schluchten durchzogen. Zu letzteren gehört der Msembasi mit einzelnen Tümpeln und einem unweit einer Nebenschlucht gelegenen Sumpfe Saru, dessen trinkbares Wasser nie austrocknet und den zahlreiche Fische und Krokodile bewohnen. Letztere wandern, wenn sich in der Regenzeit Wasser in den Bächen befindet, den Msembasi abwärts bis zur Mündung, kehren aber immer rechtzeitig wieder in ihren Sumpf zurück. Von den übrigen Wasserrissen, deren einzelne ziemlich ständig Tümpel enthalten, sind nur der Kombe und Ndoyo zu erwähnen, von deren gemeinsamer Mündung bei Doda oben die Rede war. Die Eingeborenen haben denn auch ziemlich schwer unter Wassermangel zu leiden und müssen ihr Wasser oft sehr weit her holen. So pflegen die Bewohner des Dorfes Kibëuani ihr Wasser aus den volle zwei Stunden weit entfernten Tümpeln des Kombe zu schöpfen. Doch ist dies wohl zum sehr grossen Theil der Indolenz der Wadigo zuzuschreiben, welche es unterlassen, gleich den in ähnlichen Verhältnissen lebenden Wasegua Brunnen zu graben. Ich zweifle nicht, dass Versuche in dieser Hinsicht besonders in den Mulden und in der Nähe der Wasserrisse auf Erfolg rechnen könnten.

Während das Digoland sich im Allgemeinen ziemlich allmählich andacht, schliesst sich südlich vom Sigi an das Jurakalkgebiet eine mehr oder weniger deutlich ausgeprägte, zu etwa 150 Meter ansteigende Stufe an. Dieselbe zieht sich nahezu parallel zur Küste und biegt erst bei Mkusi nach Westen, um eine Strecke weit längs des Ruvu hinzustreichen, welchen sie, zu seinen Fällen Veranlassung gebend, überschreitet. Jenseits des Pangani bildet die Stufe in weitem Bogen den Abfall der Terrasse von Usegua und ist durch den ihr aufgesetzten ansehnlichen Genda-Gendaberg bezeichnet.

Thatsächlich ist also das südlich vom Sigi sich ausdehnende Plateau des Vorlandes von Usambara, die Landschaft Bondëi, nichts Anderes, als eine directe Fortsetzung der Hochebene von Usegua, und weist auch genau denselben geologischen und landschaftlichen Charakter wie diese auf. Das anstehende Gestein ist überall Gneis und krystallinischer Schiefer mit meridionalem Streichen und östlichem Fallen. Das Land ist von ziemlich

unregelmässigen Hügelzügen durchfurcht, aus welchen nur der Mgaraniberg bei Kwa Mhania und der waldige Tonguë, ein Ausläufer Usambaras, hervorragen. Der Boden ist meist ziegelroth, vielfach von schwarzem Humus überlagert und im Allgemeinen fruchtbar; die an den Pangani-Zuflüssen gelegenen Gebiete, also jene bei Lewa und Mruasi, sind vorherrschend Grasland mit eingestreuten niedrigen Bäumen, die sich stellenweise zu jungen, dichten Waldgruppen einigen. Weiter nördlich wird das Land offener, die Bäume vereinzelter, Felder bedecken ausgedehnte Gebiete und werden nur von Baobabs und den dichten Cocoshainen der Dörfer unterbrochen. Die einzelnen durch Kriege entvölkerten Abschnitte dieser Gegend sind mit dichtem Gestrüpp bedeckt und meist pfadlos. Die fruchtbarsten Gebiete Bondëis liegen am Fusse der Usambaraberge. Besonders ist die wasserreiche Bucht von Buiti (Bondëi) und Magila in dieser Hinsicht begünstigt. Hier sind die unbebauten Striche theils von üppiger Krautvegetation, theils von kräftigem, jungem Wald bedeckt, dessen ansehnliche Baumstämme von zahlreichen Lianen umschlungen sind. Einen ähnlichen Charakter weist auch die ehemals dorfreiche, jetzt durch Kriege nahezu entvölkerte Landschaft Misosuë auf.

Der Hauptfluss Bondëis ist der Mkulumusi, der in den Bergen östlich Magilas entspringt, bei Hosa in die Vorlands-Nyika eintritt und zwischen Kalkwänden, in welchen sich die oben erwähnten Höhlen finden, seinen Lauf durch pfadlose Wildnisse fortsetzt, um als Utofu in die Bucht von Tanga zu münden. Die Westecke der Magilabucht, das Gebiet von Buiti (Bondëi) bewässert der Kihuhui mit seinen Nebenbächen, ein Zufluss des Sigi. Als ständig wasserführend ist nur noch der Koreni zu erwähnen, der unweit Mkusi entspringt und bei Kokokuu in die See mündet. Die nördlichen Zuflüsse des Ruvu, die aus der Gegend von Lewa und Mruasi in grosser Zahl abfliessen, führen meist nur in der Regenzeit Wasser.

Ebenso ist dies mit dem Ukumbine der Fall, der, westlich von Umba entspringend, den Hügel dieser Ortschaft umfliesst und als trockene Regenschlucht die Steppe durchschneidet. Selten oder niemals dürfte der Riss des zum Mkulumusisystem gehörenden

Msangasithales Wasser führen, welches besonders in Bezug auf den projectirten Bahnbau von Wichtigkeit ist.

Von einem Wassermangel, wie derselbe in Digo sich bemerkbar macht, ist in Bondëi kaum die Rede, denn selbst den primitiven Brunnenanlagen der Eingeborenen ist es überall dort, wo fliessende Gewässer fehlen, unschwer gelungen, Wasser zu erschliessen. Wie leicht dies mit europäischen Hilfsmitteln geschehen kann, hat das Beispiel der Plantage Lewa zur Genüge erwiesen.

Das Vorland von Usambara wurde ursprünglich vom Süden, von Usegua aus, besiedelt. Die neuen Einwohner, welche nach allgemeiner Tradition das Land bis zum Umbaflusse inne hatten, entwickelten sich jedoch nach und nach zu einem eigenen Stamme, den Wabondëi, die in Sprache und Sitten sowohl von den Wasegua als von den Waschambaa abweichen, diesen beiden Stämmen jedoch nahe verwandt sind. Aus ihrem ursprünglichen Gebiete, das alles Land zwischen Usambara und der Küste umfasste, wurden sie immer mehr zurückgedrängt. An der Küste mussten sie dem Swahilithum weichen, theils direct, indem sie von echten Swahili verdrängt wurden, theils mittelbar, indem sie (wie in Mtangata und Pangani) in dem überlegenen Stamme aufgingen, swahilisirt wurden, allerdings ohne ihre Abkunft gänzlich verleugnen zu können.

Im Inland verdrängte sie der etwa im 16. Jahrhundert erfolgte Einbruch der Wadigo vom Norden aus dem ganzen Gebiete zwischen Umba und Sigi; ja noch weiter südlich haben die streitbaren Wadigo ihre Niederlassungen vorgeschoben, ohne bei den Wabondëi auf nennenswerthen Widerstand zu stossen. Während der politischen Wirren der Sechzigerjahre in Usambara wanderten zahlreiche Waschambaa nach Bondëi aus und bildeten, besonders in den Grenzdistricten von Magila und Misosue, ein kräftiges Bevölkerungselement unter den Wabondëi, welches diese schon an vielen Orten aufgesogen hat. Von Süden her drängen seit Jahrzehnten theils in blutigen Kriegen, theils in ruhiger Auswanderung die Wasegua. Alles Land westlich vom Tonguëberg ist schon in ihrem Besitze und bei Magila besitzen sie ihre nördlichsten Vorposten. Dabei macht sich der Einfluss des Swahilithums und des Islam auf Sprache und Sitten immer mehr geltend,

und die Zeit ist wohl nicht mehr allzuferne, wo die Wabondëi aufgehört haben werden, als besonderer Stamm zu existiren.

Der Name des Landes „Bondëi", aus welchem der des Stammes abgeleitet ist, kann sehr wahrscheinlich als Zusammenziehung von „Bondeni" (in der Niederung) aufgefasst werden, was ja auf die geographische Lage vollkommen passt. Das einzige, was gegen diese Erklärung einzuwenden wäre, ist der Umstand, dass der Ton des Wortes „Bondëi" immer auf dem o liegt. Der Stammesname „Wabondëi" hat jedoch stets den Ton auf dem e.

Politisch gehörten die Wabondëi früher zum Reiche Kimueri's von Usambara, gegenwärtig erkennen die am Fusse der Berge Lebenden Kipanga nominell an, die Uebrigen sind unabhängig und in kleine Gemeinden zersplittert. Die Küstenleute pflegen sie mit besonderer Vorliebe als „Waschensi" (Wilde) zu bezeichnen. Die Wabondëi haben sich daran schon so gewöhnt, dass sie diese Bezeichnung nicht mehr übelnehmen. Ja, ein Mbondëi, der um seinen Stamm befragt wird, gibt nicht selten zur Antwort: „Mimi mschensi" (ich bin ein Wilder). Dieser Umstand hat bei europäischen Reisenden die Ansicht hervorgerufen, dass thatsächlich ein Stamm der Waschensi existire, ein Irrthum, dem auch ich in meiner ersten Veröffentlichung über Usambara verfiel. Thatsächlich kann von einem solchen Stamme nicht die Rede sein, und alles, was im Vorlande als „Waschensi" im engeren Sinne bezeichnet wird, gehört dem Stamme der Wabondëi an.

Die Sprache desselben, das Kibondëi, gehört dem Bantustamme an und hat manche Aehnlichkeit mit dem Kiswahili, lässt sich aber doch nicht als Dialekt desselben auffassen. Um die Erforschung der Kibondëi hat sich Rev. Mr. Woodward von der englischen Mission in Magila besondere Verdienste erworben.*) Nach seinen Studien ist die Abwandlung der Verben nahezu gleichlautend mit der im Kisegua, (Zégula) und man kann viel mehr Worte und Satzwendungen finden, die mit Kisegua und Kischambaa übereinstimmen, als solche, die sich an Kiswahili anlehnen. Kiswahili ist im Lande jedoch sehr verbreitet, fast alle Männer können sich, wenn auch nur mangelhaft, darin ausdrücken,

*) Rev. H. W. Woodward, Collections for a handbook of the Boondéi-language. London, Society for promoting christian knowledge, 1882.

und es gibt wohl nur mehr Weiber, die gar nichts von der Küstensprache verstehen.

Die Wabondëi sind mittelgross, ziemlich gut gebaut und eher schlank als stark. Unter jungen Leuten findet man nicht unschöne Individuen, die alten pflegen von abschreckender Hässlichkeit zu sein. Die Farbe ist ein ziemlich dunkles Braun. In den Gesichtszügen ist der breite Negertypus ähnlich wie bei den Wasegua ziemlich augenscheinlich. Im Charakter der Wabondëi spricht sich Unselbstständigkeit in noch höherem Grade wie bei den Küstennegern aus. Aus dieser entspringt ihre geringe Tapferkeit, worin sie den Waschambaa bedeutend nachstehen, und auch ihre Unzuverlässigkeit, die sie unter Anderem immer wieder veranlasst, sich übernommenen Verpflichtungen durch Fortlaufen zu entziehen. Doch spricht sich in ihrem ganzen Wesen eine gewisse, unleugbare Herzensgüte aus, die sie auch edleren Regungen zugänglich macht. Ja, unter den wenigen Bantunegern, bei welchen ich eine wirklich vornehme Gesinnung angetroffen, befanden sich Wabondëi.*)

Als Stammesmarke der Wabondëi (Sale) dient eine Anzahl kleine Einschnitte, die in die Haut beider Oberarme eingeritzt werden. Manchmal wird auch eine dünne Linie über die Mitte der Stirne nach der Nasenspitze eingeschnitten und zwei Querschnitte auf jeder Schläfe angebracht. Die gewöhnliche Kleidung besteht bei Männern und Weibern aus einem Streifen Baumwollenzeug, der um die Hüften geschlungen wird. Die Perlschnur (Koa), die von Weibern darunter getragen wird, ist wahrscheinlich ein Ueberrest der früheren noch einfacheren Tracht. Die Weiber pflegen den Schädel kahl zu rasiren und nur vorne einen Haarschopf stehen zu lassen, den sie in kleine Zöpfchen flechten. In das durchbohrte Ohrläppchen werden Rollen von Holz mit Bleirand oder von gebranntem Thon oder aufgerollte Blätter im Durchmesser von bis zu zwei Centimeter eingezwängt. An Armen und Beinen tragen die Weiber Messing- oder Bleiringe, um den Hals Perlenschnüre. Vielfach, und besonders bei festlichen

*) Ich denke hier vor Allem an meinen treuen Wadimuamba, der 1888, als Dr. Meyer und ich von aller Mannschaft verlassen waren, in uneigennützigster Weise bei uns aushielt.

Gelegenheiten (wie Märkten) beginnt die Küstentracht Eingang zu finden und wird von Männern und Weibern mit Vorliebe getragen. Die vordersten Schneidezähne werden manchmal nach Art der Waschambaa ausgesplittert.

Die Dörfer liegen in Complexen, stets in Hörweite voneinander, um sich bei Ueberfällen rasch durch Trommelsignale und Rufe verständigen zu können. Die wichtigsten Complexe sind die folgenden: die Tonguë- oder Lewadörfer, die östlich und nördlich vom Tonguëberg liegen und bei Kwambota an die Wasegua grenzen. Das älteste Dorf darunter ist Kilimanjaro, im Uebrigen war der District früher unbewohnt und wurde erst unter Seyd Saïd besiedelt. Dieser setzte einen seiner Sklaven, einen Mhiao (den Vater des heutigen Jumbe von Lewa), dort als Häuptling ein und errichtete ein kleines Fort auf einer Vorkuppe des Tonguëberges. Dasselbe wurde erst Mitte der Sechzigerjahre von seiner Beludschengarnison verlassen und ist gegenwärtig kaum mehr als Ruine vorhanden. Weiter nördlich liegen die Dörfer von Kwa Mhania und Mkusi, am Bergrande die von Buiti und Magila. Nördlich von Mkusi liegen die Complexe von Mkumbi (Msalaka), Umba und Bombuera, das nördlichste Wabondëidorf gegen die Wadigo zu. Westlich von diesem liegt noch der District von Misosuë mit starken Waschambaabeimischungen. Zwischen diesen Hauptcomplexen liegen noch mehrere kleinere, oft reiht sich Dorf an Dorf, streckenweise und besonders an den Grenzen dehnen sich aber auch unbewohnte und nahezu pfadlose Striche aus.

Jedes Dorf ist von einer Hecke umgeben, welche die Wabondëi in ein undurchdringliches Gestrüpp verwandeln. Zu diesem Behufe schneiden sie die jungen Bäume, die um das Dorf herumstehen, halb durch und biegen sie nach abwärts, wodurch sie keineswegs absterben, sondern neue Zweige nahe am Erdboden ansetzen, welche, verbunden mit dazwischen gepflanztem Dorngesträuch, jeden Durchgang scheinbar unmöglich machen. Dennoch besitzen die Dorfinsassen ihre geheimen Schlupfe, welche sie im Nothfalle zur Flucht benützen. Der Eingang ist meist nur an einer Stelle möglich und durch starke, oft doppelte trapezförmige Thore gesichert, an deren Seiten ein Pfostenzaun sich

bis zum Beginn der Hecke hinzieht. Die Thore werden Nachts fest verrammelt, bei denselben sind längs des Zaunes Gruben ausgehoben, die den Schützen bei Vertheidigung des Dorfes als Deckung dienen. Oft springt auch ein Theil des Zaunes vor, um ein seitliches Bestreichen des Heckenrandes zu ermöglichen. Nahe am Eingange liegt eine offene Wachthütte, die den Kriegern Nachts als Aufenthalt dient und wo dieselben, wenn Kriegsbefürchtungen vorliegen, Nachts rauchend beim Feuer sitzen.

Im meist kreisförmigen Innenraum liegen zwischen Cocospalmen die Hütten des Dorfes in geringer Zahl (acht bis dreissig) unregelmässig verstreut. Die Häuser haben den Grundriss eines an den Kanten abgerundeten Rechtecks, bilden also einen Uebergang von der Rund- zur viereckigen Hütte. Die Wände sind aus Zweiggeflecht, das mit Baobabstricken gefestigt ist, mit Lehmfüllung, das Dach besitzt einen First und ist aus Gras.

Will Jemand ein Haus bauen, so schneidet er erst die dazu benöthigten Stangen, wobei er wohl acht hat, diese Arbeit bei zunehmendem Monde auszuführen, denn wenn sie bei abnehmendem Monde geschehen würde, so würden die Stangen bald faulen, während sie im anderen Falle für sehr dauerhaft gelten. Dann fordert er seine Dorfgenossen auf, ihm beim Bau zu helfen. Sobald das Stangengerüst fertig ist, wird das Gras geschnitten und getrocknet und das Dach gedeckt. Dann wird der Lehm aufgeweicht, wozu Weiber das Wasser herbeischaffen, und die Füllung angefertigt. Sobald das Haus vollendet, was lange genug dauert, pflegt der Besitzer den Freunden, die beim Bau mitgeholfen, ein Festmahl zu geben. Im Allgemeinen sind die Häuser mangelhaft gebaut und bieten bei dem Mangel an Luftzug einen nach unseren Begriffen wenig behaglichen Aufenthalt.

Im Nahrungserwerb spielen Jagd und Fischerei nur nebensächliche Rollen. Erstere wird mittelst Schlinge und Gruben, wohl auch mit Bogen, Pfeil oder Gewehr betrieben und liefert manchmal eine Antilope als Beute, letztere in den Flüssen, und zwar hauptsächlich mit einer narkotischen Pflanze, „Utupa" genannt, durch welche die Fische betäubt werden. Diese Pflanze, ein Schmetterlingsblüthler, wird ziemlich häufig in Bondëi angepflanzt und auch nach der Küste an Fischer verkauft.

An Rindern waren die Wabondëi früher reich, doch haben sie erst die Wadigo, dann die Waschambaa und zuletzt die Massai, verbunden mit Seuchen, ihres ganzen Viehstandes beraubt.

An Kleinvieh besitzen sie Ziegen und Schafe, doch in nicht bedeutenden Mengen; wer über sechs Stück verfügt, gilt schon als vermögend, im Allgemeinen besitzt ein Familienvater drei bis vier Stück. Die Heerden eines oder auch mehrerer Dörfer werden gemeinsam auf die Weide getrieben, wobei die jungen Söhne der Besitzer abwechselnd das Hüteramt versehen. Besitzt Jemand keinen Sohn, so muss er an dem Tage, wo ihn die Reihe trifft, selbst hüten.

Hühner sind, wie überall, so auch in Bondëi anzutreffen, aber ziemlich klein und verkümmert. Enten sind seltener, aber doch überall vorhanden. Wie so häufig in Afrika, scheinen sie des Wassers nicht zu bedürfen, sondern leben stets am Lande. Tauben findet man in einzelnen Dörfern; am Fusse der Usambaraberge pflegt man auch Bienen in gespaltenen Holzpflöcken zu züchten, die einen dunklen Honig liefern. Hunde sind überall gemein und nähren sich von den ekelhaftesten Abfällen, Katzen sieht man seltener.

Die wichtigste Beschäftigung ist der Ackerbau. Die Hauptnahrung liefert der Mais, doch wird auch Sorghum und Reis in grossen Mengen hauptsächlich für den Export nach der Küste angebaut. Cocospalmen sind in der Umgebung der Dörfer häufig und werden weniger zur Kopra-, als zur Palmweinerzeugung benützt. Tabak wird überall, aber in nicht bedeutenden Mengen angebaut, ebenso Zuckerrohr, Kürbisse und Tomaten. Ricinus und rother Pfeffer schiessen halb wild in der Umgebung der Dörfer hervor, Papaiabäume ragen überall aus den Feldern auf. Die Sesamcultur beginnt sich erst nach und nach einzubürgern.

Der Vorgang bei Anlage von Kornfeldern, die oft auf weite Strecken das Land bedecken, ist der folgende: Im Januar und Februar, sowie in der ersten Hälfte März wird das Land geklärt und werden die Busch- und Grasflächen in Brand gesetzt. Lodernde Brände mit mächtigen Rauchsäulen ziehen dann prasselnd über die Hügelwellen und breiten sich auch über die benachbarten Steppenlandschaften aus, welchen sie, besonders bei Nacht, ein eigenartiges,

echt afrikanisches Aussehen geben. Dann wird das Land zur Saat umgeackert und mit dem Beginn der Regen — gegen Mitte März — zieht die ganze Familie aufs Feld, um zu säen. Kleine Hütten werden in den Feldern errichtet, wo die Feldarbeiter Schutz vor dem Regen suchen, gegen welchen sie, wie alle Neger, sehr empfindlich sind. In den Hütten brennen stets kleine Feuer, wo die frierenden Schwarzen sich wärmen und ihre Maiskolben zu rösten pflegen.

Sobald das Getreide emporschiesst, werden Stangengerüste in den Feldern errichtet, auf deren Höhe man Knaben postirt, die unaufhörlich singen und Lärm machen müssen, um die Vögel und Wildschweine zu verscheuchen. Dies, sowie Unkraut jäten, ist die einzige Beschäftigung der Leute bis zur Erntezeit. Während Getreide vorzugsweise auf den Hügelhängen gebaut wird, liegen Reisfelder stets in Niederungen und Thälern; zwischen den Reispflanzen wird stets etwas Mais ausgesäet.

Die Hauptnahrung ist der Maisbrei (Ugali), welchem, wie an der Küste, eine scharfe Gemüsesauce (Mchusi) beigegeben ist. Mit Fleischnahrung sieht es freilich schlecht aus. Höchstens kommen getrocknete, wenig appetitliche Seefische, die auf den Märkten erstanden werden, vor. Schon ein Hühnchen gilt jedoch als solcher Luxus, dass es oft von zehn bis zwölf Personen gemeinsam verzehrt wird. Der Genuss dicker, gebackener Heuschrecken wird keineswegs verschmäht. Ochsen werden manchmal ins Land gebracht, geschlachtet und auf den Märkten stückweise verkauft, Ziegen und Schafe werden nur bei Festlichkeiten genossen. Bemerkenswerth ist das bei Bantustämmen Ost- und West-Afrikas häufig wiederkehrende Speisegesetz, welches gewissen Personen den Genuss von Hühnerfleisch untersagt. Bei den Wabondëi ist dies bezüglich der jungen, unverheirateten Mädchen der Fall, die kein Huhn essen, ja ein solches nicht einmal schlachten dürfen. Wie ich erfuhr, kommen jedoch Fälle von Uebertretungen nicht selten vor. Bezüglich der anderen Thiere hat sich die mohammedanische Sitte der Tödtung durch Halsabschneiden eingebürgert. Noch andere Speisegesetze bestehen. So wird fast jedem Kinde von seinem Vater verboten, das Fleisch eines bestimmten Thieres (Mwiko genannt) zu essen. Gebräuchliche „Miiko" sind Büffel, Antilopen und anderes Wild.

In den Ueberlieferungen der Wabondëi finden sich, nach Yorke, Andeutungen, die auf das frühere Bestehen des Canibalismus hindeuten, in der Form, dass die Leber gefallener Krieger verzehrt wurde, um sich damit die Kraft und den Muth des Verstorbenen anzueignen. Auch das Herz eines Löwen oder Leoparden wird aus ähnlichen Gründen verzehrt.

Der Palmwein wird in derselben Weise wie an der Küste bereitet und in bedeutenden Mengen genossen. Schwer Betrunkene kann man fast täglich sehen, darunter auch Weiber und Kinder.

Weniger berauschend und überhaupt ein angenehmeres Getränk ist Zuckerrohrpombe, der jedoch minder beliebt ist. Tabakrauchen ist allgemein, Betelkauen nur vereinzelt üblich. Die Tabakspfeife besitzt einen netten schwarzen Thonkopf, das Holzrohr ist meist lang und wird ziemlich rein gehalten.

Den Verkehr mit der Küste unterhalten die Wabondëi theils direct, indem sie sich mit ihren Producten dahin begeben, theils, und zwar vorzugsweise durch Abhaltung von Märkten, die von Küstenleuten besucht werden. Ja, einige der Letzteren halten sich ziemlich ständig im Lande auf, in neuester Zeit hat sich sogar ein indischer Händler (Banyan) in Magila niedergelassen.

Die Märkte werden an bestimmten Plätzen alle acht bis neun Tage in den Vormittagsstunden abgehalten. Jeder Dorfdistrict besitzt mindestens einen Marktplatz, die wichtigsten sind jene von Magila und Bombuera, die auch den Verkehr mit den Nachbarstämmen (Wadigo und Waschambaa) vermitteln. Andere Märkte sind bei Mkusi, Tschogwe, Madanga, Amboni u. s. w.

Die Märkte sind ziemlich stark besucht und bieten durch das dichte Gewühl festlich gekleideter Menschen einen belebten, fröhlichen Anblick, der mich lebhaft an die Märkte der Bakongo am unteren Kongo erinnerte. In der Mitte des von dem strahlenden Lichte der Tropensonne beschienenen Platzes kauern in langen Reihen die heftig feilschenden Weiber mit ihren kahlen Schädeln, bunten Kattuntüchern und Perlenketten um den Hals. Sie verkaufen die Früchte des Landes, die sie in Körben vor sich stehen haben: vor Allem Sorghum und Mais, aber auch alles Andere, was der Boden Bondëis hervorbringt. Am Aussenrande vertheilen sich die Männer, die Kleinvieh zum

Verkauf an die umstehenden Bäumchen gebunden haben und daneben auch die einfachen landesüblichen Geräthe und Waffen feilbieten. Dort haben auch die Swahilihändler ihren Kram ausgebreitet, bunte, vorzugsweise blaue Baumwollstoffe, Glasperlen, Seife, Salz, Fische, Messingdraht, Messer und allerlei kleines Geräth, das der Mbondëi von der Küste zu beziehen pflegt. Den Verkehr vermitteln Kupferpesa, doch auch Rupies und besonders Maria Theresienthaler sind schon überall gangbar. Dabei wird massenhaft Palmwein vertilgt, der in mächtigen braunen Kalebassen zum Verkaufe kommt. In



Hammer zum Ablösen der Baobabrinde.

den ersten Nachmittagsstunden kehrt Alles in die Dörfer zurück, und der Marktplatz liegt wieder öde und ausgestorben.

Die Geräthe der Eingeborenen sind einfach, aber ziemlich dauerhaft hergestellt. Ihre Anfertigung obliegt den Männern. Nur Töpferei ist Weiberarbeit und liefert die grossen, schwarz gebrannten Thongefässe, die zum Kochen und Wassertragen dienen.

Betten sind allgemein, sie gleichen jenen der Swahili und bestehen aus einem rohen, auf vier Beinen stehenden, mit Schnüren

überspannten Rahmen. Die Schnüre werden jedoch nicht aus Cocosfaser, sondern aus der Faser des Baobabs (Mbuyu) gefertigt. Um dessen Rinde abzulösen, besitzen die Wabondëi einen eigenen, rohen Hammer aus hartem Rothholz. Andere Stricke werden aus den Fasern einer aloëähnlichen Pflanze oder aus jenen der Banane gewonnen. Alle Eisengeräthe, Spitzhauen, Pfeilspitzen, kurze Schwerter, Speerklingen werden von eingeborenen Schmieden mit vielem Geschick angefertigt. Ja sogar krumme Swahilisäbel verstehen diese gut nachzuahmen. Die Stiele der Waffen und Geräthe, sowie kleine dreibeinige Stühlchen, Holzlöffel und Kämme verfertigen die Männer selbst nicht ungeschickt, aber mit unglaublicher Langsamkeit. Zum Glätten der Oberfläche der Holzgeräthe benutzen sie ein rauhes Blatt. Auch ganz hübsche Körbe und Matten werden hergestellt.





Stuhl.

Ueber das innere Leben der Wabondëi wäre es mir wohl schwer geworden, etwas zu erfahren, wenn mir nicht die Missionäre der „Universities Mission to Central Africa", die über langjährige Erfahrung verfügen, darin wesentlichen Beistand geleistet hätten. Besonders Rev. Mr. Woodward in Magila, wohl der beste lebende Kenner der Wabondëi, hat mich durch mannigfache Mittheilungen aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen, sowie dadurch verpflichtet, dass er mir gestattete, die älteren Zöglinge der Mission (Wabondëi) in diesem Sinne zu befragen. Er machte mich auch auf einen fast verschollenen Aufsatz des verstorbenen Rev. Mr. Yorke*) aufmerksam, der in der wenig bekannten und inzwischen eingegangenen Zeitschrift „Mission-Life" erschienen, von der wissenschaftlichen Welt nicht beachtet wurde. Auf Grund dieser Materialien, welchen ich mich nachfolgend im Wesentlichen an-

*) The Waboondei: Their social habits and customs. By the late Rev. C. Yorke, of the Universities Mission to Central Africa. (Mission Life, Vol. XI, 1880.)

schliesse, wurde es mir natürlich verhältnissmässig leicht, controlirende und ergänzende Beobachtungen zu machen.

Bei der Geburt eines Menschen werden mancherlei Gebräuche beobachtet. Von dem Zeitpunkt an, wo sich die Wehen einstellen, bis zur erfolgten Niederkunft darf der Vater nichts essen. Mutter und Kind dürfen die Hütte sechs Tage lang nicht verlassen, wobei erstere nur Fleisch geniesst; erst am siebenten Tage wird das Kind dem Vater gezeigt. Dieser gibt dem Kinde einen Namen, bringt Bananen und einen Korb, sowie Zeug zum Tragen des Kindes und schickt seinem Schwiegervater eine Ziege als Geschenk.

In Bezug auf Personennamen herrscht in Bondëi grosse Verwirrung. Der eigentliche, dem Kinde beigelegte Name wird nach jenem der Grosseltern gegeben. Daneben hat Jedermann noch mehrere Ruf- und Spitznamen, doch bleibt der ursprüngliche Name sein eigentlicher, bis er selbst Vater wird. Dann vollzieht sich eine eigenthümliche Namensänderung. Bekommt Jemand z. B. einen Sohn, den er Mbuyu nennt, so heisst er selbst dann Sembuyu und die Mutter Mambuyu. Angenommen, Mbuyu heiratet und nennt seinen Erstgeborenen Ponda, so heisst er dann Seponda, seine Frau Maponda. Angenommen, Seponda heiratet eine zweite Frau, die ihm einen Sohn Namens Kalata gebärt, so bleibt Seponda deshalb doch Seponda und nur seine zweite Frau ändert ihren Namen in Makalata. Alles gilt stets nur vom Erstgeborenen, alle übrigen Kinder bleiben auf die Namen der Eltern ohne Einfluss.

Kindesmord ist auch in Bondëi sehr häufig. Zwillinge, sowie Kinder, deren obere Schneidezähne zuerst wachsen, werden als unglückbringend getödtet. Dasselbe geschieht mit Kindern von Müttern, welche die religiösen Ceremonien „Kiuanga" und „Kimbissi" nicht durchgemacht haben.

Knaben werden im zweiten Jahre beschnitten, ohne dass dabei besondere Gebräuche in Anwendung kämen. Ihre Hauptbeschäftigung ist das Hüten der Heerden des Vaters, doch müssen sie sobald als möglich auch bei anderen Arbeiten mithelfen. Die Mädchen werden ebenfalls schon frühzeitiger in den Obliegen-

heiten einer Bondëihausfrau unterwiesen und können mit zwölf Jahren oft schon ebensoviel leisten wie eine erwachsene Frau. An den verschiedenen Spielen, von welchen später die Rede sein wird, betheiligen sich die Knaben mit Vorliebe; auch fertigen sie kleine Bogen und Pfeile, sowie Knallbüchsen aus ausgehöhlten Zweigen an. Kleine Mädchen dagegen spielen mit Puppen, als welche ihnen gar mancherlei, besonders auch Cocosnüsse dienen, die sie zärtlich in den Armen wiegen oder in einem Tüchlein am Rücken tragen. Dabei pflegen sie in einem kleinen Mörser mit Ernst und Eifer Getreide zu stampfen.

Knaben und Mädchen, die etwa das zwölfte Jahr erreicht haben, wohnen nicht mehr in der Hütte der Eltern, sondern werden, nach den Geschlechtern getrennt, in besonderen Hütten untergebracht, was, wie mir mitgetheilt wurde, aus Sittlichkeitsrücksichten geschieht.

Sobald ein Jüngling das Alter erreicht hat, welches ihn befähigt, in den Kreis der erwachsenen Leute zu treten, hat er mit Altersgenossen die Ceremonie des Galo durchzumachen, deren wesentlicher Bestandtheil in der Anbringung der Stammesmarke besteht. Der Zauberdoctor (Mganga), der die betreffende Operation vollzieht, verbindet dem jungen Manne (Mfefelazi) die Augen und sagt ihm, dass die Vögel kämen, um ihn mit dem Schnabel zu ritzen, wobei er die Haut mit dem Messer ritzt.

Sobald dies vollendet, begeben sich die Knaben mit dem Zauberdoctor in die Wildniss und errichten dort kleine Hütten, wo sie zu verweilen haben, um ihrerseits in verschiedenen Zauberkünsten unterwiesen zu werden. Sie dürfen während dieser Zeit kein Küstenzeug tragen, sondern nur einen Streifen Rindenzeug (Kisambo) um die Lenden, an welchem hinten ein künstlicher Schweif (Mwengo) von Haaren herabhängt. Der Körper wird mit weissem Kalk oder Asche eingestrichen. Aus Ziegenfell machen sich die jungen Leute Bärte, die sie mit Schnüren anbinden, um die Beine schlingen sie Bänder mit Schellen und tragen Glocken in der Hand. In diesem Aufzuge wird fast unausgesetzt getanzt und gesungen, die nothdürftigste Nahrung wird von den Angehörigen am Wege nach ihrem Aufenthaltsorte aufgestellt; der Aufenthalt im „Galo" dauert von

einigen Tagen bis zu einem Monate. Diese Sitte, die bei Freien und im Lande geborenen Sklaven Anwendung findet, muss Jeder mitmachen, der in die Reihe der Männer treten will. Anderenfalls werden seine etwa geborenen Kinder als unrechtmässig betrachtet und getödtet.*)

Dem Galo der jungen Männer entspricht das Kiuanga der Mädchen. Dasselbe findet statt, wenn man ein Mädchen als erwachsen erklären will, fällt jedoch keineswegs immer mit den Eintritt der Pubertät zusammen. Auch hierbei wird die Stammesmarke in gleicher Weise angebracht. Dann begeben sich die Mädchen splitternackt mit einer „weisen Frau" in den Wald, wo sie sechs bis acht Tage verweilen. Doch können sie während dieser Zeit manchmal nackt ins Dorf zurückkehren, um etwaige Verrichtungen zu besorgen. Der Schlusstanz, der alles junge Volk der Umgebung vereint, findet im Dorfe statt. Dabei sitzen die Mädchen nackt in der Dorfhecke auf den ausgestreckten Beinen ihrer Mutter, werden am Körper und im Gesichte mit weissen Zeichnungen bemalt und müssen später laufend glühende Kohlen in der Hand durchs Dorf tragen. Dies dauert ein bis zwei Tage, während welcher Alles, was Beine hat, tanzt und sich am Palmweingenuss ergözt. Vor der Hochzeit haben die Mädchen noch eine ähnliche Ceremonie, Namens Kimbissi, durchzumachen, wenn sie nicht befürchten sollen, ihre Kinder als unrechtmässig ausgesetzt zu sehen.

Will ein junger Mann ein Mädchen heiraten, so schickt er dem Vater desselben ein kleines Geschenk, etwas Palmwein, einen Korb mit Reis oder Aehnliches. Wird dies angenommen, so gilt er gewissermassen als verlobt und einige Monate später wird der Brautpreis, bestehend aus Kleinvieh, Zeug und Geld bestimmt und abgezahlt, worauf die Hochzeit stattfinden kann.

Braut und Bräutigam, die bisher getrennt im Knaben-, beziehungsweise Mädchenhause untergebracht waren, begeben sich eines Morgens in Begleitung ihrer Freunde und Freundinnen nach der für sie bestimmten Hütte, wo sie auf zwei gegenüber-

*) Ich möchte an dieser Stelle auf die grosse Uebereinstimmung des Galo mit ähnlichen Gebräuchen westafrikanischer Bantuneger, wie der Nkimba der Bakongo hinweisen.

stehenden Betten Platz nehmen. In dieser Stellung müssen sie vier bis fünf Tage aushalten, ohne feste Nahrung einzunehmen, und sollen die Hütte nicht verlassen, in welcher ein mächtiges Feuer unterhalten wird. Erst am letzten Tage wird eine Mahlzeit gebracht, bei welcher die junge Frau zum erstenmale im Leben Hühnerfleisch isst. Dann lässt sich das Paar vor der Hütte nieder, Getreide wird als Symbol der Fruchtbarkeit über ihre Häupter gestreut und mit Flintenknallen und Tanz endet das Fest. Vielweiberei ist gestattet, doch nicht sehr verbreitet.

Auf den Schultern der Weiber ruht die häusliche und ein grosser Theil der Feldarbeit. Sie müssen in den Thonkrügen das Wasser oft recht weit herholen, Feuerholz anmachen und die Nahrung herrichten und kochen. Auch Töpferei obliegt ihnen. Das Enthülsen der Getreidearten besorgen sie in grossen Holzmörsern durch Stampfen mit ziemlich schweren, fast mannshohen Stösseln. Meist arbeiten zwei Weiber gemeinsam, die, oft mit dem Kindlein am Rücken, mit eigenartig kraftvollem Schwung den Stössel handhaben. Das feinere Enthülsen geschieht dann in flachen Körben durch Schütteln, Mehl wird zwischen Steinen gerieben. Im Allgemeinen ist die Stellung der Frau keine ungewöhnlich schlechte, Fälle von Misshandlungen sollen selten vorkommen.

An Krankheiten sind Fieber die verbreitetsten, doch sind die Wabondëi im Allgemeinen eine ziemlich gesunde Rasse, sollen jedoch kein sehr hohes Alter erreichen. Geschwüre, besonders an den Beinen, sind häufig. Auffallend war mir die relativ grosse Zahl von Stotteren, deren ich unter Wabondëi mehr antraf als bei einem anderen, mir bekannten Stamme Afrikas. In Krankheitsfällen pflegt man sich durch Heilmittel, welche meist der Pflanzenwelt entnommen sind und unter welchen Ricinus eine grosse Rolle spielt, zu helfen. Wird damit keine Wirkung erzielt, so muss die Kunst des Zauberdoctors herhalten. Richtet auch diese nichts aus, so gilt der Kranke als unheilbar, wird jedoch bis an sein Ende gepflegt. Nur bei ganz alten und gebrechlichen Personen soll es vorkommen, dass man ihr Ableben durch Erwürgen oder Ersticken beschleunigt.

Die Begräbnisssitten lehnen sich äusserlich sehr an die mohammedanischen Küstengebräuche an, besitzen aber doch

manches Eigenartige. Sobald der Tod eingetreten, wird der Leichnam gewaschen, in Tücher gehüllt und auf ein Bett gelegt, worauf die Anwesenden zu jammern beginnen. Trommeln werden gerührt, und wenn der Verstorbene ein angesehener Mann war, so werden auch Flintenschüsse abgefeuert, und Männer mit gezogenen Schwertern laufen meist paarweise, laut schreiend im Dorfe umher. Dies dauert an, bis das Grab ausgehoben ist, woran die Angehörigen und anderen Dorfinsassen mithelfen. Das Grab hat ein bis zwei Meter Tiefe und besitzt an einer Seitenwand eine Höhlung, in welche der Körper gelegt wird. Wenn das Grab vollendet ist, wird der Leichnam auf einem Bette aus dem Hause getragen, wobei am Hausthore Trommeln geschlagen und Antilopenhörner geblasen werden. Sobald der Todte ins Grab gesenkt ist, wird eine Ziege geschlachtet und alle Anwesenden erheben ein lautes Jammergeschrei. Dann wird noch etwas Mais aufs Grab gestreut und Alles eilt zum Leichenmahl, welches aus Ugali und Ziegenfleisch besteht. Zu den Kosten desselben liefern alle Trauergäste Beiträge. Den Schluss bildet ein Tanzfest, welches oft tagelang andauert.

Falls ein Verstorbener keine andere Verfügung getroffen, wird seine Hinterlassenschaft der Witwe zugesprochen. Hinterlässt er nichts, so wird die Witwe von den Angehörigen erhalten, bis sie einen zweiten Mann findet. Letzterer wird ihr nicht selten durch den Häuptling und den Dorfältesten zugewiesen, falls sie nicht als Witwe bei ihren Verwandten bleiben will.

Wie die meisten Bantuneger, so befleissen sich auch die Wabondëi einer gewissen Höflichkeit untereinander. Vor Allem begrüssen sie sich durch ein längeres, durch viele hm, hm unterbrochenes Grussgespräch. Auch sind sie in gewissem Sinne gastfrei, wenigstens derart, dass Jeder, der Leute bei einer Mahlzeit trifft, ohneweiters daran theilnehmen kann. Besondere Freundschaften werden durch Austausch kleiner Geschenke geschlossen.

Unter den geselligen Erheiterungen, die besonders die Jugend erfreuen, sind zuerst die Spiele zu nennen. Das durch ganz Mittel-Afrika verbreitete Brettspiel (hier, wie im Kiswahili kurzweg „bao" genannt) findet sich auch im Bondëilande. Es besteht aus einem Brett, in welches in zwei Reihen vierzehn kleine

Vertiefungen eingeschnitten sind; an jedem Ende befindet sich eine grössere Vertiefung. Gespielt wird mit glänzenden Fruchtkernen, die in die einzelnen Vertiefungen verstreut werden. Bei einem anderen Spiele, Namens „Gongo", das besonders zur Erntezeit üblich ist, stehen sich zwei Spieler gegenüber. Der Eine führt eine elastische Cocosblattrippe (Nkambi) und trachtet den Anderen zu treffen, während dieser die Hiebe mit einem Stocke zu pariren sucht. Gelingt ihm das, so erntet er das gellende Beifallsgeschrei der umstehenden Weiber, im anderen Falle schneidet die Rippe tiefe Striemen in sein nacktes Fleisch.

Von den Musikinstrumenten ist jedenfalls das sogenannte „Vilangwe" *) am merkwürdigsten, das nicht nur in Bondëi, sondern auch in Ost-Usambara verbreitet ist, wo sich überhaupt viele Anklänge an Bondëisitten finden. Es befindet sich stets an dem Dorfthore und besteht aus zwei grünen Bananenstämmen, die parallel auf den Boden gelegt werden. Darüber legt man flach abgerundete Holzscheite; die Zwischenräume werden durch kleine Pflöcke freigehalten. Auf diesem primitiven Cymbal pflegen halbwüchsige Jungen mit Schlägeln erstaunlich geschickt zu trommeln. Durch Verschieben und Vertauschen der Holzscheite wird das Instrument gestimmt, worauf ein Junge, sich niederkauernd, das Spiel beginnt und der andere, ihm gegenübersitzende, mit ganz wunderbarer Taktfestigkeit und Präcision einfällt. Das Instrument klingt sehr angenehm und lässt sich am ehesten dem Cymbal der Zigeunermusiken vergleichen. Besonders von ferne gehört, erinnert es auch lebhaft an die Holztrommeln, die in Kamerun und am oberen Kongo üblich sind und bekanntlich einer ausgebildeten Trommelsprache dienen. Dieser Anklang, sowie der Umstand, dass die Wabondëi ihr Vilangwe zu Zeiten zu rühren pflegen, wo man sonst gerade nicht zu erheiternden Spielen aufgelegt ist, brachte mich auf den Gedanken, dass es sich auch hier, wenigstens theilweise um etwas Aehnliches handeln könne. Dies wurde mir auch bestätigt, und zwar nicht nur durch mündliche Aussagen, sondern auch durch die Erfahrung. So ergriff z. B. der Häuptling Hungura von

*) Vilangwe ist Kibondei und eine Singularform.

Maramba bei Herannahen meiner Karawane die Flucht und liess nur seinen Sohn mit einigen Leuten zurück. Als dieser unsere friedlichen Absichten erkannt hatte, erklärte er, er wolle den alten Häuptling rufen; dies geschah mit dem Vilangwe, das von einem anderen Dorfe aus beantwortet wurde, worauf sich Hungura einstellte und mir ausdrücklich bestätigte, dass er durch das Vilangwe verständigt worden sei. Ob es sich allerdings um eine förmliche Geheimsprache, wie in West-Afrika, oder nur um ein ausgebildetes Signalsystem handelt, bleibt zweifelhaft. Jedenfalls ist die Verwendung des Instrumentes zu diesem Zwecke im Erlöschen begriffen und in Bondëi nur mehr sehr wenigen, in Ost-Usambara auch nur einzelnen Leuten geläufig, während sehr Viele es als reines Musikinstrument zum Vergnügen zu spielen verstehen.



Tscharra.

Das „Swahili-Clarinet", Zomari, wird in Bondëi vielfach angefertigt und mit Geschick gespielt. Besonders bei festlichen Aufzügen darf es mit seinem näselnden, an den Dudelsack erinnernden Klange nicht fehlen. Grössere Häuptlinge halten sich sogar eigene Pfeifer, die man an kurzärmeligen Hemden mit rothen Aufschlägen und langhaarigen Perücken von Affenfell erkennt. Trommeln, sowohl einfach als doppelt bespannte, dienen als Begleitung beim Tanz und werden mit vieler Taktfestigkeit gerührt. Als Signaltrompeten werden Hörner der Kuduantilope benutzt. Noch sei das nebenstehend abgebildete Instrument Tscharra (oder Kwatscha) erwähnt, bei welchem der Spielende mit einem Stück Holz an der gezähnten Seite des Holzbogens entlang raspelt. Gegen den Klang desselben ist Holzsägen noch Harmonie zu nennen.

Die Tänze der Wabondëi werden mit grosser Ausdauer ganze Nächte hindurch und länger ausgeführt. Die Weiber pflegen dabei zu trommeln, die Männer umwickeln ihre Beine mit Schnüren, an welchen Schellen hängen. Der Tanz ähnelt sehr dem der Küstenleute und wird in einem Kreise mit ziemlich langsam schreitenden Bewegungen ausgeführt. Manchmal tritt ein junges Mädchen in den Kreis und hüpft an einer Stelle herum, wobei sie die bekannten Drehungen des Unterleibes ausführt und von den Anwesenden durch Kupferpesa belohnt wird, die man ihr in den Mund steckt. Einiges Leben bringen in das Ganze die Vortänzer, Leute, die sich mit Straussfedern, Affenfellen, Muscheln u. dgl. abenteuerlich schmücken und dem Kuduhorn wüthende Töne entlocken. Tembo wird dabei massenhaft genossen, den Schluss bildet allgemeine Trunkenheit.

Der Tanz wird durch Gesänge begleitet, die jenen der Swahili nahestehen.

Jedes Dorf steht unter einem eigenen Häuptling (Zumbe), in Complexen übt Einer davon eine gewisse Autorität über die Uebrigen aus. In West-Bondëi, am Fusse des Gebirges, wird Kipanga von Handëi nominell anerkannt. Die Verfassung — soweit von einer solchen die Rede sein kann — ist eine halb republikanische. Wenn ein Zumbe stirbt, so wird sein Nachfolger durch Wahl bestimmt. Dieselbe fällt häufig, aber nicht immer auf den Sohn oder Bruder des Verstorbenen. Dem Häuptling steht der Mdoë oder Akida zur Seite, ein oberster Rathgeber und Anführer im Kriege. Ihm reihen sich die „Wazee" (Aeltesten) als eine Art Rathsversammlung an. Das Ansehen des Zumbe ist kein sehr bedeutendes, doch steht ihm und seinen Räthen die Entscheidung in Streitigkeiten zu.

Verbrechen wurden früher sehr hart bestraft. Ein Mörder oder erwiesener Dieb, dessen Schuld von den Aeltesten anerkannt war, wurde mit Schwertern und Stöcken niedergemacht. Ein Mann, der einen Fremden unberechtigt in seinem Hause antrifft, kann diesen ohneweiters tödten. Als gewöhnlichste Sühne gilt gegenwärtig die Geldstrafe, sowohl in Baargeld, als in Zeug, Kleinvieh u. s. w. Besonders Ehebruch, der nicht selten vorkommt, wird fast immer derart bestraft.

Kann ein Dieb nicht auf der That ergriffen werden, so wird er durch den Zauberdoctor ausgeforscht. Yorke, der bei dem betreffenden Vorgang einmal Zeuge war, beschreibt denselben folgendermassen: „Der Zauberdoctor lief zuerst mit gezogenem Säbel vor dem Hause auf und ab, in welchem der Diebstahl begangen worden war. Dann legte er sein Schwert nieder und ergriff ein mit Zaubermedicin angefülltes Stück eines Elephantenzahnes. Daran roch er, um auf diese Art den Dieb zu ermitteln, wobei er auch in das Haus eintrat. Dann ergriff er eine Flasche mit Zaubermedicin und beobachtete genau, ob einer der Anwesenden nicht etwa einen schuldigen Eindruck mache. Da dies nicht der Fall war, ergriff er ein Stück blaues Zeug, hielt dieses in der Rechten und ein Amulet in der Linken und begann abermals die Anwesenden zu beobachten. Dann begann er zu singen und ging um jedes Haus im Dorfe, stets an seinem Amulet riechend. Da dies zu keinem Ergebnisse führte, wanderte er nach anderen Dörfern und begann dort denselben Hokuspokus. Er weilte mehrere Wochen in der Gegend und zog schliesslich ohne Erfolg ab, worauf die Leute sagten, seine Medicin sei schlecht gewesen."

Auch Gottesurtheile in der Art des westafrikanischen Kassadatrinkens kommen vor. Der Beschuldigte muss einen Gifttrank (Kimanda) geniessen, bricht er denselben aus, so ist er unschuldig, im anderen Falle gilt seine Schuld für erwiesen.*)

Kriege der Wabondëi untereinander und mit den Wadigo waren bis in die neueste Zeit sehr häufig. Doch handelte es sich fast immer um einen räuberischen Beutezug auf Menschen oder Vieh, der mit den Waffen zurückgeschlagen werden muss. Wenn die Räuber geschickt sind und sich mit ihrem Fange rasch aus dem Staube machen, so kommt es überhaupt gar nicht zu Kämpfen, aber auch wenn letzteres der Fall ist, so gilt ein Scharmützel, bei dem ein Mann fällt oder verwundet wird, schon als grosse Schlacht.

In welcher Weise man durch Anlage von Dornverhauen die Dörfer gegen Ueberfälle zu schützen sucht, wurde schon

*) Auch bei den Swahili deutet die Redensart „Kula amini" (Eid essen) für „schwören" auf das frühere Bestehen solcher Sitten.

erwähnt. Als besondere Schutzmittel werden vor dem Dorfthore kleine, meist viereckige Schutzdächer (Mafingo) errichtet, unter welchen die Dorfamulette (Daua) in Form von Antilopenhörnern mit Blätterfüllung, Achatinaschneckenschalen mit einem kopfähnlichen, daraus hervorragenden Fruchtkern und kleinen Kalebassen verwahrt und täglich mit Mehl bestreut werden. Dasselbe geschieht auch an anderen Stellen, von welchen aus ein Angriff möglich wäre. Eine eigenartige „Daua" sah ich beim Dorfe Hosa, an der Grenze des Digolandes. Es war ein runder, auf erhöhtem Lehmsockel errichteter Stangenzaun von etwa einem Meter Durchmesser. In der Mitte des eingezäunten Kreises war ein mit Wasser gefüllter Topf eingelassen, in welchem sich eine lebende Landschildkröte befand. Dieselbe war ganz grün vor Schlamm und befand sich monatelang ohne Nahrung in ihrem Gefängniss. Sie galt als sehr mächtiger Zauber.



Dorfamulet.

Die Dorfamulette verlieren ihre beschützende Kraft, wenn ein Weib innerhalb der Umzäunung nach Sonnenuntergang Getreide stampft. Sie soll daher, wenn sie mit ihrer Arbeit noch nicht fertig ist, den Mörser vor das Thor tragen und draussen weiterstampfen. Ist aber das Verpönte doch geschehen, so muss die Frau ein Huhn opfern, dessen Blut auf die Amulette gespritzt wird, wodurch deren Zauberkraft wiederhergestellt ist. Auch noch andere Handlungen soll es geben, die, zur unrechten Zeit vorgenommen, den Zauber stören und in ähnlicher Weise gesühnt werden müssen. Die bei Ueberfällen geraubten Menschen werden nachträglich stets den Angehörigen zum Rückkauf angeboten. Können Letztere den verlangten Preis nicht zahlen, so verfallen sie unrettbar der Sklaverei und wurden früher meist an die Küste und von dort nach Pemba verkauft.

An eigenen Sklaven besitzen die Wabondëi sowohl Kriegsgefangene (meist Wadigo), als auch solche Leute, welche die Sühne eines Verbrechens nicht zahlen können und verkauft werden, daneben aber auch importirte, meist Wahiao, seltener Wapare. Sie werden gut behandelt und unterscheiden sich kaum von den Freien. Der Missionär Yorke, der jahrelang im Lande zugebracht, sagt über die Sklaverei in Bondëi das folgende: „Sklaverei ist dort kein hartes Los. Das Verhältniss des Sklaven zu seinem Herrn gleicht jenem eines angenommenen Kindes. Der Sklave muss nur für seine Verpflegung arbeiten und seinem Herrn manchmal einen Handgriff leisten, sonst ist er in jeder Hinsicht ein freier Mann. Der Herr hilft ihm sein Haus bauen und gibt ihm von Zeit zu Zeit, was er an Zeug benöthigt."

In Bezug auf die Religion zerfallen die Wabondëi in Christen, Mohammedaner und Heiden. Von den wenigen Christen, die durch die englische Universitäts-Mission herangezogen wurden, wird später die Rede sein. Der Islam gewinnt in Bondëi täglich an Boden. Fast in allen Dörfern gibt es kleine mohammedanische Bethäuser und Swahililehrer (Mwalims) sind allerwärts im Lande verstreut. Die Moslim schlachten die Thiere rituell, können einige arabische Gebetformeln und wohl auch ein Paar arabische Buchstaben malen. Doch schon das Verbot betreffs des Palmweines wird nur sehr selten beobachtet und in Bezug auf Aberglauben stehen sie mit den Heiden völlig auf gleicher Stufe.

Die ursprüngliche Religion der Wabondëi, wie wohl der meisten Bantu, ist Ahnencult. In manchen Gebräuchen tritt derselbe noch sehr deutlich zu Tage. So werden am Grabe eines Verstorbenen, der einem Lebenden im Traume erscheint, Speiseopfer (Vika) dargebracht. Auch gelten die Haare und Nägel verstorbener Häuptlinge als zauberkräftig. Sie werden mit Lehm angemacht, bei Verwandten aufbewahrt und in Krankheitsfällen dem Patienten eingerieben. Auch zum Regenmachen benutzt man sie. Der beliebteste Sitz der Seelen Abgeschiedener ist die Pytonsschlange, die in Bondëi nicht besonders häufig vorkommt. Wer eine solche sieht, eilt zum Zauberdoctor, der als Vermittler zwischen den Geistern und Menschen gilt, um ein Opfer zu bringen. Eine Ziege oder ein Schaf wird siebenmal um den

Mann herumgeführt, dann unter dessen Beine gestellt und geschlachtet, wobei der Medicinmann den Geist der Schlange auffordert, dies als Opfer zu nehmen und den Mann in Ruhe zu lassen. Hierauf verzehren Beide die Ziege.

Lässt sich eine Schlange bei einem Dorfe blicken, so wird ein Opferthier zum Schutze dagegen mehrmals um das Dorf getragen, dann geschlachtet und gegessen. Wenn eine Schlange in ein Haus eindringt, so gilt dies als ein sehr bedeutungsvolles Ereigniss und es wird das Los geworfen, ob es ein gutes oder böses Vorzeichen sei. Als sonstige Sitze der Geister gelten Baobabs, Felsen und besonders hervorragende Bergkuppen. So soll der Geist des Häuptlings Sekiteki in Schlangenform am Grate des Mlinga weilen. Ihm werden sogar Rinder als Opfer dargebracht.

Nicht immer jedoch ist der Charakter eines Geistes als Seele eines Verstorbenen so deutlich erkennbar. Bei vielen Geistern, besonders solchen, die von Küstenleuten oder Nachbarstämmen übernommen wurden, hat sich derselbe fast ganz verloren, und so konnte es kommen, dass der Missionär Yorke das Wesen des Glaubens als Ahnencult gar nicht erkannte, sondern immer nur von „Teufelsverehrung" spricht, wobei er allerdings durch seinen Missionsstandpunkt befangen war. Fast alle Geister gelten als böse und müssen durch Opfer versöhnt werden. Ihre Wünsche geben sie durch die Zauberdoctoren dem Volke kund. So pflegt z. B. dieser vor der Erntezeit zu verkünden, dass der in den Baobabs lebende Geist einen Ziegenbock haben wolle, sonst werde er Krankheit und Tod ins Land bringen. Eine Sammlung wird dann eingeleitet und die gewünschte Ziege gekauft. Am bestimmten Tage wird ein Tanzfest abgehalten, das die Nacht hindurch bis zum Morgen andauert. Dann begibt sich Alles zu dem Baobab und der Medicinmann beginnt zu tanzen und unverständliche Laute auszustossen, die als die Sprache des Geistes gelten sollen. Zuletzt wird die Ziege geschlachtet und ihr Blut in ein Loch am Fusse des Baumes gegossen. Das Fleisch wird von den Leuten genossen.

Von einer sehr grossen Anzahl böser Geister wird angenommen, dass sie in den Menschen fahren und Besessenheit

hervorrufen. Sie müssen dann durch den Zauberdoctor ausgetrieben werden, wofür dieser gut bezahlt wird. Der ganze Vorgang dabei und selbst die Namen der Geister zeigen so viele Anklänge an die Küstenbewohner, dass es zweifelhaft erscheint, wie viel von den Letzteren übernommen ist und wie viel wieder die Swahili den benachbarten Wabondëi abgelernt haben. Yorke zählt eine Anzahl Geister und deren Behandlung auf, die nachfolgend angeführt sein mögen.

Jini bahari. Die besessene Person schreit und jammert unaufhörlich. Behufs Austreibung wird der Besessene auf eine Matte gestellt, der Medicinmann giesst Wasser über seinen Kopf und stösst unverständliche Laute aus, bis der Patient aufschreit und ebenfalls dieselben Laute ausstösst. Dann fährt der Geist aus und er ist geheilt.

Pepo ya komwana. Der Besessene spricht nur in der Sprache des Geistes. Er wird auf eine Matte gesetzt, sein Haupt mit weissem Tuch verhüllt und Räucherwerk zu seinen Füssen verbrannt. Trommeln werden gerührt, der Geist fährt aus und setzt sich auf die Schulter des Zauberdoctors. Dieser beginnt dann zu tanzen und der Geist entfernt sich.

Kinyamkera. Der oder die Besessene bedeckt das Haupt mit Dornen und tanzt im Dorfe umher. Der Zauberer spricht den Geist an und fragt ihn, ob er dieses Leiden herbeigeführt. Antwortet er bejahend, so befiehlt ihm der Zauberer, auszufahren.

Madogori. Der Besessene zieht ein Hemd an, trägt Holzschuhe (?) und beginnt zu tanzen. Der Austreibungsact geschieht wie beim Vorigen.

Matari äussert sich ähnlich wie Madogori, nur muss beim Austreiben Räucherwerk verbrannt werden. Manchmal verlangt er auch eine Ziege oder ein Huhn.

Masendegulo. Der Besessene wird auf einen Stuhl gesetzt, unter welchem Räucherwerk verbrannt wird. Der Kopf des Leidenden wird mit einem weissen Tuch bedeckt und der Körper mit angefeuchtetem pulverisirten Baobabholz eingeschmiert. Die Füsse werden in Holzsandalen gesteckt, die auf einer Matte stehen. Vor den Kranken wird eine Schüssel mit Mais und eine kleine menschliche Holzfigur gestellt. An die eine Seite der-

selben legt man ein Stück Gummikopal, auf die andere eine zerbrochene Kalebasse. Der Medicinmann kauert neben der Figur und singt, worauf der Geist ausfährt.

Damit schliessen die von Yorke angeführten Beispiele, zu welchen ich nur bemerken möchte, dass Jini bahari, Kinyamkera und Matari allgemein verbreitete Swahiligeisternamen sind und mir nur Masendegulo dem Namen nach sowohl als auch in der Austreibung originell Bondëi scheint. Yorke äussert sich über die Geistertänze nicht näher, die auch bei den Wabondëi üblich sind und deren jeder eine bestimmte, ständige Trommelbegleitung hat.

Im Uebrigen sucht man Schutz vor bösen Einflüssen in Amuletten, die am Körper getragen und besonders im Kriegsfall als Kugel- und Waffenzauber beliebt sind.

Wie bei allen Bantuvölkern, so fehlt auch hier der unklare Gottesbegriff keineswegs, der durch islamitischen Einfluss zwar gefestigt wurde, jedenfalls aber schon ursprünglich vorhanden war.

Wenn die Wabondëi als sehr alte Einwohner des Vorlandes zu betrachten sind, so sind ihre jetzigen Nachbarn, die Wadigo, erst vor etwa 300 Jahren aus dem Norden eingewandert. Sie sind eines Stammes mit den Wanyika, welche das Hinterland von Mombas bewohnen und ihre Abkunft gleich den Wassegeju von Kirao herleiten. Wahrscheinlich sind sie mit den „Mossungalos" der portugiesischen Schriftsteller identisch, die als wilde Völkerschaft im Hinterlande von Mombas mehrfach genannt werden. Was speciell die Wadigo anlangt, behaupten dieselben, von den bei Jombo, unweit Gasi lebenden Wanyika abzustammen. Vor etwa dreihundert Jahren überschritten wahrscheinlich die ersten Wanyika den Umba, verdrängten die Wabondëi und besiedelten, den Namen Wadigo annehmend, nach und nach den Raum, den sie heute innehaben. Ihr westlichster Punkt ist Daluni, ihr südlichster das Dorf Gesa, unweit Mtangata. Obwohl sie nahe an der Küste wohnen, besitzen sie doch kein Dorf am Strande selbst; im Norden schliessen sie sich unmittelbar an die Wanyika der englischen Interessensphäre an. Die Wadigo drängen immer mehr nach Süden und haben schon mehrere Landschaften südlich vom Sigi inne.

Ihre Sprache, hier Kidigo, weiter nördlich Kinyika genannt, ist durch die Missionäre der Londoner Church missionary society in Rabai, besonders durch Krapf und Rebmann sehr genau studirt und erforscht worden. Nicht nur wurden Uebersetzungen und grammatische Studien über die Sprache veröffentlicht, sondern auch ein umfangreiches Lexikon,*) durch welches Kinyika in die Reihe der am besten erforschten Bantusprachen gestellt wird.

Kidigo gehört dem nördlichen Complex der Bantusprachen an und weicht namhaft von Kiswahili und Kibondëi ab. Durch die vielen weichen Z und den weinerlich singenden Ton, in welchem die Wadigo sprechen, hört sich ihre Sprache etwas komisch, aber keineswegs unangenehm an. Die Kenntniss des Swahili ist trotz der Küstennähe keine allgemeine.

Die Wadigo sind dem Charakter nach zuverlässiger und weniger verlogen als ihre südlichen Nachbarn. In früherer Zeit mag es ein tapferer Volksstamm gewesen sein, auch heute noch übertreffen sie die echten Wabondëi an Muth, sind aber selbst nichts weniger als Helden. Sie sind in hohem Grade bedürfnisslos und indolent, in manchen Wadigodörfern, die eine Stunde von der Küste liegen, bekommt man mehr den Eindruck, unter „Wilden" zu sein, als etwa in Nord-Unguu, zehn Tagereisen weit im Innern. Doch sind die Wadigo im Verkehr ziemlich aufgeweckt und nehmen durch ihre heitere Gemüthsart für sich ein. Zu diesem guten Eindruck trägt wohl auch ihr angenehmes Aeussere viel bei.

Die Wadigo sind schlank und auffallend wohlgebaut, sie haben freundliche, ovale Gesichter, in welchen der Negertypus nicht allzustark hervortritt und die entschieden einen Anklang an nördliche hamitische Völkerschaften, wie Galla und Somali, aufweisen. Besonders unter den jungen Weibern findet man viele angenehme Gestalten, die auch durch, für Negerinnen ungewöhnlich wohlgestaltete Busen auffallen. In der Hautfarbe der Wadigo ist Braun, meist zwischen Zimmt- und Kaffeebraun, vorherrschend, doch findet man selbstverständlich auch hier die verschiedensten Farbenabstufungen. Häufig sehen die Wadigo dunkler aus als sie sind, weil das blaue Baumwollzeug (Kaniki), welches sie mit Vorliebe

*) Krapf und Rebmann, Nika-English dictionary, herausgegeben von Rev. T. H. Sparshott, London 1887.

tragen und in das sie sich Nachts einhüllen, stark abfärbt. Es sei erwähnt, dass ich auf diesen Umstand erst aufmerksam wurde, nachdem ich mich fast drei Wochen unter Wadigo aufgehalten und mehrmals deren „auffallend dunkle Hautfarbe" in meinem Reisejournal verzeichnet hatte, ohne zu ahnen, dass dieselbe nicht waschecht sei, was beweisen kann, welch lächerlichen Irrthümern der Reisende trotz aller Sorgfalt oft ausgesetzt ist.

Ein allgemein übliches Stammesabzeichen kennen die Wadigo nicht. Doch pflegen Viele die beiden vordersten oberen Schneidezähne dreieckförmig auszusplittern. Am Oberarm, nahe der Schulter, werden häufig runde Narbenverzierungen angebracht. Am Bauch tragen Männer und Weiber vielfach die Narben zahlreicher Querschnitte. Die betreffende Operation, welche bei Weibern meist zur eintretenden Pubertätszeit ausgeführt wird, hatte ich einmal Gelegenheit zu sehen. Das Opfer, ein hübsches junges Mädchen, lag am Rücken und schloss die Augen, während eine alte Megäre ihm mit einem scharfen Messer circa dreissig tiefe Schnitte versetzte, so dass das Blut reichlich herabrieselte. Beschneidung ist allgemein üblich.

Die Männer tragen das Haupthaar entweder kurz oder sie rasiren es gänzlich ab, die Weiber pflegen es bis auf einen Schopf am Vorhaupte abzurasiren. Dieser wird in kleine, nach vorne fallende Zöpfchen geflochten. Besonders in den nördlichen Gegenden unweit des Umba wird bei Männern und Weibern der Haarrand oft kreisförmig abrasirt und das Haar zu kleinen Zöpfchen vereint.

Die Männer ahmen in der Tracht manchmal die Küstenleute nach, beschränken sich aber meist auf ein Lendentuch von Kaniki, dem billigsten und schlechtesten blauen Baumwollstoff. Die nationale Tracht der Weiber ist die Marinda, ein Lendenschurz aus Kaniki, der mit vieler Sorgfalt in zahllose Längsfalten gebogen und in zwei ungleich langen Lagen getragen wird, was lebhaft an die classischen Lendenschurze der römischen Krieger erinnert. Die Marinda reicht etwa bis zum Knie. Leider ist dieses originelle und malerische Kleidungsstück in Gefahr, aus der Mode zu kommen, da die mohammedanischen Digoweiber mit Vorliebe die unpraktische, den Busen planmässig abschnü-

rende Küstentracht annehmen. Unterhalb der Knie und oberhalb der Ellenbogen pflegen die Weiber glänzende, schwarzgefärbte Schnüre aus Ananasfasern, umgeben von zwei dünnen Bleiringen, zu tragen, welche die Wadigo aus importirten Gewehrkugeln herstellen. Ohrklötze von höchstens zwei Centimeter Durchmesser sind nur vereinzelt üblich. Den Hals schmücken die Weiber mit zierlich aufgereihten mittelgrossen weissen, rothen und schwarzen glänzenden Glasperlen, die Männer mit einem Zeugbande, auf welches weisse, europäische Hemdknöpfe genäht sind.

Die Dörfer der Wadigo machen dadurch einen angenehmen Eindruck, dass die Hütten nicht enge aneinander, sondern unregelmässig ziemlich weit verstreut sind, wodurch Dorfplätze entstehen, die recht rein gehalten werden. Die Hüttenzahl ist eine geringe, selbst bekanntere Ortschaften, wie Zirihini und Gombelo, besitzen nur etwa 40 Hütten. Jedes Dorf hat einen Pfostenzaun, der es ringförmig umschliesst und manchmal selbst wieder Laubzweige treibt, manchmal von üppigem Geranke umschlungen ist. In und um die Dörfer stehen zahlreiche prächtige Cocospalmen und schattige Mangobäume. Die Mitte der Ortschaft nimmt öfters ein alter, hoher Aschenhügel ein, auf dem eine kleine, offene Versammlungshütte (Barasa) steht.

Die Hüttenform ist viereckig und erinnert in ihrer Anlage, bei welcher Lehm gar nicht verwendet wird, lebhaft an die Hütten der West-Afrikaner. Der Grundriss ist rechteckig, etwa im Verhältnis 2 : 1, doch derart, dass die Langseite acht Meter selten überschreitet. Die Höhe des Daches kommt etwa der Breite der Hütte gleich. Die Wände der Langseiten, auf welchen der Dachrand aufruht, bestehen aus Pfosten von etwa Meterhöhe, die nebeneinander in den Boden gerannt werden. Den Firstbalken tragen drei grössere Pfosten. Das Dach besteht aus Cocosblättern, die Seitenwände werden ebenfalls mit diesem Material verkleidet. Zu diesem Behufe werden aus den Cocoswedeln, mit Beibehaltung der Hauptrippe, primitive Matten geflochten, die dachziegelartig seitlich übergreifend die Wände bedecken. Auch die Vor- und Rückwand werden bis zum Dach hinauf mit solchen Matten bekleidet, wobei ein einfaches Stabgerüst als Stütze dient. Der

Eingang ist eine durch Pfosten gestützte, meist nahezu mannshohe Oeffnung in der (schmalen) Vorwand; die Schuberthür besteht aus Palmblattgeflecht. Im Innern sind zwei Räume vorhanden. Der Vorderraum ist leer und dient den Ziegen zum Aufenthalt bei Nacht. Der grössere Hinterraum, den eine nicht bis zum Dach reichende, seitlich den Durchgang offen lassende Mattenquerwand abscheidet, dient als Wohn- und Kochstätte. Da die zahlreichen Lücken der Blattwände der Luft Zutritt in die Hütte gestatten und dem Rauch einen Ausgang eröffnen, so ist der Aufenthalt darin — nach europäischen Begriffen — weit behaglicher, als in einer dumpfigen Rundhütte, ja selbst als in einer Swahilihütte mit Lehmverkleidung.

Von diesem jetzt gebräuchlichsten Typus weichen die Hütten im Norden, gegen den Umba zu, manchmal ab, wo die Wadigo überhaupt einen ursprünglicheren Eindruck machen. Dort fehlt öfters die Innenwand, auch pflegt man die Dächer mit Gras zu decken und an den hinteren Kanten abzurunden, was darauf schliessen lässt, dass die Rundhütte doch auch die ursprüngliche Form bei den Wadigo gewesen sein mag. Die Seitenwände werden in diesen Gegenden nicht mit Matten bedeckt, doch greift das Dach bis zur Erde über. Dagegen ist die Vorderwand leicht mit Lehm oder Schilf ausgefüllt, die Hinterwand wird durch das Dach ersetzt.

Der Jagd mit Bogen und Pfeil obliegen die Wadigo wohl nur wenig, doch pflegen sie in den angrenzenden Steppengebieten zahlreiche Gruben zum Fang des grösseren Wildes anzulegen. Zu Fischfang bietet ihr Land keine Gelegenheit, nur im Umbafluss wird er mittelst Reusen betrieben, die trichterförmig aus Blattfasern der Cocospalme hergestellt werden.

Die Viehzucht spielte in früherer Zeit eine sehr bedeutende Rolle in Digo. Krapf sah gegen Ende der Vierzigerjahre noch ziemlich viel Rindvieh im Lande, und alte Leute, sowie die allgemeine Ueberlieferung wissen von sehr grossen Rinderheerden zu berichten, welche die Wadigo früher besassen und welche ihren grössten Reichthum ausmachten. Heute jedoch gibt es kaum mehr ein Stück Vieh im Lande. Die Ursache dieser traurigen Erscheinung ist keineswegs in Viehseuchen gelegen,

denn diese konnten wohl die Heerden vorübergehend decimiren, nicht aber einen so bedeutenden Viehstand vollkommen aufreiben. Vielmehr war es einzig die Massaiplage, welche das Land so schwer geschädigt hat. Schon vor der grossen Massai-Invasion belästigten die Wakuafi das Digoland, doch waren deren Räubereien unbedeutend gegen den gewaltigen Ansturm, mit welchem die Massai seit den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts unaufhörlich brandschatzten. Mit geschickter Benutzung der kleinen Fehden im Digolande, besonders aber durch die Verrätherei ihres Bundesgenossen, des Wadigohäuptlings Jambia, konnten sie in verhältnissmässig kurzer Zeit ihren Viehraub mit unglaublicher Gründlichkeit, sozusagen bis auf das letzte Stück durchführen.

An Kleinvieh werden Ziegen ziemlich viel, Schafe nur vereinzelt gehalten. An Geflügel sieht man allerorts Hühner, selten auch Enten. Von sonstigen Hausthieren sind Hunde der gewöhnlichen mittelafrikanischen Rasse überall häufig.

Durch den Verlust ihrer Rinder waren die ursprünglich viehzüchtenden Wadigo gezwungen, sich dem Ackerbau zu widmen. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, dass sie als Hauptnahrungspflanze jenes Gewächs wählten, welches am wenigsten Feldarbeit benöthigt, nämlich den Maniok. Diese Pflanze, welche bekanntlich in West- und Central-Afrika geradezu die herrschende Stelle unter den Culturgewächsen einnimmt, in Ost-Afrika aber verhältnissmässig wenig gebaut wird, liefert den Wadigo hauptsächlich, ja nahezu ausschliesslich Nahrung. Der in West-Afrika übliche Gährungsprocess der Wurzeln behufs Herstellung der sogenannten Kikwanga ist den Wadigo jedoch unbekannt. Sie pflegen die Wurzeln nur zu trocknen, zu Mehl zu zerstampfen und dieses hierauf, mit Wasser eingekocht, als dicken Ugalibrei (Bada) zu geniessen. Derselbe ist so zähe, dass man ihn mit den Zähnen nicht berühren, sondern die einzelnen Bissen ganz hinabschlucken muss, schmeckt aber vortrefflich und ist sehr nahrhaft und leicht verdaulich. Als Zukost pflegen die Wadigo sich wo irgend möglich trockene Fische von den Küstenleuten einzutauschen. Um sich diese, sowie das Wenige, was sie an Baumwollzeug benöthigen, zu verschaffen, bauen sie

auch Sorghum, Mais und etwas Bohnen, sowie vereinzelt auch Sesam ausschliesslich zum Verkauf nach der Küste. Die Felder der Wadigo sehen vernachlässigt und schlecht gehalten aus, weite, fruchtbare Gebiete liegen brach und man staunt, dass trotzdem verhältnissmässig so bedeutende Getreidemengen hervorgebracht werden.

Die Cocospalme, die in der Umgebung der Dörfer überall zahlreich ist und oft ganze Wälder bildet, wird sehr wenig zur Kopraerzeugung benutzt. In Dörfern, die in ausgedehnten Palmenhainen liegen, hat es oft grosse Schwierigkeit, eine einzige reife Cocosnuss (Nasi) zu beschaffen, und auch diese pflegt klein und verkümmert zu sein. Denn fast alle Bäume werden durch die massenhafte Erzeugung des Tembo (Palmweines) schwer geschädigt. Die Bereitung geschieht in genau derselben Weise wie im Küstengebiet. Im Erklettern der Palmen sind die Wadigo sehr geschickt und benutzen dazu kein Seil oder Bastband, wie dies in West-Afrika allgemein geschieht. Am Untertheil des Baumes werden einige Stufenansätze angebracht, weiter oben stemmt der Kletterer die Füsse seitlich an den Stamm, umklammert diesen mit den Armen und arbeitet sich so, die ringförmigen, alten Blattansätze benutzend, ruckweise empor. Unfälle sind bei dieser gefährlichen Art des Kletterns nicht selten.

Im Tembotrinken leisten die Wadigo geradezu Unerhörtes und betreiben dies förmlich systematisch. Jeden vierten Tag pflegen sich die Männer mehrerer Ortschaften an einem bestimmten Punkt im freien Felde zu treffen und eine regelrechte Buschkneiperei abzuhalten, wobei in Kalebassen unglaubliche Mengen Palmenwein herbeigebracht und vertilgt werden. Auch sonst wird jede „passende Gelegenheit", wie ein Markt u. s. w. benutzt, um sich zu betrinken.

Die Weiber, welche zu den „officiellen" Kneipen nicht zugelassen werden, pflegen sich inzwischen dem häuslichen Suffe mit um so grösserer Ausdauer zu widmen und sollen die Männer vielfach noch übertreffen. Thatsächlich habe ich noch niemals so viele Betrunkene gesehen, wie im Digolande. Abgesehen davon, dass diese Trunksucht die geistige Entwickelung des Stammes schwer schädigt, wirkt der Tembogenuss noch besonders auf den

Magen schlecht ein. Wenigstens übertrifft der Tembo-Kater an Furchtbarkeit Alles, was mir in dieser Hinsicht schon vorgekommen. Dabei stumpft Tembo in geschlechtlicher Hinsicht notorisch ab und die geringe Kinderzahl der Digofamilien wird von diesen selbst nicht selten mit häufigem Tembogenuss begründet.

An Fruchtbäumen ist nur der Mangobaum, der Msambarau- und Citronenbaum zu nennen, in gewisser Hinsicht wäre auch die Dumpalme dazu zu rechnen, da deren rothe Früchte genossen werden.

Die Erzeugnisse ihrer Felder pflegen die Wadigo theils selbst nach der Küste zu bringen, theils in Wochenmärkten im



Stockgriff.

Lande feilzubieten. Die wichtigsten derselben, wie Gombelo und Bombuera (den sie gemeinsam mit den Wabondëi besuchen), pflegen auch Küstenleute regelmässig zu besuchen. Die Feldfrüchte werden gegen Kupferpesa verkauft, die überall im Lande gangbar sind. Für diese wieder kaufen die Wadigo Fische, Salz, Baumwollzeug, Glasperlen, Thontöpfe aus Wanga, früher wohl auch etwas Pulver und Gewehre. Doch sind letztere — stets Vorderlader — nur wenig im Lande verbreitet, selbst in Dörfern, die nur einige Stunden von der Küste liegen, sieht man meist schwächliche Bogen mit Rohrpfeilen, die widerhakige, selten vergiftete Eisenspitzen haben. Speere mit kurzer Klinge sind selten. Rungus (Holzkeulen) sind häufig, ebenso kleine Spazierstöcke mit oft ganz hübsch geschnitzten Griffen.

An Hausgeräthen ist wenig Charakteristisches zu bemerken; dieselben sind theils von Küstenleuten eingetauscht, theils den Formen der letzteren nachgeahmt.

Die Geburt eines Kindes gilt als kein Ereigniss von besonderer Bedeutung und wird nicht gefeiert. Sie vollzieht sich meist leicht und ermöglicht es der Mutter, kurz vor- und nachher ihren gewöhnlichen Beschäftigungen obzuliegen. Die Muttermilch, mit welcher sich die meisten übrigen Menschen in diesem Alter begnügen müssen, gilt den Wadigo nicht als ausreichende Nahrung für ihre Sprösslinge. Diese werden vom ersten Tage an mit möglichst grossen Mengen Maniokbrei, vermischt mit Ziegenmilch, gefüttert, oder vielmehr nach Art der Mastgänse gestopft, was ihnen vortrefflich bekommt. Die Mütter trennen sich so wenig als möglich von ihren Kindern und tragen sie selbst bei weiten Märschen und Feldarbeiten stets in einem Stück blauen Baumwollzeug am Rücken.

Mit der Moralität der heranwachsenden Jugend sieht es schlecht aus; als Jungfrau in die Ehe zu treten, gilt als schimpflich oder doch lächerlich. Eine Brautwerbung bei den Eltern ist nicht Sitte. Das Paar pflegt sich zu einigen und entflieht während eines der nächtlichen Tanzfeste. Dann liefert der Bräutigam Vieh oder Geld an die Eltern aus und damit ist Alles erledigt.

Beim Tode eines Angesehenen finden grosse Tänze und Trinkgelage statt, die oft tagelang anhalten.

Die Dörfer der Wadigo stehen nicht unter Häuptlingen, sondern werden von einigen „Aeltesten" regiert. Manchmal kommt es allerdings vor, dass Einer unter diesen es zu besonderem Ansehen bringt, wie der blinde Vorsteher des schönen Dorfes Zirihiri oder der berüchtigte Bandenführer Jambia. Ein eigentlicher Häuptling wurde aber erst von der deutschen Behörde in der Person des Jumbe Mamfulla von Gombelo eingesetzt, dem jetzt — wenigstens nominell — alle Wadigo unterstehen.

Die zahlreichen Wadigodörfer gleichen sich völlig und weichen nur in der Grösse voneinander ab, so dass es unnütz wäre, dieselben einzeln zu beschreiben.

Stammesfehden waren früher nicht selten im Lande, doch verliefen sie meist sehr unblutig. Todte kamen selten vor, der

Theil, bei welchem ein Mann verwundet wurde, galt als besiegt. Etwas ernster waren die Kämpfe mit anderen Stämmen, mit Wabondëi, Wassegeju und Waschambaa. Gegen erstere blieben die Wadigo fast immer Sieger, den Wassegeju und Waschambaa (unter Hungura) unterlagen sie jedoch meist, und Letztere konnten ganze Landschaften entvölkern. Die Massai fanden wohl kaum jemals ernstlichen Widerstand.

An Sklaven haben die Wadigo ausser den Kriegsgefangenen des eigenen und benachbarter Stämme auch ziemlich viele Leute aus dem Hinterlande von Kilwa, besonders Wahiao. Dieselben werden heute noch auf dem Landwege eingeführt und geniessen ziemlich gute Behandlung. Wadigo selbst wurden früher in grosser Zahl, besonders nach Pemba als Sklaven verkauft, doch wenig geschätzt. Jetzt noch leben zahlreiche Wadigosklaven in Pemba, die nicht selten in Canoes nach dem Festlande entfliehen und in die Heimat zurückkehren.

Ein grosser Theil der Wadigo ist äusserlich zum Islam bekehrt. Fast in allen Dörfern findet man kleine mohammedanische Bethäuser und Friedhöfe. Einzelne im Lande lebende Swahili-mwalims (Schullehrer) entfalten eine lebhafte und erfolgreiche Missionsthätigkeit. Sehr viele Wadigo und wohl auch die Mohammedaner sind jedoch immer noch dem Geistercult ergeben. Der allen Bantu gemeinsame Begriff eines oberen Gottes (hier Mulungu) ist wohl auch vorhanden, wird jedoch durch den Geistercult in den Hintergrund gedrängt. Ueber das innere Wesen des letzteren ist noch sehr wenig bekannt und bleibt die Bestätigung noch abzuwarten, ob die von den englischen Missionären bei den Wanyika von Rabai beobachteten Gebräuche auch für die Wadigo Anwendung haben. Auch hier findet man vor den Dörfern kleine Häuschen und senkrecht aufgestellte Schieferplatten als Schutz gegen böse Geister. In kleinen, dicht verwachsenen Waldgruppen, die man mitten im Culturland unberührt stehen lässt, werden niedrige, viereckige Hütten mit Töpfen und Schneckenschalen darin errichtet.

Den nationalen Tanz der Wadigo hatte ich niemals Gelegenheit zu sehen, doch soll er jenem, welchen die Wassegeju mit Trommelbegleitung ausführen, sehr gleichen. Im Trommeln sind

die Wadigo sehr stark, besonders berühmt ist ein Mann aus Kaërua, der acht Trommeln zugleich mit grosser Taktfestigkeit zu schlagen versteht und zu Tanzfesten sogar nach Tanga berufen wird.

Ausser den Eingeborenen, den Wabondëi und Wadigo, leben noch ziemlich viele Swahilileute fast ständig im Vorlande und üben dortselbst den schon mehrfach erwähnten swahilisirenden Einfluss aus. Auch zwei europäische Unternehmungen sind schon seit Jahren in Bondëi thätig, nämlich die „Deutsch-ostafrikanische Plantagengesellschaft" und die englische „Universities Mission to Central-Africa".

Die Plantagengesellschaft begann ihre Thätigkeit 1887, wo durch Herrn Schroeder die Tabakplantage Lewa gegründet wurde. Die Arbeiten, welche mit grösster Energie eingeleitet worden waren, versprachen einen sicheren Erfolg. Im Herbst 1888 stand der Tabak im schönsten Flor, ein Theil war bereits geerntet, die Qualität erwies sich als vortreffliche und eben sollte die Ernte in der ganzen Plantage vollendet werden, als der Araberaufstand ausbrach. Dieser zwang die Beamten, die Farm zu verlassen, und die Frucht aufreibendster Thätigkeit war fürs erste dem Verfaulen preisgegeben. Die Gesellschaft wurde durch diesen schweren Schlag jedoch keineswegs entmuthigt. Sobald Ende 1889 der Aufstand nothdürftig niedergeschlagen war, entsandte sie Vertreter nach Lewa und liess — anfänglich noch unter militärischer Bedeckung — die Arbeiten wieder aufnehmen. Die alten Gebäude lagen freilich in Trümmern und das Culturland hatte sich rasch wieder mit dichter Gras- und Strauchvegetation bedeckt. Doch in unglaublich kurzer Zeit entstanden wohnliche, freundlich geweisste Holzhäuser, und die Wildniss — zwischen der man noch manchmal auf eine Tabakpflanze stiess — begann sich zu klären.

Ausser der Hauptstation Lewa wurden zwei Nebenstationen, Miniurani und „Magila" (so benannt, weil sie am Wege nach letzterem Orte liegt) gegründet. Als ich im October 1890 Lewa wieder besuchte, fand ich die Plantagenbeamten unter Leitung ihres energischen Directors, Herrn Schroeder, in eifriger Thätigkeit. Von sechs Uhr Früh bis Mittags

und von zwei Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang wurde gearbeitet. Täglich kamen bis zu 300 Taglöhner (Wabondëi) aus der Umgebung, von welchen die Männer zwanzig, die Weiber fünfzehn und Kinder je zehn Pesa Lohn erhielten. Die Zahl der Arbeiter war freilich noch schwankend, doch steht zu hoffen, dass sich die Verhältnisse mit der Zeit in dieser Hinsicht bessern werden, besonders wenn von Seite der Regierungsbehörde ein gewisser Druck auf die Eingeborenen ausgeübt wird. Viele der Leute wurden zu Trägerdiensten nach Tschogwe, andere zu Feldarbeiten verwendet. Eine in der Hauptstation befindliche kleine Factorei ermöglicht es den Eingeborenen, sich gleich an Ort und Stelle für ihren Lohn die gewünschten europäischen Artikel zu kaufen, eine Einrichtung, die sehr dazu beitrug, das Unternehmen bei ihnen beliebt zu machen. Von Anfang an hatte die Plantage unter den Wühlereien Semboja's, des Häuptlings von Masinde, stark zu leiden, doch ist eine Aenderung in dieser Hinsicht wohl nahe bevorstehend.

Es kann kein Zweifel darüber sein, dass die Tabakplantage Lewa einem sicheren Erfolge entgegengeht. Wasser besitzt die Gegend genügend, billige Arbeitskräfte stehen, wenn die Regierung den nöthigen Schutz gewährt, ebenfalls zur Verfügung, und dass in Lewa Tabak gedeiht, ist ja durch die Erfahrung bereits bewiesen. Der Hauptnachtheil lag bisher in den Transportverhältnissen, denn die Producte mussten durch Träger mehrere Stunden weit nach Tschogwe am Panganifluss gebracht, hierauf in Boote verladen und den vielgewundenen Lauf des Flusses abwärts nach Pangani geschafft werden. Dieser Ort, der einen schlechten Hafen besitzt und von Postdampfern nicht angelaufen wird, bot der directen Verschiffung natürlich manche Schwierigkeiten. Alle diese Nachtheile fallen weg, sobald die Usambarabahn, die wenige Kilometer an Lewa vorbeiführen soll, besteht und Lewa damit wirthschaftlich an Tanga angeschlossen wird.

Die englische „Universities Mission to Central-Afrika" wurde durch Krapf's Reisen in Usambara angeregt, in dieser Gegend eine Mission zu gründen. 1867 wurde Rev. Mr. Alington zum alten König Kimueri geschickt, konnte jedoch keine bestimmte Erlaubniss zum Bau eines Hauses bekommen. 1868 begab er sich

abermals mit einem Empfehlungsschreiben Seyd Majid's nach Wuga, wo er Schekulavu am Ruder fand, welcher ihm die Erlaubniss gab, sich in Magila niederzulassen. Er errichtete auch ein Haus dortselbst und schaffte über Moarongo (Mtangata), das längere Zeit der Hafen der Mission blieb, Materialien nach Magila. Doch wurde 1869 die Mission zeitweilig verlassen und erst 1872 wieder besetzt. 1875 trat Archdiakon Farler an die Spitze der Bondëimission und gründete bald darauf die Zweigstation Umba. 1880 wurde Mkusi gegründet und Rev. Mr. Woodward bekam die Oberleitung der Mission, die er heute noch inne hat. In den nächsten Jahren wurde Misosuë gegründet, Umba dagegen aufgelassen. In der Aufstandszeit 1888 waren die Missionäre monatelang von der Küste abgeschnitten und erlitten durch Krankheiten schwere Verluste an Menschenleben. 1889 wurde Msalaka gegründet.

Die Hauptstation Magila, in dem prächtigen Kessel am Fusse des Usambaraabfalles, auf einem Hügel am Mkulumusi gelegen, macht auf den Beschauer einen sehr guten Eindruck. Sie besteht aus mehreren ansehnlichen Steingebäuden und einer ganz hübschen Kirche. Die Häuser sind aus dem anstehenden Gneis erbaut, wobei der in Mkusi gewonnene Kalk als Bindemittel diente. Die Fussböden sind mit einer dünnen Cementschicht überzogen. Die Häuser enthalten in zwei Stockwerken die Wohnungen der Europäer und Zöglinge, die Schulen und den Speisesaal. In der Umgebung sind die zahlreichen kleinen Dörfer der reichbevölkerten fruchtbaren Landschaft Magila verstreut

Die Mission unterrichtet gegenwärtig etwa fünfzig Knaben und einige Mädchen, darunter sind zwölf bereits getauft. Die meisten Zöglinge sind Wabondëi, einige auch Waschambaa; sie sind alle gleich gekleidet, die Vorgeschritteneren bekommen ein silbernes Kreuz, welches sie um den Hals tragen. Der Vorsteher ist Rev. Mr. Woodward, ein gründlicher Kenner des Landes und besonders der Kibondëisprache. Ihm unterstehen einige Missionäre, ein Baumeister und eine Missionsschwester, eine würdige alte Dame, die sich auch der Krankenpflege bei Eingeborenen widmet. Europäer und Zöglinge pflegen die Mahlzeiten im selben Saale einzunehmen, wobei letztere ebenfalls an Tischen sitzen, sich jedoch

des landesüblichen Essgeräthes, nämlich der Hände bedienen. Die Beschäftigung besteht fast nur in Schulunterricht, wo sehr vernünftigerweise Kiswahili mit lateinischen, nebenbei aber auch mit arabischen Lettern gelehrt wird. Letzteres geschieht, um den Zöglingen das Lesen arabisch geschriebener Briefe zu ermöglichen. Doch bedienen sich dieselben auch später im Verkehr untereinander stets der ungleich passenderen Lateinschrift.

Alle Lehrbücher (auch jene für Rechnen und Naturgeschichte) sind Kiswahili. Englisch wird in der Bondëimission überhaupt nicht gelehrt, doch werden einzelne begabte Zöglinge manchmal nach Sansibar zur höheren Ausbildung geschickt. Unter diesen wieder geht in mehreren Jahren immer einer nach England, wo er zum Missionslehrer herangebildet wird und als solcher nach Bondëi zurückkehrt. Die grosse Mehrzahl der Schüler jedoch spricht und schreibt nur Kiswahili. Wie dies in englischen Missionen schon einmal unvermeidlich, wird leider ausser dem Schulunterricht nichts betrieben und von der erspriesslichen Thätigkeit, welcher sich die Zöglinge der französischen Missionen im Garten und Felde, sowie in den Werkstätten widmen müssen, ist hier keine Rede. Denn eine kleine Tischlerei in Magila scheint mehr der Unterhaltung als wirklicher Arbeit zu dienen. Die Gebäude werden von bezahlten Taglöhnern unter mohammedanischen Werkmeistern aus Sansibar erbaut, Plantagen und sonstige wirthschaftliche Anlagen, welche die Mission in Bagamoyo zu einer Musteranstalt machen, gibt es nicht. Der Criquetplatz für die Negerjungen darf jedoch nicht fehlen.

Mit den Jahren ist in der Umgebung von Magila eine kleine christliche Gemeinde entstanden, welche sich jeden Sonntag in der Kirche versammelt, wo der Gottesdienst auf Kiswahili abgehalten, sowie in dieser Sprache oder auf Kibondëi gepredigt wird.

Von den Nebenstationen ist Mkusi die ansehnlichste. Umgeben von zahlreichen, in prächtige alte Cocoshaine eingelagerten Dörfern, liegt die Mission auf hoher Rampe. Sie besteht aus einem schönen Steinhause, von dessen Veranda man einen weiten Blick auf die Küstenebene und die See geniesst, aus mehreren Lehmhütten und einer im Bau begriffenen Kirche. Da dieser Bau

kurz nach meiner Anwesenheit wieder umfiel, so dürfte er wohl noch nicht vollendet sein. Ein europäischer Missionär und einige schwarze Lehrer unterrichten mit mässigem Erfolge die Zöglinge, haben aber gerade hier eine fast übermächtige Concurrenz an den mohammedanischen Mwalims.

Durch landschaftliche Schönheit besonders anziehend ist Misosuë am Fusse des Mlingaberges. Die Mission besteht ebenfalls aus einem freundlichen Steinhause, umgeben von mehreren Hütten, und liegt auf einem Hügel, der das grüne Thal beherrscht und einen herrlichen Blick auf den doppelgipfeligen Mlinga gewährt. Früher war die Umgebung stark bewohnt, ist jedoch durch Hungura's Raubzüge nahezu entvölkert, so dass das Feld der Missionsthätigkeit sich immer mehr beschränkt. Die Station ist denn auch von keinem weissen, sondern nur von einem schwarzen Lehrer besetzt, der den Unterricht der wenigen Zöglinge besorgt.

Aehnliche Schicksale hat Umba durchgemacht. Die Station besteht gegenwärtig aus einem Lehmhaus als Wohngebäude und aus einer kleinen Kapelle, einem Ziegelbau. Alles ist verlassen und halb verfallen und wird von einem schwarzen Aufseher nothdürftig in Ordnung gehalten. Umba gab kurz nach der Gründung zu den schönsten Hoffnungen Anlass, die Einwohner der zahlreichen umliegenden Dörfer liessen sich in grosser Menge bekehren, ja sogar der Häuptling Semkali, ein alter Gauner, liess sich taufen und heisst nun Henry Semkali. Durch die Einfälle der Wadigo nahm die Bevölkerung ständig ab, und von den Zurückgebliebenen fielen Manche wieder ins Heidenthum zurück oder traten zum Islam über. Dabei forderte das Klima schwere Opfer, mehrere Missionäre erlagen demselben und der letzte Vorsteher von Umba schrieb wenige Tage vor seinem Tode in die Hauschronik, dass die Mission trotz jahrelanger Bemühungen nur zwei Leute bekehrt habe. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, dass man Umba aufgab, oder vielmehr die Mission nach dem etwas weiter westlich gelegenen Msalaka übersiedelte. Dort ist die Gegend ziemlich dicht bewohnt, und sollen sich günstige Aussichten eröffnen. Ende September 1890 standen zu Msalaka erst einige Lehmhäuser, und ein schwarzer Lehrer leitete die

Mission. Doch wurden grössere Arbeiten und die Versetzung eines Europäers dahin geplant.

Was die Erfolge dieser langjährigen Missionsthätigkeit in Bondëi anbelangt, so können dieselben im Allgemeinen nicht besonders befriedigend genannt werden. Der Grund liegt in dem unglücklichen englischen Missionssystem, welches man etwa durch den Satz „bete und faulenze" bezeichnen kann. Dass durch die Mission der Culturzustand der Wabondëi irgendwie nennenswerth gehoben worden wäre, kann nicht behauptet werden. Allerdings hat eine Anzahl Leute das Lesen und Schreiben erlernt und das Christenthum angenommen. Wie locker jedoch dieses Christenthum sitzt, zeigen viele Beispiele, unter welchen ich eines, das sich kurz vor meiner Anwesenheit in Mkusi zutrug, erwähne.

Ein schwarzer Missionslehrer, also ein Mann, der in der Mission aufgewachsen und in Sansibar (ich glaube sogar in England) eine durchaus christlich-englische Erziehung erhalten, zeigte eines Tages dem Missionär an, dass er zu seiner Frau, mit der er christlich verehelicht war, noch eine zweite Frau zu nehmen wünsche. Er setzte hinzu, dass seine erste Frau nichts dagegen habe. Der Missionär hielt ihm natürlich vor, dass Vielweiberei bei Christen nicht üblich sei und dass er, wenn er solche treiben wolle, schon ein Mohammedaner werden müsse. Wie erstaunte er aber, als der „Christ" sich wirklich zum nächsten mohammedanischen Mwalim begab, feierlich zum Islam übertrat und die zweite Frau heiratete. Am nächsten Tage erschien er ganz harmlos wieder in der Mission, wollte seinen gewohnten Bibelunterricht mit den Kindern fortsetzen und konnte es gar nicht begreifen, warum der Missionär ihm mit Entrüstung die Thüre wies.

Dieses Beispiel, dem man viele andere beifügen könnte, mag genügen, um zu zeigen, wie rein äusserlich das Christenthum von vielen bekehrten Wabondëi aufgefasst wird. Es mag ja allerdings auch aufrichtige, wirklich gute Christen darunter geben, doch sind diese in der Minderzahl. Allen Leuten jedoch, welche mit der Mission in Berührung standen, ist ein gewisser anerzogener Dünkel eigen, welcher sie vor Allem für das praktische Leben ungeeignet macht. Ein englischer Missionsjunge als Lastträger oder Plantagenarbeiter ist

nicht denkbar, höchstens kann man ihn als Schreiber verwenden und auch da zeigt er sich meist anmassend und unzuverlässig. Durch seinen christlichen Glauben und seine dürftige Schulbildung glaubt er sich hoch über seine mohammedanischen und heidnischen Landsleute erhaben und wird doch gar oft von diesen an wahrer Tüchtigkeit übertroffen.

Diese unbestreitbaren Thatsachen wurden schon vielfach besprochen, und hat besonders in Ost-Afrika, wo man daneben die katholischen Missionen sieht, deren Zöglinge zu einfachen, geschickten Arbeitern erzogen werden, jeder unbefangene Beobachter sich zu Gunsten letzterer entschieden. Dennoch wäre es ein grosser Irrthum, die Frage, bei der es sich nur um das System handelt, als confessionelle aufzufassen.

Wer die Baseler Mission an der Goldküste kennen gelernt hat, der wird wissen, dass auch protestantische Missionen nicht nur gute Christen, sondern auch tüchtige Arbeiter erziehen können, die für den ganzen Verkehr und die coloniale Entwickelung West-Afrikas von höchster Wichtigkeit sind. Möge der deutschen Mission, die sich ja eben anschickt, in Usambara festen Fuss zu fassen, dasselbe für Ost-Afrika glücken!

Wie immer man über die Universitäts-Mission denken mag, so viel ist doch sicher, dass schon ihre langjährige Anwesenheit und die Errichtung so vieler Stationen als Vortheil für das Land zu betrachten sind. Die Leute haben sich an den Europäer gewöhnt, eine gewisse Milderung der Sitten ist unbestreitbar, und die Stationen gewähren Reisenden und Pionnieren des Handels und Plantagenbaues nicht zu unterschätzende Stützpunkte. Dass die englischen Missionäre anfangs nicht gerade erbaut darüber waren, das Land statt in englischen in deutschen Händen zu sehen, scheint mir nicht verwunderlich. Ganz entschieden möchte ich jedoch bestreiten, dass gegenwärtig von der Mission irgendwie Politik betrieben oder gar gegen die deutsche Behörde gehetzt werde. Wer in letzter Zeit die Missionen in Bondëi besucht, der wird die Ueberzeugung bekommen, dass weit eher das Gegentheil der Fall ist und dass eine Unterdrückung der Mission aus nationalen Gründen entschieden der Berechtigung entbehren würde. Im Gegentheil würde es mich freuen, dieselbe gefördert zu sehen,

besonders da sich in dem Kreise der Missionäre selbst eine Strömung zu Gunsten einer Aenderung des Systems auf Grund einer praktischeren Basis geltend macht.

Die deutschen Behörden haben noch keinen europäischen Vertreter in Bondëi und Digo, doch sind einige schwarze Akidas (Stellvertreter) eingesetzt, unter welchen Abdallah von Sega bei Magila und Mamfulla von Gombelo die wichtigsten sind. Der Vorsteher der Plantage Lewa hat, wie auch vollkommen berechtigt, mit diesen Leuten nichts zu thun, sondern übt selbst über seine Arbeiter und die Dörfer des Lewacomplexes die Gerichtsbarkeit aus, und ist in dieser Hinsicht direct vom Bezirkshauptmann in Pangani abhängig. Die englischen Missionäre jedoch unterstehen in gewisser Hinsicht den schwarzen Akidas. Abgesehen davon, dass es lächerlich aussieht, wenn ein Gentleman in einem schönen Steinhause von einem Neger in der Lehmhütte abhängt, so scheint mir ein solches Verhältniss dem Ansehen der Europäer, dem besonders in West-Afrika so hochgehaltenen „Prestige des Weissen" durchaus abträglich.

Das Wohlwollen des schwarzen „Gouverneurs", der auch unter deutscher Flagge ein Swahili bleibt, lässt sich freilich durch ein Bakschisch erkaufen, sein Uebelwollen dagegen, als das eines Mohammedaners, kann das Wirken der Mission geradezu untergraben. Die deutsche Regierung wird sich also wohl mit der Zeit veranlasst sehen, einen europäischen Beamten als politische Behörde von Bondëi einzusetzen, wenn man den englischen Missionären das Vertrauen schon einmal nicht schenken will, welches z. B. der Schwede Knutson in Kamerun geniesst.

Was die Gesinnung der Wabondëi und Wadigo anbelangt, so ist dieselbe sozusagen über jedem Zweifel erhaben: alles führt deutsche Flaggen und erstirbt in einer, allerdings noch sehr angstvollen Hochachtung vor den deutschen Behörden, deren leisester Wunsch im ganzen Lande als Befehl gilt.

V.

Usambara.

Tonguë, Mlinga und Lukindo. — Die Sigisenkung. — Das Waldgebirge. — Die Luengerasenkung. — West-Usambara. — Die Waschambaa. — Die Wambugu. — Geschichte Usambaras. — Gegenwärtige politische Lage des Landes.

Das Bergland von Usambara*) erhebt sich als selbstständige Masse aus den umliegenden Ebenen. Es zerfällt in zwei, durch eine Spalte voneinander getrennte Complexe, welchen östlich eine Gruppe loser Gebirgsinseln vorgelagert sind. Die Complexe fallen nach den Ebenen zu schroff ab, sind jedoch auf den Höhen vielfach gegliedert und zeigen nur an wenigen Stellen einen Plateaucharakter.

Das anstehende Gestein ist durchwegs Gneis und krystallinischer Schiefer. Die Streichungsrichtung ist in Ost-Usambara meridional mit östlichem Fallen, weiter landeinwärts biegt sie gegen Westen um und verläuft im centralen Theile (bei Bumbuli und im Districte Schatu) direct ostwestlich mit südlicher Fallrichtung, um hierauf wieder allmählich im Quadranten gegen Nord zu verlaufen. Im nördlichen Usambara, bei Mbaramu und Mti, ist die Streichungsrichtung wieder rein meridional mit östlichem Fallen. An manchen Stellen haben eruptive Durchbrüche stattgefunden, die sich in übergelagerten Granitmassen äussern. Vereinzelt trifft man auch Kalkspuren (wohl Urkalk), wie bei Makania, und am Fusse der Mlaloberge, bei Lungusa. Vielfach ist das Gestein mergelig verwittert oder von mächtigen, ziegelrothen Lateritmassen überlagert.

---

*) Da ich schon in einer früheren Publication (In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes, Wien 1889) Usambara näher beschrieben, so beschränke ich mich hier auf eine kurze Uebersicht mit ergänzenden Bemerkungen.

Die drei Berginseln, welche Usambara östlich vorgelagert, sind der Tonguë, Mlinga und Lukindo.

Der Tonguë, eine Landmarke der Schiffer, welche sich der Küste nähern, ragt als ansehnliche Kuppe aus dem Plateau von Bondëi auf. Er ist im Untertheile mit hohem Graswuchse bestanden, die Kammgegend und den Gipfel bedeckt hochstämmiger schattiger Wald, der jeden Ausblick hindert. Gegenwärtig ist der Tonguë unbewohnt; vor Jahren stand an seinem Nordabfall, unweit einer wasserführenden Spalte, das Fort des Sultans von Sansibar, von dem auch die letzten Spuren verschwunden sind. Später liess sich eine kleine Waschambaacolonie in der Höhe nieder, deren Hütten noch erhalten sind und den Aufständischen 1888/89 als Zufluchtsort dienten.

Der Mlinga ist ein ausgedehnter Complex, der nördlich von Magila ansteigt und einen ausgesprochenen Hauptkamm besitzt, der in einem felsigen, charakteristischen Doppelgipfel culminirt. Die Hänge sind fast durchwegs bewaldet, nur in den höchsten Regionen treten neben Felsplatten steile Grashalden auf. Dem kleinen Gebirge entströmen zahlreiche Gewässer, darunter der Mkulumusi. An den Hängen sind Waschambaa-Niederlassungen in spärlicher Zahl verstreut. Die Ersteigung des Gipfels bietet halbwegs Geübten von Misosuë aus keine besonderen Schwierigkeiten.

Nördlich vom Mlinga und von diesem durch den Sigifluss getrennt, liegt das ansehnlichere Lukindogebirge. Dasselbe hat steile Hänge, besitzt mehrere felsige Spitzen und ist fast ganz mit Wald bedeckt. Am Südende liegen die Dörfer Tununtu's, am Westabfall der kleine Complex Kwa Tschaua. Sonst ist das ganze Gebirge unbewohnt, und seine waldigen Höhen nahezu pfadlos. In allen Wäldern der drei Complexe ist Kautschuk reichlich vertreten.

Oestlich von diesen Gebirgsinseln verläuft am Fusse derselben eine breite Senkung von Magila im Süden, bis Maramba im Norden. Sie wird in ihrer Mitte vom Sigi schräg durchflossen und im Süden vom Kihuhui bewässert. Vom Norden her fliesst durch dieselbe der trockene Wasserarm Musi dem Sigi zu, aus dessen Gebiet man fast unmerklich nördlich von den Lukindobergen in jenes der Umba-Nyika gelangen kann. Die Senkung ist von mehr oder minder ansehnlichen Hügelwellen durchzogen. An

den Gewässern tritt hoher Galeriewald auf, auch sonst trifft man häufig jungen Wald mit reichlichen Schlingern und dichtem grünen Unterholz. Die allgemeinste Vegetationsform ist jedoch die verfilzter niederer Krautpflanzen und einzelner Partien meterhohen, saftigen Grases. Ein Theil der Senkung wird von fliessenden Gewässern durchzogen, die übrigen, wie der Musi, besitzen ständige Tümpel; überall könnten Brunnen leicht angelegt werden. Das Land mit seinem fetten Humus oder intensiv rothen Boden und der üppigen, oft nahezu undurchdringlichen Vegetation macht den Eindruck höchster Fruchtbarkeit. Dennoch ist es nur spärlich bewohnt, und stundenlang muss sich der Reisende durch einsame Gras- und Waldwildnisse den Weg erkämpfen. Der Grund liegt darin, dass die früher zahlreichen Bewohner durch die Kriege gezwungen wurden, die fruchtbare Niederung zu verlassen und ihre Wohnsitze im Gebirge aufzuschlagen. Am stärksten ist noch das Land in der Umgebung des Sigi und nach Magila zu bewohnt, wo man verstreute Waschambaa-Niederlassungen findet. Im Musithal findet sich nur die kleine Niederlassung Seruka.

Obwohl schon jenseits der niederen Wasserscheide gelegen, doch noch in das Gebiet dieser Senkung gehörig, ist das Dorf Maramba des berüchtigten Räuberhäuptlings Hungura. Dasselbe hat einen festen Zaun mit Vorwerken, aus viereckigen Pfostenreihen und besteht aus etwa dreissig Rundhütten. Im Innern ist ein zweiter Zaun für die Residenz des alten Hungura, eines Bruders Semboja's. Hungura hat mit der Zeit ganze Districte, so das anliegende Digoland, Misosuë und die Musigegend vollkommen entvölkert. Unter der deutschen Aera liess er allerdings das Rauben sein und pflegt vor jedem Europäer, der in seine Gegend kommt, aus schlechtem Gewissen fortzulaufen. Vor mir, der ich in Usambara kaum mehr als Europäer gelte, lief der alte Gauner freilich nicht davon, oder kehrte wenigstens sofort zurück, als er erfuhr, wer gekommen sei. So lernte ich ihn denn als hochgewachsenen, dunkelfarbigen Mann kennen, der mit allerlei Zauberkram bedeckt ist und auch in den struppigen Haaren Amulette in Form von Holzklötzchen eingeflochten hat.

Jenseits dieser Senkung steigt der östliche Complex Usambaras an, den man am besten als Waldgebirge bezeichnen kann, da er fast ganz mit dichtem hochstämmigen Walde bedeckt ist. Der nördlichste Vorsprung desselben ist dadurch bemerkenswerth, dass fünf verschiedene Völkerschaften dort nebeneinander wohnen.

Die Höhe, welche das Musithal und die Senkung bei Maramba beherrscht, haben die Waschambaa von Kilangue und Kigongoi inne, die früher auch den jetzt unbewohnten District Mtai besiedelten. Nördlich von diesen, auf den gegen die Ebene zu vorgeschobenen Gebirgsvorsprüngen leben Wakamba. Dieselben sind vor etwa zwei Generationen aus Ukambani eingewandert und haben sich in Sprache und Sitten sehr rein erhalten.

Unterhalb ihrer Wohnsitze, am Nordostfuss der Berge, liegt die Landschaft Buiti, deren prächtige Felder, Cocos- und Mangohaine von Gewässern durchzogen werden, welche dem Msembasigebiete angehören. Hier wohnen Wassegeju, die Einzigen dieses Stammes, die einen Inlandbezirk innehaben. Sie bewohnen reinliche Dörfer im Küstenstil, tragen Swahilitracht und sind durchwegs Mohammedaner. Alle, auch Weiber sprechen fliessend Kiswahili und verkehren viel mit der Küste. Doch bedienen sie sich untereinander noch ausschliesslich der Kissegejusprache, die hier reiner als sonst irgendwo gesprochen wird. Sie leben unter einer halb republikanischen Regierung und erkennen keinen der Usambarahäuptlinge an. Buiti ist ein ziemlich wichtiger Zwischenpunkt der Karawanenstrasse Tanga-Kilimanjaro. Zwischen Wakamba und Waschambaa ist im Gebirge eine kleine Wataïtacolonie eingekeilt, die zur Zeit einer Hungersnoth aus Taïta einwanderte und sich früher durch Räubereien unangenehm bemerkbar machte.

Im Westen des Bergvorsprunges liegt das palmenreiche Dalunithal, dessen Bach in der Umba-Nyika verläuft. Die Bewohner sind Wadigo, die schöne Dörfer besitzen und sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen.

Auf dem schmalen grasigen Kamme, der die Wasserscheide zwischen dem Daluni, und Musigebiet bildet, liegt in beherrschender Lage das Dorf Simbili des Häuptlings Bereko. Von dessen

Höhe, besonders gut aber von einer daneben gelegenen grasigen Kuppe sieht man bei klarem Wetter den Kilimanjaro vortrefflich, während man andererseits das Meer wahrnehmen kann. Das malerisch auf den Kamm geklebte Dorf hat etwa fünfzig Hütten.

Den rechten Hang des Musithales bildet ein Bergkamm, der bei Simbili sein Nordende besitzt, gegen Süden zu immer breiter wird und sich schliesslich zu der plateauartigen Landschaft Handëi ausweitet. Der ganze Gebirgszug, der in seinem nördlichen Theile als Kombolakamm bezeichnet werden kann, ist von dichten Urwäldern bedeckt, die sich tagelang ununterbrochen fortziehen. Der Kombolakamm besitzt steile Hänge, welche einerseits gegen das Musi- und Sigithal, andererseits gegen das Thal von Bombo abstürzen. Am Osthange liegen, meist auf vorspringenden Kuppen mitten im Walde, vereinzelte kleine Waschambaadörfer, wie der Complex Kiranga des Häuptlings Maingo, Kombola und Kiserui. Der Westhang und die Obertheile des Gebirges sind unbewohnt. Auch die bestehenden Niederlassungen wechseln ihre Lage häufig; so traf ich Dörfer, welche 1888 noch bewohnt waren, 1890 nicht mehr an, wogegen andere entstanden sind. Doch pflegen die Leute ihre Dorfschaften häufig an den Stätten alter, vor Jahren verlassener anzulegen, weil die Arbeit des Waldklärens dort doch noch leichter ist und wenigstens hohe Waldriesen nicht zu entfernen sind. So kam es, dass das Dorf Kiserui, welches Krapf erwähnt und an dessen Stätte 1888 ein dichtes Gestrüpp gedieh, jetzt wieder bewohnt ist.

Das ganze Waldgebiet ist sehr wasserreich, insbesondere der Bezirk Handëi, wo der Sigi und seine zahlreichen, ansehnlichen Nebengewässer entspringen. Handëi stellt sich als ein von Hügelzügen bedecktes Plateau dar, in welches nur die grösseren Flüsse tiefer einschneiden. Der Boden ist fast überall röthlich schwarzer, fetter Humus, dem eine Vegetation von gewaltiger Ueppigkeit entspriesst. Stundenlang durchzieht man typischen Tropenwald mit hochstämmigen Waldriesen verschiedenster Art, deren Laubkronen sich erst in bedeutender Höhe verzweigen und an welchen zahlreiche Lianen sich hinanranken und glänzendblätterige, parasitische Pflanzen wuchern. Den Boden bedeckt ein dichter Filz von Kraut-

pflanzen und Gebüschen, die besonders an den vereinzelten Waldlichtungen nahezu undurchdringlich werden. Besonders reizvoll ist die Vegetation an den klaren Bächen, an deren Ufer herrliche Baumfarne gedeihen und über welche sich malerische Lianengewinde wölben. Stellenweise fehlen die hohen Waldbäume, und man durchzieht ganze Wälder riesiger Bambusstauden, deren harte, glasige Halme allerorts hervorschiessen und abgestorben in meterhoher Schicht den Boden bedecken.

Im eigentlichen Handëi liegt der Dorfcomplex von Mgambo mit dem gleichnamigen Hauptdorfe, der Residenz Kipanga's. Mgambo hat drei concentrische Balkenzäune und etwa siebzig Hütten, welche ziemlich regellos verstreut sind. Da die Zugänge öfters durch kleine Gitter versperrt sind, so bewegt man sich in einem förmlichen Irrgarten. In der Umgebung leben auch Wambugu, die seit etwa dreissig Jahren angesiedelt sind. Der Blutmischung mit diesen ist es wohl mit zu danken, dass man unter den jungen Leuten von Mgambo so auffallend wohlgestaltete Menschen trifft. Die Mädchen von Mgambo sind die hübschesten, die ich in Usambara angetroffen.

Südlich von Mgambo in schöner Waldlichtung liegt der Complex Msasa mit dem Hauptdorfe Mangapuani, der jetzigen Residenz Kiniassi's, des rechtmässigen Häuptlings von Usambara, von dem nachher eingehend die Rede sein wird.

Der Südwesten des Handëiplateaus ist unbewohnt und von wasserreichen, feuchten Urwäldern bedeckt. Am Ostabfalle gegen das Sigithal zu liegen auf schroffen Felsgraten gleich Adlernestern die Dörfer Mkalamu und Makueli, die Grenzfesten Kimueris gegen Kipanga. Am Südabfalle, der ebenfalls stark geneigt, aber minder hoch ist, liegen, die Ebene von Bondëi beherrschend, die Dörfer Schembekesa und Maniombe und, jenseits des Bergvorsprunges bei Mruasi, zwei kleine Niederlassungen, Mbaramu und Ubiri, hinter welchen sich direct die mächtige, pfadlose Waldwildniss dehnt. Der Westabfall Handëis gegen das Luengerathal ist unbewohnt.

Zum Waldgebirge muss auch die Bergmasse von Hundu gerechnet werden, die durch einen Verbindungskamm mit dem Kombolaberge zusammenhängt. Diesem Kamme, auf dessen Nord-

abfalle das Dorf Kisara gelegen ist, entströmt der Bach von Bombo, der später noch mehrere linksseitige Zuflüsse erhält. Die Thalsohle desselben ist fruchtbar, bei den kleinen Dörfern Hafeha und Bombo fallen besonders schöne Tabakfelder auf. An den Hängen äussert sich jedoch, je weiter man thalauswärts gelangt, immer mehr der Charakter der Steppenvegetation. Auch der Fluss nimmt allmählich an Wassermenge ab, versumpft und geht in der Umba-Nyika einem raschen Versiegen entgegen. Doch ist seine Vereinigung mit dem Daluniflusse noch wahrnehmbar.

Nördlich von der Niederlassung Hamadika überschreitet die Karawanenstrasse den Bombo und führt durch dürren, stacheligen, euphorbienreichen Wald über eine Anhöhe nach Daluni. Gegen Norden zu ist der Bombo der letzte, zu allen Jahreszeiten sichere Wasserplatz bis Kitivo. Denn die auf der Karte angegebenen Wassermbuyus und Wasserlöcher sind doch nicht unbedingt verlässlich. Man thut daher t, früh Morgens von Daluni aufzubrechen und am Bombo Telekesa zu machen, das heisst abzukochen und mit so viel Wasser als möglich Mittags aufzubrechen. Man gelangt dann Abends leicht bis zu den Wassermbuyus oder auch darüber hinaus. Je weiter man gelangt, desto besser ist es, da man dann am nächsten Tage ohne Schwierigkeit schon Mittags Kitivo erreichen kann. Einen Führer für diese Tour bekommt man am besten in den Wakamba-Niederlassungen, die man am Wege von Buiti nach Daluni im Gebirge passirt und die in ständiger Verbindung mit den Wakamba von Kitivo stehen.

Die Hunduberge erheben sich steil aus dem Bombothale und fallen etwas sanfter gegen die Mschihui-Ebene ab. Sie sind wasserreich und vorherrschend mit Hochwald bedeckt. Ihr südlicher Eckpfeiler ist der Lutindi, ein wilder, gegen das Luengerathal vorgeschobener Felskopf, auf dessen Höhe die Hütten des kleinen, gleichnamigen Dorfes liegen. Ebenfalls auf schroffem, unzugänglichem Felsvorsprung am Osthange liegt das Dorf Hundu, welches in der Geschichte Usambaras eine Rolle spielte, heute aber halb verlassen ist.

Im Westen des Waldgebirges verläuft jene bezeichnende, breite Spalte, welche Usambara in zwei Hälften theilt. Sie gehört

dem Flussgebiete des Luengera an, der bei Korogwe in den Pangani mündet. Aus der Umba-Nyika gelangt man, eine niedrige Hügelkette überschreitend, fast unmerklich in die Ebene von Mschihui, die mit der Nyika fast gleiche Seehöhe hat. Dieselbe ist zwar fruchtbar und wasserreich, besitzt jedoch einen von der Sigi-Musisenkung verschiedenen Charakter, der sich besonders durch das massenhafte Auftreten der Baumeuphorbien und stacheligen Akazien äussert, die aus der Nyika ihren Weg bis hierher gefunden.

Einige Dörfer, wie Mschindi und Mascheua, sind in der Ebene verstreut, deren Wasser sich in dem Maseuasumpfe sammeln, in dessen von dürren Hügeln umgebenen trüben Fluthen zahlreiche Flusspferde sich tummeln. Aus diesem verläuft ein fast ständig trockener Wasserriss, der Kumba, dem Luengera zu. Diesem nahezu parallel und durch den Tschuruihügel davon getrennt verläuft mit ähnlichem Charakter der Mueremwa. Er entspringt in wasserreichen Quellarmen an Lutindi und Kombola; an seinem Austritte ins eigentliche Thal liegt in reizender Lage am Fusse des Lutindi der Dorfcomplex von Lungusa des Häuptlings Mbaraka, der Kipanga anerkennt. Hier gedeihen sehr schöne Pflanzungen, darunter auch einige Cocospalmen. Weiter abwärts im Mueremwathal ist der Boden grauroth, die Thalsohle hügelig mit Graswuchs und kleinen Büschen bedeckt, während der Lauf des Wasserrisses von Galeriewald begleitet ist.

Das Kumbathal dürfte einen ähnlichen Charakter haben. Beide sind fruchtbar und besitzen zwar kein fliessendes Gewässer, würden aber Brunnenanlagen zweifellos nicht die geringste Schwierigkeit darbieten. An Ueppigkeit der Vegetation sind sie freilich nicht annähernd mit jenen Gebieten zu vergleichen, welche man unterhalb der Vereinigung beider erreicht und wo die ansehnlichen Flussläufe des Luengera und Mlulu die breite, leicht gewellte Thalsohle bewässern. Der Luengera besitzt eine Breite von circa sechs Meter, der Mlulu ist fünf Meter breit, beide schneiden mindestens zwei Meter tief in den schwarzen Humus ein, ohne das liegende Gestein zu erreichen. Sie werden von schmalen, aber ziemlich hochstämmigen Galerie-Waldungen begleitet.

Das Land ist vorherrschend mit dichter Grasvegetation bedeckt, die besonders an den Hügelwellen, durchflochten von Krautpflanzen, ein fast undurchdringliches Dickicht bildet. Dazwischen sind junge Wäldchen mit wuchernden Lianen verstreut. Sumpfige Stellen, die durch emporwuchernde Raphiapalmen bezeichnet sind, treten nur ganz vereinzelt an den Wasserläufen auf. Dieses ganze Thalgebiet, von Mschihui und Lungusa abwärts bis Korogwe, welches zu den fruchtbarsten Strichen Usambaras gehört und eine bequeme Zugangsstrasse bis ins Herz des Landes eröffnet, ist gegenwärtig vollkommen unbewohnt und pfadlos. Höchstens pflegen die Sogonoi-Massai auf ihren Raubzügen manchmal die Luengerawildniss zu durchziehen, wobei sie die von zahlreichen Elephanten und Flusspferden ausgetretenen Wildpfade benutzen. Wo solche fehlen, hat man, besonders mit einer Trägerkarawane, einen harten Kampf mit den Vegetationsmassen zu führen. Im März 1890, also in der Regenzeit, war es mir nicht möglich, ins Luengerathal einzudringen, da die Graswildniss unpassirbar war. Erst Anfangs August, in der Trockenzeit, konnte ich mit sehr grossen Anstrengungen meine Absicht durchführen und mich von Korogwe bis Lungusa buchstäblich durch die Vegetation durchhauen.

Das Luengeragebiet war bis vor circa zwanzig Jahren ziemlich stark bewohnt, und Niederlassungen von Wasegua, Wassegeju und Waschambaa lagen darin verstreut. Heute noch erinnern einzelne Cocospalmen und Culturgewächse, besonders Ricinusstauden, mitten in der Wildniss an die früheren Anlagen. Der ganze Vegetationscharakter, besonders das Fehlen hochstämmiger Wälder, deutet auch auf solche hin. Zur Zeit der Unruhen unter Semboja und der darauffolgenden Kämpfe dieses mit Kipanga wurde das Thal aber vollkommen entvölkert, und Niemand wagte es, sich dort niederzulassen, obwohl die Fruchtbarkeit und Schönheit des Thales allgemein bekannt ist.

Jenseits der Luengerasenkung erhebt sich der ausgedehnteste und höchste Theil Usambaras. Mit Ausnahme eines kleinen Theiles, der Landschaft Haschatu, welche ziemlich dürren Charakter hat, ist auch hier das ganze Gebiet durch sehr bedeutenden Wasserreichthum ausgezeichnet. Die ununterbrochene Folge mächtiger

Regenwälder, die für das Waldgebirge so bezeichnend, fehlt jedoch hier. Der Wald tritt nur in vereinzelten, kleineren Complexen auf, zwischen welchen sich Hochweideland mit feinem Graswuchs und niedrige Farn- und Erikavegetation befindet. Dieses offene Bergland, wo stets kühle Luft herrscht und der Blick frei über die Kuppen und Thäler schweifen kann, ist für den Europäer ein herrlicher Aufenthalt, während die dunkeln Urwälder des Waldgebirges mit ihrer erdrückenden Fülle immerhin ein beklemmendes Gefühl auf ihn ausüben.

Die Einzelbeschreibung schliesst sich am besten an die Flussläufe an.

Im Quellgebiet der Kumbazuflüsse erheben sich die Mschihuiberge, deren abenteuerliche Felsgipfel von der See aus sichtbar sind, bis zur Höhe von nahezu 2000 Meter. Da ragen aus dem Kamme die schroffen Zinnen des Mavumbi, Mpai und Gombelo auf, sowie, gegen die Umba-Nyika vorgeschoben, die sargförmige, mächtige Felsmasse des Bandi. Der Fuss dieser Berge trägt deutlichen Steppencharakter; höher oben wird das Land wasserreicher, und dichter Bergwald tritt auf, in dem die verschiedenen kleinen Niederlassungen verstreut sind. Da liegt am Südhange die kleine Wataïtacolonie Msagassa und mehrere Waschambaadörfer, am Nordhange das Dorf Mtai mit etwa zwanzig Hütten, dessen Bewohner sich hauptsächlich von süssen Kartoffeln nähren, und der Wakamba-Dörfercomplex Dara. In dessen Mitte steht ein kolossaler Baum mit weitverzweigter Laubkrone, zwischen dessen Wurzeln ein prächtiger kleiner Bach entspringt. Dort pflegen sich die Dorfbewohner tagsüber aufzuhalten und ihre Rundtänze mit angenehmer Gesangsbegleitung aufzuführen. Es sind wohlgebaute, schlanke Leute mit dunkler Hautfarbe, glänzenden Augen und aufgeweckten, an die Somali erinnernden Gesichtszügen. Sie gehen bis auf einen Lendenschurz unbekleidet, lassen die Haare in einem Büschel am Scheitel stehen und tragen Eisenkettchen in den Ohren. Sie sind heiterer Gemüthsart und scheinen geistig weit beweglicher als die umwohnenden Waschambaa, mit welchen sie gute Freundschaft halten und deren Häuptling Schatu sie anerkennen. Es ist eine Zweigcolonie der Wakamba-Niederlassung Kitivo. Wenn man die Leute fragt, warum

sie ihre Heimat verlassen, um sich hier niederzulassen, deuten sie als Antwort unabänderlich auf ihren — Magen. Sie sind zur Zeit einer Hungersnoth vor circa 20 bis 25 Jahren aus Ukambani ausgewandert.

Im Süden der Mschihuiberge liegt das Gebiet Haschatu des Häuptlings Schatu, der in einem kleinen Dorfe im Gebirge haust. Die Landschaft liegt vollkommen im Windschatten der Seewinde, ist daher sehr arm an Niederschlägen und besitzt kein ständiges Gewässer. Die Vegetation, welche die steinigen Hänge bedeckt, trägt Steppencharakter, die spärliche Bevölkerung sieht arm und verkommen aus. Haschatu ist entschieden der ungünstigste, eigentlich der einzig arme District in Usambara.

Schon die Berge im Süden desselben, welche das rechte Kumbaufer einfassen, sind bedeutend fruchtbarer. Sie werden in der Mitte von einem schönen Wasserlaufe, dem Mkolo, durchzogen, der in den oberen Luengera mündet. Das Quellgebiet desselben und das seiner Zuflüsse ist leicht versumpft, da die Bäche bei dem Plateaucharakter der Gebirgsmitte nur geringes Gefälle haben. Das leichtgewellte Land ist dort vorherrschend grasig mit eingestreuten Waldgruppen. Hier liegt das Dorf Handëi, des Häuptlings Mschusa. Zu dessen Gebiet gehört auch das weiter nördlich, am Steilabfalle gegen Haschatu zu gelegene Dorf Kongoi. Den Mkolo abwärts verfolgend, gelangt man in dichten Bergwald, den viele kleine Bäche durchströmen und in welchem ansehnliche Waschambaadörfer, wie Ngului und auch einige Wapare-Niederlassungen verstreut sind. Auf ihren Höhen sind die Berge des linken Thalrandes jedoch begrast und tragen am Kamme die Dörfer Malela und Schembekesa. Letzteres ist ähnlich wie Lutindi auf einem gegen das Luengerathal vorgeschobenen Felsgrat gelegen, der nach drei Seiten in schroffen Abgründen abfällt. Auf der rothen Lehmterrasse, welche diesen Gipfel bedeckt, sind etwa dreissig Hütten verstreut.

Das Quellgebiet des Luengera, der hier Muine genannt wird, bildet den District Bumbuli. Derselbe ist von Wald und Hochweiden bedeckt und ziemlich reich an Vieh. Von den am Thalhange des Muine und seiner Nebenflüsse gelegenen Dörfern sind Bumbuli, Mayo und Tanda die wichtigsten.

Bumbuli, eines der ältesten und berühmtesten Dörfer Usambaras, welches früher immer den jeweiligen Thronfolger als Jumbe hatte, liegt auf einer ausgedehnten rothen Lehmgruppe, in einer das Muinethal mit dem rauschenden Gebirgsbach beherrschenden Lage. Die Hütten, etwa 150 an der Zahl, liegen auf kleinen Terrassen verstreut. Sie sind jedoch verfallen und vielfach unbewohnt, überhaupt ist der Ort recht menschenleer und offenbar in Abnahme begriffen. Der Grund liegt in den politischen Verhältnissen, welche einen grossen Theil der Bewohner veranlasste, auszuwandern. Der ganze prächtige District Bumbuli ist jetzt spärlich bewohnt, die Felder sehen vernachlässigt aus, angebaut werden vorzugsweise Bananen. Das Dorf Bumbuli besitzt keine Einzäunung. Als Häuptling ist ein Mhiaosklave Kimueris, ein aufgeblasener, frecher Geselle, eingesetzt. An den Quellen des Muine liegen die Berglandschaften Baga und Mavrui, beide mit Wald und Hochweiden bedeckt und bis auf einige Wapare- und Wambugu-Siedelungen unbewohnt.

Zu den schönsten Weidegebieten Usambaras gehören die zwischen Mkomasi und Luengera aufragenden Gebirge. Nordwestlich von Korogwe erheben sich die steilen, das Quellgebiet des Mbesabaches bildenden Berge von Wugire. Der Hauptort dieser Landschaft, Kwa Schihui, ist weitaus das tollste, aber auch malerischeste Bergnest des an romantischen Dorfanlagen nicht armen Usambara. Aus der üppigen Hochweidevegetation des Hanges erhebt sich, umrahmt von prächtigen Laubbäumen, ein wilder Felszahn, der nur auf einer, durch starken Zaun gesperrten Seite zugänglich ist. Seine Höhe bildet eine steile, unter circa dreissig Grad geneigte Lehmwand. Auf dieser sind die vierzig niedrigen Bienenkorbhütten des Dorfes verstreut. Sie liegen auf kleinen Terrassen, die in den rothen Lehm eingearbeitet sind. Von einer zur anderen führen regellose, meist felsige Pfade, auf welchen man auf allen Vieren klettern muss. Den höchsten Punkt, wo der Fels durch eine tiefe Spalte von dem dahinter aufragenden, mauerartigen Gneisblock getrennt ist, nehmen die Hütten des Häuptlings Schihui ein. Dieser, ein bärtiger, schwarzer Bursche, der durch die Narbe eines schweren Säbelhiebes, den er im Kriege über die Stirn bekam, ein verwegenes Aussehen erhält, passt vortrefflich zu der wüsten Umgebung und verbringt seine

Tage unter einem kleinen Schutzdach am Gipfel seines Felsens, von wo er weit hinaus ins Land lugen kann.

Wugire ist für Viehzucht etwas zu steil, gleich dahinter jedoch, an dem Quellzuflusse des Mlulu, trifft man das schönste Weideland, welches die Kuppen bedeckt, während an den Thalhängen wahre Bananenwälder gedeihen. Hier liegen mehrere ansehnliche Dörfer, wie Maluati mit etwa fünfzig, Mlalo mit siebzig und Bungu mit vierzig Hütten. Alle sind mit lebenden Zäunen umgeben, was ihnen ein freundliches Aussehen gibt. Man sieht ziemlich viele Tabakfelder. Die Hauptsache ist aber hier die Viehzucht, allerorts sieht man Heerden schöner wohlgenährter Buckelrinder weiden, die Abends in die Umzäunungen getrieben werden. Dieser herrlichen Landschaft steht eine „Prinzessin" vom Wakilindigeschlechte, eine lichtfarbige, schlanke, nicht unschöne Dame vor, die in Bungu residirt und unter dem mächtigen, vor dem Dorfthore gelegenen Baume ihre Rathsversammlungen abhält. Im Uebrigen verrichtet sie alle weiblichen Arbeiten, stampft Getreide und kocht das Essen für den „Prinzgemahl".

Aehnlichen Charakter haben die Landschaften am oberen Wuruni und seinen Zuflüssen, die sich ebenfalls durch kühle Temperatur und offene Weidegebiete auszeichnen. Nur an den Bächen, unter welchen der Wuruni selbst einen hübschen Wasserfall bildet, gedeihen kleine Wäldchen mit schönen Baumfarnen und Phönixpalmen. Zahlreiche ansehnliche Dörfer, darunter das bedeutendste Manka, sind an den Hängen verstreut, auch einige Wambugu-Niederlassungen kommen vor. Ueberall wird viel schönes Rindvieh gehalten. Die Sohle des Wurunithales ist breit und fruchtbar, doch nur schwach bewohnt.

An der Mündung des Baches in den Mkomasi, dehnt sich ein grosser Sumpf aus, südlich welches die Waseguacolonie Tarawanda liegt, ein bekannter Zwischenplatz der Karawanenstrasse, welche von hier über das palmenreiche Maurui nach Korogwe führt.

In Tarawanda halten sich ziemlich ständig kleine Swahilihändler auf, die Tabak, Samli und Kleinvieh in Usambara erhandeln. Der Weg von Tarawanda durch das Wurunithal ist jedenfalls die leichteste Zugangsstrasse nach dem viehreichen

Weidegebiete Süd-Usambaras, und als solche nicht unwichtig. In der Nähe der Wurunimündung soll sich eine kleine Wakuafi-colonie befinden.

Vom oberen Wurunigebiet gelangt man, eine Jochhöhe bei Nguiro übersteigend, ins Gebiet des Mombo, eines Flusses, der einen grossen Theil Central-Usambaras entwässert. Er besitzt eine enge Thalmündung gegen den Mkomasi zu und strebt in seinem Unterlaufe in Schnellen und Wasserfällen aus der Hoch-region nach abwärts.

In der Höhe von 1400 Meter, also 1000 Meter oberhalb des Mkomasithales, liegt an einem Nebenbache des Mombo, dem Kosoi, auf breiter, beherrschender Lehmkuppe, Wuga, das Hauptdorf Usambaras. Dasselbe hat etwa 300 Hütten und besitzt keine Umzäunung, doch wird es von einer engen, beiderseits eingezäunten Strasse durchschnitten, die zu einem freien Platze am Gipfel des Hügels führt. In der Nähe desselben liegt der Hüttencomplex und Harem Kimueri's. Seit die deutsche Flagge auf einer Anhöhe bei Wuga gehisst wurde, gilt der Zauber, demzufolge kein Europäer das Dorf betreten durfte, für gebrochen. Doch darf ein Bett irgend welcher Art noch immer nicht nach Wuga gebracht werden, und die Eingeborenen schlafen auf Brettern am Boden. Von Wuga führt ein leichter Jochübergang am Kwa-Mongoberg vorbei nach Bumbuli.

Im Mittellauf sind der Mombo und seine Zuflüsse von Bergzügen eingeengt, auf deren Höhe verschiedene Waschambaa-Niederlassungen, wie Gale, Kugulunde, Mbusi und Andere verstreut sind. Seine Quellflüsse, besonders der Mkusu, entwässern jedoch das plateauartige, von welligen Hügelzügen bedeckte, grasige Kwambuguland. Die Thäler desselben haben nur spärliches Gefälle, die Wasserläufe sind vielfach versumpft. Mit seinen weiten Grashalden und den eingestreuten Wäldchen, an deren knorrigen Bäumen lange Bartflechten gedeihen, mit seiner kühlen Luft und dem häufigen, alles verhüllenden Nebelschleier, erinnert Kwambugu lebhaft an europäische Alpenböden. Dem Centrum des Plateaus entsteigt eine breite, mit hochstämmigem Wald bedeckte Bergmasse, der Magamba, der höchste Gipfel Usambaras. Ueber das Land sind die spärlichen Weiler der Wambugu ver-

streut, die eifrig der Rindviehzucht obliegen, doch besonders in neuerer Zeit durch Massai-Einfälle schwer zu leiden haben.

Eine der schönsten Landschaften Kwambugus, der District Schumme, ist in Folge dessen unbewohnt, und die saftigen Grashalden liegen auf weiten Strecken menschenleer. Anbau wird in dieser Gegend keiner getrieben, höchstens sind es einige versprengte Wapare, die als Ackerbauer unter den viehzüchtenden Wambugu leben. Von den Waschambaadistricten im Quellgebiet des Umba ist Kwambugu durch hohe, waldige Bergkämme getrennt.

Bevor wir uns diesen Umbalandschaften zuwenden, die zu den gesegnetsten Usambaras gehören, sei noch in Kürze des Gebirgsrandes gedacht, der nördlich von der Mombomündung gegen die Mkomasiebene abfällt. Derselbe ist durchaus steil, oft fast jäh und felsig, meist von wilden Felskämmen gekrönt. Auch bei Masinde, der Residenz Semboja's, fällt er schroff ab und kann nur auf einem Wege erklettert werden, dessen Begehung schon einige alpine Fertigkeit erfordert. Zwischen diesem Absturz und dem Sumpfgebiet des Mkomasi liegt Masinde, ein schmutziges, verwahrlostes Dorf mit gemischter Waschambaa- und Waseguabevölkerung und circa hundert Hütten. Das Dorf besteht erst seit etwa dreissig Jahren und wurde von Semboja nur angelegt, um Durchgangszoll von den Karawanen erheben zu können. In Hinsicht auf diesen Zweck muss die Anlage allerdings eine meisterhafte genannt werden, da es Karawanen, welche sich überhaupt auf dieser Strasse bewegen, nahezu unmöglich ist, den Ort zu umgehen. In neuerer Zeit wurde vom deutschen Reichscommissariat ein Militärposten in Masinde stationirt.

In der Nähe von Masinde hausen stets einige harmlose Wakuafi, die in Tracht und Aussehen völlig Massai gleichen. An einem Bergvorsprung oberhalb des Dorfes liegt die Niederlassung Kwamba, auf der Kammhöhe Mlago. Wenn man den Rand des Abfalles im Mkomasithale weiter verfolgt, gelangt man nach der Wakambacolonie Mkumbara, bei welcher ein Bächlein den Bergen entströmt. An dessen Quelle, etwa in der Mitte des Bergabsturzes, liegt die kleine Niederlassung Tulii, die derart von wilden Felskämmen umgeben ist, dass kein Pfad von

dort direct nach Kwambugu und Mlalo führt. Auch der weitere Abfall, der gegen die Steppe der Mkomasigegend abstürzt, ist äusserst schroff und unzugänglich. Doch ist er nicht völlig unbewohnt, und in den kleinen, weltentlegenen Thälchen haben einzelne Waschambaa ihre versteckten Siedelungen angelegt.

Ich stiess mit meiner Karawane auf eine solche Namens Lugulua, als wir daran waren, den 1200 Meter hoch aufragenden Absturz bei Schumme abzuklettern, wobei wir stellenweise die Lasten abseilen mussten. In dichten Nebel gerathen, befanden wir uns keineswegs in angenehmer Lage und arbeiteten uns mit grosser Mühe durch einen steilen Felskamin nach abwärts, bis wir plötzlich zu unserem höchsten Erstaunen in dieser Wildniss ein verborgenes Thal erreichten, wo an sprudelnder Quelle Bananenbestände, Zuckerrohrfelder und sorgfältig gehaltene Pflanzungen aller Art, kurz, ein kleines Tropenparadies uns überraschte, dessen einziger Bewohner ein Mschambaa war, der sich mit Weib und Kind hier niedergelassen.

Durch die Ebene, in Sicht des Gebirges, zieht sich die Karawanenstrasse von Mkumbara nach Kwa Kihungui, eine Strecke, auf der kein Wasser zu erlangen ist.

Den Norden Usambaras nehmen die Landschaften Mbalu, Mbaramu und Schele ein, von welchen erstere dem Gebiete der Mkomasisteppe, die letzteren dem Umbagebiete angehören. Der Landschaftscharakter Mbalus gleicht jenem Kwambugus, die Bewohner sind fast ausschliesslich Wapare. Nur der Hauptort Maringo, dessen zehn ärmliche Hütten auf einer Felskuppe am furchtbar gähnenden Abgrund der Ebene liegen, ist, wie man schon aus dieser halsbrecherischen Anlage schliessen könnte, von Waschambaa bewohnt. Gegen das Gebirge zu ist Maringo durch einen Dornenzaun geschützt, der sich etwa im Umkreis einer halben Stunde um den Ort zieht und sämmtliche Felder und Weiden einschliesst. Er ist nur durch ein niedriges Balkenthor zugänglich. In den Feldern sind ausserdem noch Holzstacheln als Fussangeln eingesetzt. Alle diese Schutzmassregeln gelten den Massai.

Die Mbaramudörfer liegen an den Hängen und auf der Sohle jener schönen Gebirgsbucht, die von den zahlreichen Quell-

flüssen des Mbaramuflusses bewässert wird. Die Hänge sind ziemlich stark geneigt, auf den Kuppen herrscht grasiges Hochweideland vor, an den Bachthälern und in den Mulden sind oft kleine Waldgruppen verstreut. Obwohl nicht das grösste, so gilt doch das Dorf Mbaramu als Hauptort, und dient dem wohlbeleibten Häuptling Schekulavu als Residenz, der als Oberhaupt des ganzen Complexes anerkannt wird. Die Hütten des Dorfes (etwa 60) sind auf einem Hangvorsprung gelegen.

Höher und in imponirenderer Lage befindet sich weiter westlich das Bergdorf Mti, welches auf einer grellrothen, weithin sichtbaren Kuppe errichtet ist. Dieser Ort wurde im Februar 1890 von Dr. Schmidt mit der Gebirgskanone von unten aus beschossen, weil es dem Häuptling Kungui nicht möglich war, rasch genug von seiner Höhe herabzukommen. Das Dorf hat etwa hundert zwischen Felsblöcken zerstreute Hütten, von welchen aus man eine prächtige Aussicht auf die Ebene und den Kilimanjaro geniesst. In noch höherem Grade ist das bei Mtai der Fall, welches auf dem schmalen Kamm der Wasserscheide zwischen dem Umba und einem Zuflusse der Mkomasi-Nyika liegt. Letzterer bildet ein kleines Thal, an dessen Austritte die Niederlassung Mkundi gelegen ist. Mtai hat etwa 100 Hütten, einen lebenden Zaun und zahlreiche, schöne Rinder. Die Eingeborenen steigen selten von ihrer Höhe herab und verkehren nur mit den Nachbarn von Mbalu. Doch kommen die befreundeten Wasegua von Kihuiro öfters dahin, um Producte für die Küstenleute einzukaufen.

Die Niederung, welche am Fusse der Mbaramuberge liegt und von den Abflüssen derselben bewässert wird, ist mit schattigem Walde und schönen Pflanzungen bedeckt, welche viele künstliche Wassercanäle durchziehen. Der Hauptort ist Mnasi, ein Waschambaadorf, in welchem ein Sohn Schekulavu's regiert. Daneben sind noch einige kleinere Dörfer und Wakamba-Niederlassungen. Die Karawanenstrasse führt hier einerseits um das Nordcap von Usambara nach Lungusa und Kitivo, andererseits nach Gonja. Letzterer Ort ist schwer in einem Marsche zu erreichen; man thut daher gut, am Pondebach abzukochen, Mittags aufzubrechen und dann in der Steppe zu übernachten.

Man erreicht dann bei guter Zeit Gonja. Ein anderer Weg soll direct nach Pare Vikombe führen und einige Wasserlöcher beim Hügel „Ngurungani" berühren.

Den Ostrand der Gebirgsbucht von Mbaramu bildet jener bezeichnende Bergvorsprung, der den Mbaramufelsberg und jenen Gipfel trägt, auf dem das kleine Dorf Pungule liegt. Dieser Kamm setzt sich im Gebirge fort und erhebt sich zu dem breiten, von dichtem Bergwalde bedeckten Schagaiuberg, der die Grenze gegen die Landschaft Schele bildet. Der Mittelpunkt derselben ist die Mulde von Mlalo, welche dem Umba seinen Ursprung gibt. Allerseits von hohen, waldigen Bergen umschlossen, öffnet sie sich nur nach jener Richtung hin, wo der Umba in enger Schlucht der Ebene zustrebt. Die Sohle der oblongen Mulde gleicht einer einzigen, von saftigen Rasen und Farnwiesen unterbrochenen Pflanzung. Sie ist von Hügeln bedeckt, zwischen welchen der wasserreiche Umba mit seinen kleinen Zuflüssen strömt. An den Hängen sieht man dichte Bananenbestände, dazwischen Zuckerrohrfelder, Mais, Bohnen, Kürbisse und Tomaten; alle Felder sind vortrefflich gehalten. Auf den Weiden grasen zahlreiche, wohlgenährte Rinder, andere pflegen die Leute von Mlalo auf die Hochebene von Kwambugu zu treiben. Alle Siedelungen und Bewohner dieser reizenden Landschaft zeigen einen gewissen Wohlstand, die Dörfer haben gute Hütten und reinliche Wege und Plätze, die Menschen sind wohlgenährt und gut gekleidet.

Das Hauptdorf ist Mlalo, auf einer gegen die Ebene zu vorgeschobenen Felskuppe gelegen mit etwa hundertfünfzig Hütten. Es untersteht dem alten Häuptling Sikiniassi (auch Simbili genannt), der gegenwärtig die höchste Autorität in Nord-Usambara ausübt und von Kimueri und Semboja völlig unabhängig ist. Er selbst wird freilich nach und nach unzurechnungsfähig, und fast alle Befehle, die von ihm ausgehen, stammen eigentlich von seinem Sohn, einem aufgeweckten, lichtfarbigen jungen Manne her, der jetzt die Hauptperson in Mlalo ist. In der Mulde liegen noch Handëi und Mlangoi mit je fünfzig Hütten und zahlreiche kleinere Niederlassungen; im Ganzen dürfte sie etwa 3000 Einwohner haben. Nach meinem ersten Besuche in Mlalo mit Dr. Hans Meyer, 1888, regte ich die Anlage einer Mission oder

sonstigen Culturstation dort an. Ich freue mich, dass dieser Aufruf nicht ungehört verhallt, sondern die Deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft bewogen hat, die Gründung einer Station in Mlalo zu beschliessen und bereits ins Werk zu setzen. Ich zweifle nicht, dass der freundliche Sinn der dortigen Eingeborenen den Missionären gute Aussichten eröffnet, umsomehr, als diese in einer so paradiesisch schönen, fruchtbaren und nach meiner Ueberzeugung auch gesunden Landschaft günstige Vorbedingungen antreffen, wie sie wohl selten an einem anderen Punkte vereinigt sind.

In der Niederung unterhalb Mlalo, wo der Umba und seine Zuflüsse in die Ebene treten, breitet sich die fruchtbare Landschaft Kitivo mit den Dörfern Lungusa und Kitivo aus, wo Waschambaa unter Statthaltern Skiniassi's leben, und einer grösseren Wakamba-Niederlassung, deren Hauptort Mgalo heisst. Kitivo ist ein bekannter Rastplatz der Karawanen, die von Tanga oder Wanga nach dem Kilimanjaro ziehen. Bei Lungusa steht Kalkstein an.

Oestlich von Mlalo liegen am Abfalle und auf den Höhen noch mehrere kleine Dörfer, die bei dem in die Ebene vorgeschobenen Doppelgipfel Kimbo an Schatu's Gebiet grenzen. Damit ist unser Rundgang durch Usambara vollendet.

Was die Hauptmasse der Bewohner Usambaras, die Waschambaa, anbelangt, so sind dieselben zweifellos aus dem Süden eingewandert und mit den Wasegua nahe verwandt. Ob sie als versprengte Wasegua zu betrachten sind, oder nur mit diesen einen gemeinsamen Ursprung besitzen, mag dahingestellt sein, thatsächlich bewohnen sie schon seit vielen Jahrhunderten Usambara und haben sich selbstständig entwickelt. Sie fühlen sich als eigener Stamm und stehen den Wasegua vielfach feindlich gegenüber, obwohl ihre Sprache, das Kischambaa, kaum dialektisch vom Kisegua abweicht. Sie haben das ganze Gebirge mit Ausnahme der von Wambugu und Wapare spärlich besiedelten Gebiete inne. Ausserhalb Usambaras leben Waschambaa am Mafiberg, in Gonja und Umgebung, bei Kisuani, Muemba und Makania (Kwa Mpesa), sowie bei Buiko am Panganiflusse.

Die Stammesmarke der Waschambaa besteht aus einer leichten Narbenvertiefung in der Mitte der Stirne. Die beiden vordersten,

oberen Schneidezähne werden spitz ausgesplittert, in den nördlichen Districten pflegt man sogar nach Pare-Art die Schneidezähne zuzuspitzen. Die Weiber tragen den Schädel meist kahl, die Männer ebenfalls bis auf einen kleinen Haarschopf am Scheitel. Beschneidung ist üblich. Die Bekleidung bestand ursprünglich aus fein gegerbtem Lederzeug, doch wird jetzt meist Baumwollzeug blauer Farbe (Kaniki), häufig mit rothen Rändern (vitambi barasati) getragen. Als Schmuck dienen Glasperlen, Eisen- und Messingdraht. Fes und weisse Nachtmützen sind als Kopfbedeckung beliebt, bei Häuptlingen auch die bunten importirten „Jumbemützen". Als Bewaffnung dienen eingeführte Kapselgewehre, Bogen und Pfeile, Speere und Kurzschwerter. Schilder sind nicht mehr üblich, sie wurden früher aus Rhinoceroshaut gefertigt und waren nur etwa 50 Centimeter lang.



Schild der Waschambaa.

In Usambara wird viel Tabak geraucht, den die Waschambaa zu runden Platten pressen und auch in dieser Form verkaufen. Die Pfeifen haben einen kleinen schwarzen Thonkopf und langes Rohr.

Die Dörfer werden mit besonderer Vorliebe auf hohen, beherrschenden Punkten angelegt. Die Hütten werden nach zwei verschiedenen Typen gebaut, für welche beide das Vorhandensein eines Mittelpfeilers bezeichnend ist. An Hausgeräthen sind nur dreibeinige Stühlchen, Topfwaaren, Körbe und Hühnerkäfige, sowie Holzmörser zu bemerken. Die Hauptnahrung liefern Mais und Bohnen, nur stellenweise durch Bananen und süsse Kartoffel ersetzt. Ein berauschendes Getränk wird aus Zuckerrohr gewonnen. Nutzthiere sind Hühner, Ziegen, Schafe und Rinder; Hunde und

Katzen werden allgemein gehalten. Ebenso ist die Bienenzucht sehr verbreitet.

Kupferpesa nehmen im ganzen Lande immer mehr an Verbreitung zu. Fast von allen Orten pflegen kleine Karawanen mit Honig, Butter, Tabak, Melasse, Bohnen oder etwas Kautschuk nach den Küstenplätzen, besonders nach Wanga, Mansa und Pangani zu gehen, um europäische Waaren, hauptsächlich Baumwollzeug einzutauschen. Auch findet man kleine Swahilihändler stets am Rande des Gebirges. Das innere Leben der Waschambaa ist noch ziemlich wenig bekannt, dürfte jedoch viel Gemeinsames mit dem der Wabondëi aufweisen.*)

Zu den merkwürdigsten Stämmen, die das Hinterland von Tanga bewohnen, gehören die Wambugu, die heutzutage vorzugsweise in den grasigen, plateauartigen Landschaften des nördlichen mittleren Usambara ihre verstreuten Siedelungen besitzen. New erwähnt dieselben zuerst, doch besuchten erst Dr. Hans Meyer und ich 1888 ihr Ländchen und vermutheten damals in ihnen den Ueberrest einer Urbevölkerung von Usambara. Mein neuerlicher Besuch von Kwambugu, vorzugsweise aber meine Nachforschungen in Pare haben jedoch ergeben, dass diese Ansicht irrthümlich war und dass die Wambugu verhältnissmässig junge Siedler in Usambara, jedenfalls weit jüngere als die Waschambaa sind.

Der Abstammung nach sind die Wambugu Wakuafi, wie schon aus ihrem, den Massai gleichenden Aeussern und der ausschliesslichen Beschäftigung mit Viehzucht hervorgehen könnte. Ueberdies geben die älteren Leute unter ihnen dies selbst zu und lauten die übereinstimmenden Aussagen erfahrener Waschambaa und Wapare in diesem Sinne. Ausserdem erklären die in Nord-Unguu lebenden Wakuafi die Wambugu für ihre Stammesbrüder. Bei irgendwelcher Gelegenheit wurden jene Wakuafi, welche die Vorfahren der heutigen Wambugu sind, veranlasst, ihre heimatlichen Steppen zu verlassen und mit ihren Heerden das wahrscheinlich vorher unbewohnte Paregebirge dauernd zu besiedeln. Ob Dürren oder Niederlagen durch die eindringenden Massai sie dazu veranlasst, mag dahingestellt bleiben. Dass sie gerade Pare

*) Näheres über die Waschambaa und Wambugu siehe am angeführten Ort p. 159 ff.

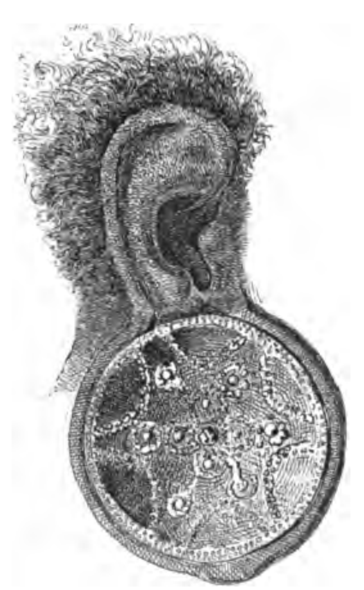
gewählt, hat nichts Auffallendes, denn sie kannten und besuchten dieses Gebirge wohl schon längst, ähnlich wie heute die Massai nicht selten aus ihren trockenen Ebenen in die fast unbewohnten Gebirgsstöcke von Pare Kisungu, Pare Kwa Mdimu und Tusso steigen, um wenigstens zeitweise reichliches Wasser und saftige Weiden für ihr Vieh zu gewinnen.

Die Wambugu scheinen damals die einzigen Bewohner Süd-Pares, vielleicht auch Mittel- und Nord-Pares gewesen zu sein, wo sie anfangs wohl nomadisirend, später eine halb sesshafte Lebensweise annahmen, ähnlich wie die Wakuafi in Nord-Unguu. Doch blieben sie nicht lange ungestört, denn immer mächtiger drängten Auswanderer des Bantustammes nach, die Vorväter der heutigen Wapare. Die Wambugu waren diesen Ankömmlingen gegenüber schon durch ihr zähes Festhalten an der Viehzucht im Nachtheile, während die Bantu auch Ackerbau betrieben. Da die Wambugu nun aber Feldfrüchte wohl geniessen, nicht aber selbst cultiviren wollen, so kamen sie schon dadurch in Abhängigkeit von ihren Nachbarn. Sie verschwanden immer mehr, wurden aufgesogen, deutliche Spuren im Aeussern und manche Sitten der heutigen Wapare hinterlassend.

Der Rasse nach rein, erhielten sie sich nur im Norden von Süd-Pare, im District Kuisu und in Buambua, dem südlichen Theil des Centralplateaus. Aber auch dort vermochten sie sich nicht bleibend zu halten. Vor etwa drei Generationen, als eine schwere Hungersnoth Pare verheerte, verliessen die mit ihren Heerden leicht beweglichen Wambugu Kuisu und übersiedelten nach Usambara, wo sie den nach ihnen benannten, vorher wohl unbewohnten oder spärlich von Wapare besiedelten District Kwambugu besetzten. In Kuisu blieben nur eine oder zwei Familien zurück, deren letzter Nachkomme, ein hochbetagter Greis, vor kurzer Zeit in Muhesi starb. Dieser erzählte, dass die erste Besiedelung Kwambugus zur Zeit seines Grossvaters stattgefunden habe. In Buambua erhielten sich bis auf die jüngste Zeit Wambugu, doch haben die letzten während einer Hungersnoth (etwa 1887) das Land verlassen, um nach Usambara auszuwandern. Es gibt also heute in ganz Süd- und Mittel-Pare keine Wambugu mehr.

Was die kleine Wambugucolonie in Nord-Pare, an der Grenze von Usangi und Ugueno anbelangt, so ist dieselbe erst sehr jungen Ursprungs und aus dem Süden (aus Usambaraoder Buambua) vor höchstens zwei Generationen eingewandert. Die dortigen Wambugu haben bereits Haartracht und Hüttenform der benachbarten Wapare angenommen und scheinen rascher Absorption entgegenzugehen.

Nach Kiniassi's Verdrängung durch Semboja und Kimueri wanderte ein Theil der Wambugu mit Ersterem aus und siedelte sich unweit Mgambo in Handëi an. Sie nahmen dort mehr und mehr Tracht und Sitten der Waschambaa an, ich sah sogar Wambugu mit der Kischambaamarke auf der Stirn, mit Sansibarhemden und Fes, die dennoch durch ihren Gesichtstypus sofort als solche erkennbar waren. Merkwürdigerweise haben die Waschambaa dieses Theiles von Handëi ihrerseits die Hüttenform der Wambugu angenommen.

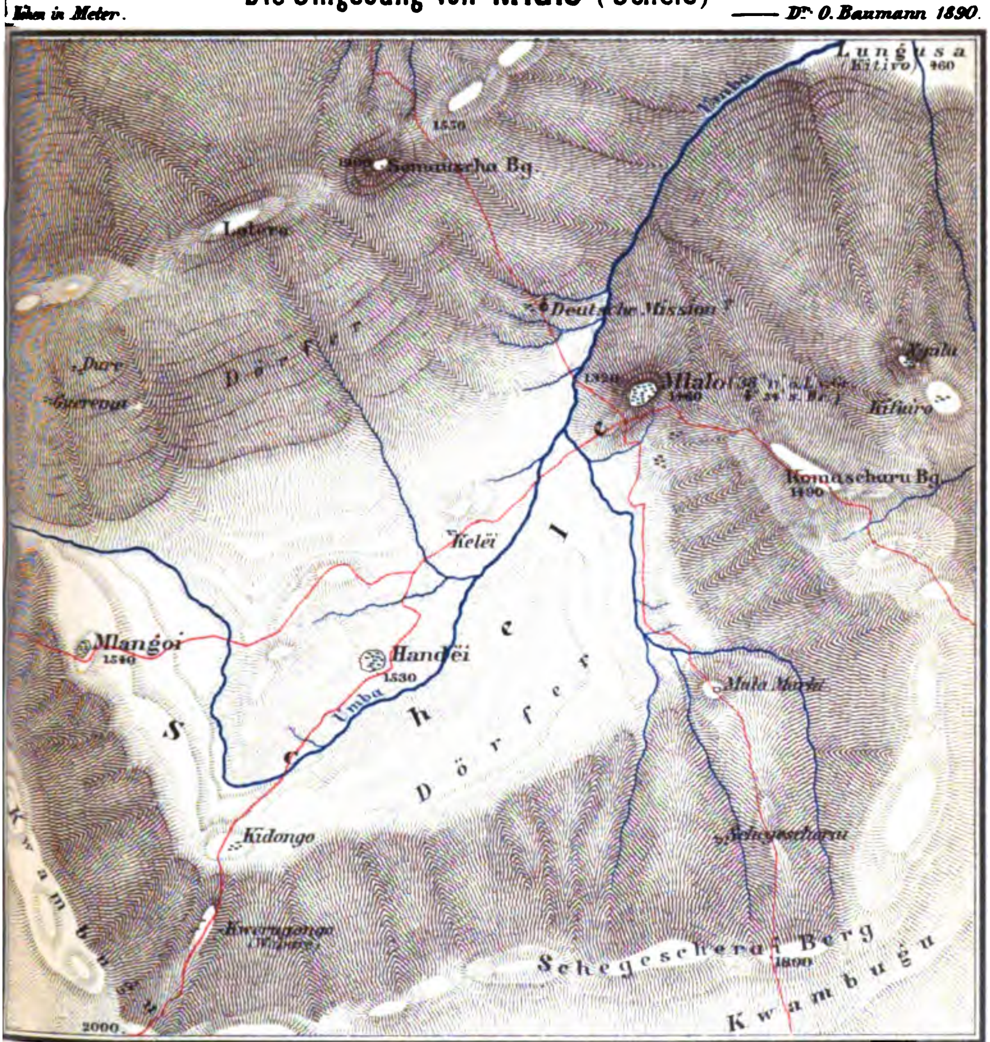


Ohrschmuck der Wapare und Wambugu.

Die in Kwambugu Lebenden sind in ihrer heutigen Gestalt eine Völkerruine. Im körperlichen Typus, in der Tracht der Weiber und in der Beschränkung auf die Viehzucht gleichen sie freilich noch ihren Vorfahren, den Wakuafi. Doch in Schmuck und Bewaffnung, in Todtengebräuchen und anderen Sitten sind sie ganz zu Wapare geworden, wobei freilich nicht selten offen steht, was Wapare von Wambugu und was Diese umgekehrt von Jenen empfangen. Selbst die Paresprache ist allgemein gangbar und wird von jüngeren Leuten ausschliesslich, von älteren vorzugsweise gesprochen. Die von mir in Kwambugu unter dem Titel „Kimbugu" gesammelten Sprachproben erwiesen sich später im Paregebirge als rein Kipare, was wieder einmal beweist, wie vorsichtig man bei solchen Gelegenheiten sein muss. Das eigentliche

Die Umgebung von Mlalo (Schele)

Höhen in Meter. — Dr. O. Baumann 1890.



Stich u. Druck d. geogr. Inst. v. Ed. Hölzel in Wien. Aufg. const. u. gez. v. Dr. O. Baumann.

Maßstab 1: 75.000

0 ½ 1 2 3 Kilometer



Kimbugu, das Weiber und alte Leute noch sprechen, ist mir daher gänzlich unbekannt, doch soll es stark mit Kipare-Elementen vermischt sein. Bei dem raschen Verschwinden dieser Sprache wäre es — schon um den bestimmten Nachweis von der nilotischen Herkunft der Wambugu zu liefern — wichtig, Proben derselben zu sammeln. Doch müsste der betreffende Forscher wohl darauf achten, dass ihm nicht wie mir das den Leuten geläufige Kipare angegeben werde. Kischambaa sprechen nur wenige als Hirten unter den Waschambaa lebende Wambugu, Kiswahili versteht kaum ein Einziger.

Von dem kriegerischen Sinn der Wakuafi ist bei den Wambugu wenig mehr zu merken. Es sind friedliche Hirten, die zufrieden sind, wenn sie in Ruhe ihr Vieh weiden können. Dieses Glück wird ihnen freilich nicht zu Theil, seit sie von Semboja abgefallen und dieser nun den Massairäubern Führer nach ihren entlegenen Hochweiden stellt.

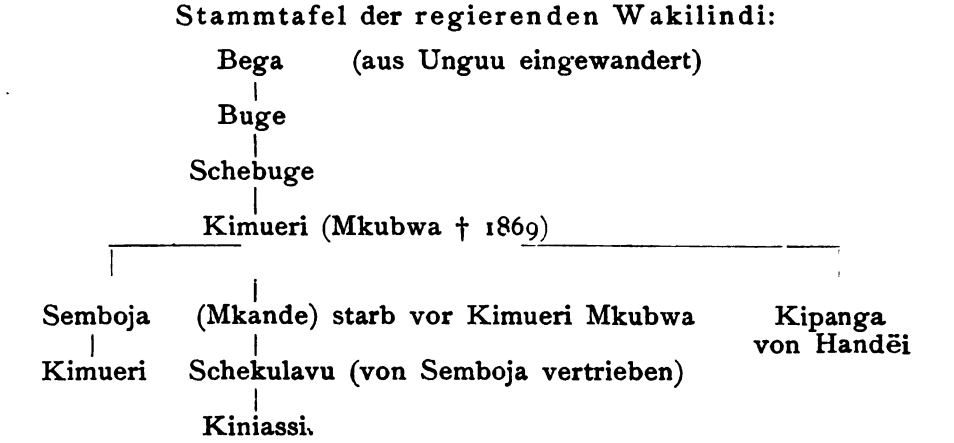
Die Hüttenform der Wambugu gleicht jener der Waschambaa, doch sind die Hütten weit grösser, die Lehmwand aussen sorgfältig geglättet und mit Kuhmist gefestet. Dörfer fehlen, die Niederlassungen bestehen aus kleinen Weilern, die recht lose im Lande verstreut sind.

Die Wambugu sind meist hochgewachsene Gestalten mit scharfem, lebhaft an die Massai erinnerndem Gesichtsschnitt, der sie auf den ersten Blick von den umwohnenden Bantu unterscheidet. Sie pflegen die beiden vorderen oberen Schneidezähne vorzubiegen und die entsprechenden unteren auszubrechen. Im Ohr tragen sie eine einen Centimeter dicke und bis zu zehn Centimeter im Durchmesser haltende Holzscheibe, die mit bübschen Mustern verziert sind. Die Weiber tragen an Bastreifen aufgezogene blaue Glasperlen im langgezogenen Ohrläppchen. Als Kleidung dient beiden Geschlechtern Lederzeug. Die Schädel sind meist rasirt, die Weiber legen oft einen Lederriemen über dieselben, um das Gewicht der Ohrreifen zu stützen. Hauptbeschäftigung ist die Viehzucht, ihr einziger Reichthum sind die prächtigen Rinderheerden, ein Besitz, der ihnen in neuester Zeit gar oft durch Massai-Einfälle geschmälert wird. Was sie an Getreide, Tabak und Zuckerrohrwein benöthigen, wird von den umwohnenden Waschambaa ein-

getauscht. Die Todtengebräuche, besonders das Aufheben der Schädel in Töpfen, sind den Wapare entlehnt. Diese wohnen in zerstreuten Niederlassungen zwischen und neben den Wambugu und sollen in dem Abschnitte über das Paregebirge ausführlich behandelt werden.

Usambara ist eines der wenigen Länder Inner-Afrikas, welches eine Geschichte besitzt, die sich mit einiger Sicherheit bis auf das Ende des 16. Jahrhunderts zurückführen lässt. Allerdings ist dieselbe nicht geschrieben, sondern nur auf Tradition beruhend, erhält jedoch durch die Genealogie des Herrscherhauses der Wakilindi eine gewisse Sicherheit.

Stammtafel der regierenden Wakilindi:



Der Tradition nach lebte einst ein Araber am Berge Kilindi in Nord-Unguu (Nguru), einem Berge, der heute noch unter diesem Namen bekannt ist. Derselbe verheiratete sich mit den Töchtern des Landes und zeugte Kinder, die nach seinem Wohnsitze Wakilindi, also „Leute von Kilindi", genannt wurden.

Sie Alle hatten die lichte Hautfarbe und den halb arabischen Typus, der sich bis zum heutigen Tage in den meisten seiner späteren Nachkommen erhalten hat. Einer seiner Söhne (oder Enkel) Namens Bega verliess mit seinem Sohne Buge das Land und begab sich nach Usambara. Er fand dort die Waschambaa in viele kleine Clans zertheilt, die sich unaufhörlich bekriegten. Durch seinen Muth, den er unter Anderem darin zeigte, dass er

einen wilden Büffel mit der Keule erschlug, brachte er es zu solchem Ansehen, dass die Waschambaa ihn als König anerkannten. Er ist der Stammvater der Wakilindi in Usambara und gründete Wuga, während sein Sohn Buge als Statthalter in Bumbuli sass.

Auf Bega folgte Buge, diesem Schebuge I. und diesem Kimueri I., allgemein benannt Mkubwa (der Grosse). Dieser dehnte sein Reich fast über das ganze Paregebirge und östlich bis an die See aus, selbst die Städte Pangani und Tanga waren ihm unterthan. Um diesen ausgedehnten Besitz zu sichern, verfolgte er eine ganz eigenartige Politik, die allerdings zu seinen Lebzeiten ihren Zweck erfüllte, später jedoch die Ursache zum Zerfall des Reiches wurde. Er schaffte sich nämlich einen grossen Harem an und zeugte eine bedeutende Anzahl von Kindern, welche alle den unverkennbaren Familientypus der Wakilindi trugen. Dieser hat sich bis heute ganz rein erhalten und zeigt zwei Typen, deren einer (wohl aus Ehen der Wakilindi untereinander) lichtfarbigen, halb arabischen Charakter aufweist und heute durch Kiniassi, Semboja, Bereko und Andere vertreten ist, während der andere (aus Mischehen hervorgegangen) dunkle Hautfarbe, aber auch ganz bezeichnende Gesichtszüge besitzt. Dazu gehören heute Hungura, Maingo, Schihui und andere Wakilindi.

Seine zahlreichen Söhne, die ihre Abkunft unverkennbar an sich trugen, setzte der alte Kimueri im ganzen Lande als Häuptlinge ein. Alle älteren Häuptlinge, die heute noch regieren, wie Kipanga von Handëi, Semboja von Masinde, Bereko von Simbili, Hungura von Maramba, Schekulavu von Mbaramu und viele Andere sind leibliche Söhne Kimueri's. Der alte Kimueri bekam in den letzten Jahren seiner Regierung mehrfach den Besuch europäischer Reisender, darunter den von Krapf, Burton und Speke, auch von der Decken berührte zweimal sein Land bei Mbaramu. Alle rühmen die Ordnung und den Frieden, sowie den sichtlichen Wohlstand, der damals in Usambara herrschte.

Die Nachfolge in der Wakilindifamilie erbt sich vom Vater auf den ältesten Sohn. Nach diesem Gesetze wäre Mkande, Kimueri's Erstgeborener, zur Nachfolge berechtigt gewesen. Dieser starb jedoch vor dem Vater und der alte Kimueri erklärte öffent-

lich den ältesten Sohn Mkandes, seinen Enkel Schekulavu, für seinen Nachfolger. Als er selbst (Kimueri) wegen hohen Greisenalters seinen Regierungspflichten nicht mehr obliegen konnte, berief er Schekulavu, der sich bisher in Bumbuli aufgehalten, nach Wuga als seinen Statthalter. Als der Missionär Alington 1868 Wuga besuchte, fand er dort Schekulavu als Stellvertreter des unzurechnungsfähigen Greises Kimueri, und dieser gab ihm die Erlaubniss, sich in Magila niederzulassen und wies ihm das betreffende Land an. Kurz darauf starb Kimueri I. und Schekulavu folgte ihm unter dem Namen Schebuge II. Es war nämlich durch Kimueri I. ein Familiengesetz geschaffen worden, nach welchem die Könige in Wuga immer abwechselnd „Kimueri" *) und „Schebuge" heissen müssen.

Schon im letzten Jahre der Regierung Kimueri's I. hatte sich einer seiner nachgeborenen Söhne, Semboja, durch Viehräubereien in Kwambugu unangenehm bemerkbar gemacht. Es war das erstemal seit Menschengedenken, dass in Usambara innere Unruhen ausbrachen und der Häuptling von Wuga war gegen solche wenig gerüstet.

Als daher nach Kimueri's Tode der durchtriebene Semboja allerlei Raubgesindel, Wasegua, Küstenleute und Andere um sich versammelte und mit diesen unversehens Wuga angriff, gelang es ihm, Schekulavu zu überraschen und nach Bumbuli zu vertreiben. Dieser sammelte dort seine Streitmacht und würde den Usurpator wohl wieder aus Wuga hinausgeworfen haben, wenn ihn nicht während der Vorbereitungen der Tod ereilt hätte.

Er hinterliess als Erstgeborenen einen unmündigen Sohn Kiniassi, der in Usambara allgemein als berechtigter Häuptling von Wuga angesehen wurde und noch wird. Bei dem Fehlen eines eigentlichen Hauptes ist es jedoch begreiflich, dass es zu einer allgemeinen Erhebung nicht kam. Doch waren die Waschambaa weit entfernt, die Herrschaft des verhassten Semboja ohneweiters anzuerkennen. Zahlreiche Dörfer und Familien wanderten aus, besonders wurde

---

*) Die Eingeborenen sowohl, wie alle Reisenden von Krapf angefangen sprechen und schreiben den Namen „Kimueri" (die Engländer, beziehungsweise „Kiweri"). Die in neuerer Zeit in deutschen Schriften aufgetauchte Schreibart „Kimware" ist daher grundfalsch.

der District Bumbuli, aus dem der kleine schutzlose Kiniassi bald nach Hundu vertrieben worden war, fast entvölkert. Die Auswanderer begaben sich theils nach Bondëi, theils unter Muanamata nach dem Fusse des Paregebirges. Selbst Wambugu wanderten nach Handëi und Nord-Pare aus, um sich dort niederzulassen.

Schatu von Mschihui, ein wilder, unbotmässiger Mschambaa, benutzte sofort die Gelegenheit, sich unabhängig zu erklären, und ist dies auch bis heute geblieben. Der ganze Norden, Mbaramu, Mlalo und Mbalu, verhielt sich dem Usurpator gegenüber ablehnend und erkannte wohl nur nominell seine Herrschaft an.

Die energischeste Abwehr fand dieser jedoch von Seite Kipanga's, eines Sohnes Kimueri's I., der zu Lebzeiten des Letzteren Statthalter von Handëi und Bondëi gewesen war und in den Söhnen des Waldgebirges über einen zähen Anhang gebot, der an Tapferkeit wohl allen anderen Waschambaa überlegen ist. Dieser erklärte sich sofort unabhängig und liess alle in seinem Gebiete lebenden, der Semboja-Partei angehörigen Wakilindi ermorden. Der Anstifter dieser drakonischen Massregel war Abdallah, ein Swahili, der gegenwärtig Vertreter der deutschen Regierung in Sega ist. Hierauf brach der Kampf zwischen Kipanga und Semboja, beziehungsweise dessen Sohn Kimueri II. — denn Semboja ist sehr kugelscheu — aus, der mit einer für Neger ganz ungewöhnlichen Erbitterung geführt wurde. Die Folge war die gänzliche Entvölkerung des Luengerathales, welche bis heute andauert. Kimueri II. wurde schliesslich zurückgeschlagen und Kipanga ist von da ab unabhängig. Doch ist das Verhältniss heute noch ein so gespanntes, dass Leute Kipanga's sich nicht in Kimueri's Land wagen dürfen und umgekehrt. Wie schwer der Verkehr und der Wohlstand des Landes durch solche Zustände geschädigt wird, ist einleuchtend.

Semboja, der in Wuga ebenfalls den Namen „Schebuge" annahm, hielt sich dort nicht lange auf. Er sah, dass der Hass der Bevölkerung sich hauptsächlich gegen seine Person, als dem Urheber des ganzen Unfriedens, richtete und setzte seinen weniger bekannten und daher auch weniger verhassten Sohn Kimueri II. in Wuga ein. Er selbst gründete Masinde, welches zwischen dem Steinabfall von Usambara und dem Sumpfgebiet

des Mkomasi an der Karawanenstrasse liegt und wo er die durchziehenden Karawanen nach Herzenslust durch Wegzoll aussaugen und so seine Habgier befriedigen konnte. Das Reich Kimueri's I. war freilich gewaltig zusammengeschmolzen. Gleich mit Beginn der Unruhen war das Küstengebiet und Vorland abgefallen, in Handëi regierte Kipanga, in Hundu Kiniassi und in Mschihui Schatu. Am ganzen Ruvulaufe sassen die Wasegua, die von Semboja und Kimueri nichts wissen wollten, ja deren Häuptling Sedenga sogar den von Waschambaa bewohnten Mafiberg an sich gebracht hatte. Um sich einigermassen zu entschädigen, besetzte Semboja Gonja, wo er seinen Sohn Muassi einsetzte, brachte Kihungui von Kihuiro unter seine Botmässigkeit und gründete Buiko bei Mikotscheni am Ruvu, sämmtlich Orte, deren einziger Zweck die Einhebung von Durchgangszöllen an der Karawanenstrasse war.

Inzwischen war der junge Kiniassi in Hundu herangewachsen und hatte, wie sehr begreiflich, von Jugend an nur den einen Wunsch, sein angestammtes Recht geltend zu machen und als Häuptling nach Wuga zurückzukehren. In diesem Streben liess er sich in jugendlichem Uebereifer zu einem Vorgehen hinreissen, welches, statt ihm zu nützen, nur die Zwecke des Usurpators Semboja förderte.

Hier greift der Araber Mbaruk bin Raschid el Msurui, der letzte Abkömmling des alten Mombaser Satrapengeschlechtes der Msara, vorübergehend in die neuere Geschichte Usambaras ein. Dieser schloss im Januar 1886 mit Assessor Lucas, dem Vertreter der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, zu Gasi einen Vertrag, in welchem er sich als rechtmässigen Besitzer der Küste zwischen Mombas und Gasi erklärte und seine Rechte an die Gesellschaft abtrat. Die Folge war, dass der Sultan von Sansibar, der die Ansprüche Mbaruk's natürlich nicht anerkennen wollte, diesen durch seine Truppen angreifen liess, worauf Mbaruk ins Innere flüchtete. Er suchte Schutz bei Kiniassi in Hundu und dieser, der in der Verbindung mit dem kriegsgewohnten Araber Mbaruk, der noch dazu auf die Freundschaft der Deutschen pochte, eine Gewähr für das Gelingen seiner Pläne sah, nahm ihn bei sich auf und gewährte ihm die gewünschte

Zuflucht. Dadurch schuf sich Kiniassi jedoch einen neuen mächtigen Gegner: den Sultan von Sansibar, der gemeinsam mit Kimueri II. Hundu angriff. Mbaruk suchte das Weite und auch der junge Kiniassi musste entfliehen, um, seines letzten Besitzes beraubt, bei seinem Oheim Kipanga Zuflucht zu suchen.

Semboja wusste den Werth des Bündnisses mit dem Sultan von Sansibar wohl zu schätzen. Die Bedenken des Letzteren gegen die Rechtmässigkeit seiner Herrschaft schlug er dadurch nieder, dass er behauptete, in Usambara sei, wie in Sansibar, nicht der erstgeborene Sohn, sondern der Aelteste der Familie überhaupt thronberechtigt. Abgesehen davon, dass Semboja auch in diesem Falle nicht erbberechtigt gewesen wäre, da er keineswegs der älteste Bruder Schekulavu's war, so ist die Unrichtigkeit seiner Behauptung aus der ganzen Chronologie der Wakilindi nachzuweisen. Er selbst hat dieselbe dadurch umgestossen, dass er schon bei Lebzeiten seinen ältesten Sohn Kimueri II. als Häuptling eingesetzt.

Durch geschickte Vertheilung ihrer Creaturen als Dorfhäuptlinge wussten Semboja und Kimueri wenigstens in der Umgebung von Wuga ihrer Herrschaft einigen festen Halt zu geben. In gleicher Weise setzten sie auch ihnen ergebene Leute in Kiniassi's früherem Gebiet, also in Hundu, Lutindi, Kisara, Mkalamu und den kleineren Dörfern ein. Doch fanden diese nicht viele Menschen vor, da die Meisten es vorgezogen hatten, ihrem Häuptlinge Kiniassi in die Verbannung zu folgen. Dieser erhielt von Kipanga den District Msasa zugewiesen, wo er in Erwartung besserer Tage lebt. Kiniassi ist ein auffallend lichtfarbiger, wohlgebildeter Mkilindi von einnehmendem, bescheidenem Wesen, das sehr günstig von der Frechheit Semboja's und seines Sohnes absticht, die es allerdings verstehen, im passenden Augenblicke zu kriechender Demuth überzugehen.

Semboja führte seit 1886 die Flagge des Sultans von Sansibar, und zwar auch nach dem mit der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft abgeschlossenen Schutzvertrage, den er nur aus habsüchtigem Grunde einging. Er zeigte sich überhaupt Europäern

stets abgeneigt. Er trat nicht nur den meisten Reisenden unverschämt und mit nimmersatter Bettelei entgegen, sondern bereitete auch der deutschen Plantage Lewa und der englischen Universitäts-Mission stets die grössten Schwierigkeiten. Wollte doch Anfangs 1888 Kimueri im Verein mit den Massai Magila angreifen und konnte nur durch dringende Bitten der Missionäre davon abgehalten werden.

Mit Beginn des Araberaufstandes 1888 trat Semboja offen zur aufständischen Partei über, allerdings nicht, indem er diese mit Waffengewalt unterstützte, das wäre seinem feigen Charakter zuwider gewesen, sondern indem er die Expedition des Dr. Hans Meyer durch niedrige Hinterlist ihrer sämmtlichen Habseligkeiten (etwa 250 Lasten im Werthe von mindestens 15.000 Mark) beraubte. In die Hände Buschiri's fiel damals nur, was wir — Dr. Hans Meyer und ich — aus Semboja's Händen retten konnten, darunter einige Instrumente, Chronometer u. s. w.; sonst hat Buschiri von den geraubten Gütern nichts bekommen.

Durch diesen gelungenen Streich, der Semboja mit einemmale zum reichsten Manne des Landes — nach afrikanischen Begriffen — machte, wuchs seine Habsucht und sein Uebermuth ins Grenzenlose. Seine Unterthanen wurden aufs schändlichste ausgesogen, Erpressungen und vor Allem Menschenraub waren an der Tagesordnung, so dass kein Eingeborener sich in die Nähe Masindes wagen durfte.

Besonders schwer litt unter diesen Zuständen der Häuptling Kihungui der Waseguacolonie Kihuiro, der einerseits von Semboja, andererseits von dessen Sohn Muassi von Gonja unaufhörlich belästigt wurde und der seine kleinen Karawanen nur auf allerlei Schleichwegen durch die Steppe nach der Küste bringen konnte, so dass er endlich, der Sache überdrüssig, sich 1889 von Semboja unabhängig erklärte. Dieser erkannte den Ernst der Lage sehr wohl und bot seine ganze Macht unter Leitung Kimueri's auf, um Kihungui niederzuwerfen. Auch allerlei versprengtes Küstengesindel, Araber und Aufständische schlossen sich ihm an und Kimueri vereinigte seine für dortige Begriffe sehr bedeutende Armee am Mkomasi gegenüber Kihuiro.

Doch nur widerwillig hatten die Waschambaa dem verhassten Unterdrücker Heerfolge geleistet, bei den ersten Schüssen Kihungui's ergriffen sie die Flucht; die kampfgewohnten Söldner hielten allerdings Stand, wurden jedoch zurückgeworfen und die ganze „Armee" Kimueri's löste sich in wilder Flucht auf. Kimueri selbst kam erst nach vielstündigem Laufen in Masinde bei seinem Vater an, der ihn wohl nicht sehr freundlich empfangen haben mag.

Dieser Vorfall hatte so recht die Machtlosigkeit Semboja's bewiesen und blieb nicht ohne Folgen. Vor Allem fiel der ganze Norden Usambaras, also Mbaramu, Mlalo, Mbalu und der grösste Theil Kwambugus offen ab und erklärte sich für unabhängig. Semboja konnte natürlich gar nicht daran denken, dort mit Waffengewalt einzugreifen, da er sich dabei nur neue Hiebe geholt hätte. Er bot jedoch Alles auf, um den Bewohnern dieser Gebiete das Leben recht sauer zu machen. Vor Allem sperrte er die Karawanenstrasse nach Pangani vollkommen für sie ab. Wer sich aus diesen Gegenden in die Nähe Masindes oder Gonjas wagte, wurde ausgeraubt und musste froh sein, wenn man ihn nicht als Sklave verkaufte. Ferner stellte Semboja den Massai Führer, welche ihnen die Pfade nach jenen viehreichen Districten wiesen, die sie nun unaufhörlich belästigten.

Semboja steht nämlich schon seit Langem in einer Art Bündniss mit den Massai, welches ihn verpflichtet, ihnen Führer ins Paregebirge nach Bondëi, Usegua u. s. w. zu stellen, wofür sie seine eigenen Heerden schonen. Gegenwärtig haben sie ihre Raubzüge auch auf die von Semboja abgefallenen Districte ausgedehnt, während die noch ihm unterstehenden, wie das viehreiche Wugire niemals belästigt wurden.

Semboja wandte sich auch an Mandara von Motschi, wie dieser selbst mir erzählte und forderte diesen auf, einen Raubzug gegen das nördliche Usambara zu unternehmen. Alles erbeutete Vieh solle dabei Mandara gehören, Semboja jedoch wieder in seine Herrschaft eingesetzt werden. Mandara wagte sich jedoch nicht in so entfernte Gebiete, sondern verwies Semboja an die Sogonoi-Massai, die sich denn auch nicht zweimal bitten liessen.

Diese Umtriebe hatten die allgemeine Erbitterung derart hoch gespannt, dass es wohl zweifellos zum allgemeinen Aufstande gegen den Usurpator gekommen wäre, wenn diesem nicht ein neuer und ganz unerwarteter Bundesgenosse in dem deutschen Reichscommissariate erstanden wäre. Im Februar 1890 schickte nämlich der Reichscommissär den Chef Dr. Schmidt mit dem Expeditionscorps von Pangani landeinwärts mit dem Auftrage, die Karawanenstrasse offen zu halten und vor Allem unbedingt Ruhe im Lande herzustellen. Die Verhältnisse waren für Semboja, dessen Stunde man nun ziemlich allgemein gekommen glaubte, ungewöhnlich günstige. Denn es handelte sich dem Reichscommissär vor Allem darum, im Norden des Schutzgebietes unbedingt Frieden zu haben, um seine ganze Macht zum Hauptschlage gegen Bwana Heri und gegen den Süden verfügbar zu haben.

Hätte Semboja irgend welche Feindseligkeit gezeigt, oder wäre er, wie viele andere Häuptlinge, bei Herannahen des Expeditionscorps davongelaufen, so wäre es ihm jedenfalls übel ergangen. Dazu war er aber viel zu schlau. Er kam dem Leiter der deutschen Expedition mit der grössten Demuth entgegen und überreichte ihm als Entschädigung für die Güter der Meyer'schen Expedition etwa 4000 Rupies in Elfenbein und Baargeld. Unter den gegebenen Umständen war es ganz begreiflich, dass Dr. Schmidt sich um frühere Ereignisse, um die politische Lage in Usambara u. s. w. nicht kümmerte, sondern einfach in Masinde und Wuga deutsche Flaggen hisste und weiterzog, damit ein Provisorium schaffend, welches allerdings den Frieden in Usambara während der Action im Süden so ziemlich gewährleistete.

Weniger verständlich ist, warum er Semboja einen Monatsgehalt von 100 (später 200) Rupies bewilligte und ihn ausdrücklich jeder Verpflichtung gegen Dr. Meyer oder dessen Rechtsnachfolger freisprach. Dass er auf die politischen Verhältnisse keine Rücksicht nahm, war schon deshalb erklärlich, weil er von denselben keine Kenntniss hatte, wie denn überhaupt der Commandant einer militärischen Expedition, der mit grosser Heeresmacht in Eilmärschen durch die Ebenen zieht, unwillkürlich Angst und Schrecken um sich verbreitend, von den Verhältnissen im Lande kaum jemals

ein richtiges Bild bekommen kann. Das Vorhandensein Schatu's, Kipanga's, Kiniassi's, sowie die ganzen ziemlich verwickelten politischen Verhältnisse Usambaras, von welchen ich selbst erst nach monatelangen Streifzügen im Gebirge ein klares Bild erhielt, blieben Dr. Schmidt und seinen Nachfolgern gänzlich verborgen. Nur dadurch war es möglich, dass das Provisorium, welches derselbe geschaffen und welches im ganzen Lande schwere Enttäuschung hervorgerufen, bis zum heutigen Tage erhalten blieb.

Die Lage in Usambara ist in Kurzem folgende:

Semboja regiert in Masinde, Gonja, Buiko und noch einigen Dörfern der Niederung direct und übt die Oberhoheit über seinen Sohn Kimueri II. aus. Dieser beherrscht die Umgebung von Wuga, die Districte Wugire, Bumbuli, Kongoi, Hundu mit Nebendörfern, Tununtu's Dörfer, Simbili und Maramba. In letzteren drei Landschaften regieren Brüder Semboja's, von welchen besonders Hungura von Maramba ganze Landstriche in Digo und Bondëi durch Räubereien entvölkert hat. Die Landschaften Bumbuli, Hundu und Kongoi sind durch Auswanderungen fast menschenleer und neigen stark Kiniassi zu. In Wugire und Wuga hat Kimueri seine Creaturen als Häuptlinge vertheilt und besitzt dort noch den meisten Anhang.

Kipanga und Kiniassi regieren unabhängig von Wuga die Landschaft Handëi und Theile von Bondëi.

Die Landschaften im Norden des Landes Mbaramu, Mlalo, Mbalu und Kwambugu sind unabhängig, gehören der Kiniassi-Partei an und erkennen vorläufig den alten Sikiniassi von Mlalo als Oberhaupt.

Kihungui von Kihuiro, der mit so grossem Muthe seine Unabhängigkeit erstritten, wurde vom Reichscommissariat wieder Semboja unterworfen. Er wird unter diesen Umständen zweifellos auswandern und dadurch die Karawanenstrasse eines wichtigen Zwischenpunktes berauben.

Schatu von Haschatu und Mschihui ist unabhängig. Er erklärte mir gegenüber, den Wakilindi überhaupt nicht sehr grün zu sein, Kiniassi, den er als gutgesinnten Mann kenne, jedoch anerkennen zu wollen, während er von Kimueri nichts wissen will.

Die Bewohner aller Districte, die von Semboja und Kimueri unabhängig sind, stehen untereinander in freundlichem Verkehr, dürfen es jedoch nicht wagen, sich in Semboja's Gebieten blicken zu lassen. Dadurch ist jeder Verkehr vollkommen untergraben, die schönsten Gebiete des Landes, wie das Luengerathal und die Sigisenkung, bleiben dauernd unbewohnt und die Wege, welche die Grenzgebiete verbinden, sind fast ganz verwachsen und ungangbar. Die deutsche Station in Masinde, deren Wirkungskreis sich nicht auf das Gebirge erstreckt und deren Leiter Semboja unbegrenztes Vertrauen entgegen brachte, änderte nichts an diesen Verhältnissen, die im ganzen Lande schwer empfunden werden. Dieselben sind jedoch auf die Dauer unhaltbar und müssen entweder zum Aufstande oder zur Massenauswanderung führen.

Und doch könnte die Lage so leicht und mit einem Schlage geklärt werden! Man braucht nur Semboja und Kimueri an die Küste zu berufen und denselben in aller Freundschaft mitzutheilen, dass man beschlossen habe, den rechtmässigen Herrscher Usambaras, Kiniassi, wieder einzusetzen, und dass sie daher ihrer Stellen enthoben seien. Wo man sie fernerhin unterbringt, ist ziemlich gleichgiltig, natürlich müsste es möglichst weit von Usambara sein. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung in Wuga bis zur Ankunft Kiniassi's würde eine kleine Besatzung von etwa vierzig Mann vollkommen genügen, denn ausser einigen Creaturen denkt ja Niemand daran, sich für Semboja und seinen Sohn zu erwärmen. Mit Kimueri nach Pangani zu ziehen und sich dort an Festgelagen und Tänzen zu erfreuen, dazu sind freilich Leute genug bereit; wie wenig die Waschambaa jedoch geneigt sind, für ihn die Waffen zu ergreifen, haben sie in der Kihungui-Affaire genugsam bewiesen.

Mit der Einsetzung Kiniassi's wäre die Usambarafrage mit einem Schlage gelöst. Kipanga, die Norddistricte, Hundu, Bumbuli, Schatu und Kihungui würden ihn sofort mit Freuden anerkennen, und den Creaturen Semboja's bliebe nur die Wahl, das Gleiche zu thun oder abzutreten, wobei sie sich zweifellos für das erstere entscheiden würden. Ausser höchstens einigen kleinen, localen Kämpfen würde Alles nach meiner festen Ueber-

zeugung ohne Blutvergiessen abgehen, da eben das ganze Volk von Usambara den angestammten Herrscher und die Befreiung von verhasstem Joch mit Freuden begrüssen würde. Mit einem Schlage wäre dann nicht nur die Karawanenstrasse dauernd gesichert, sondern auch der Friede im Lande hergestellt und alle Landschaften könnten frei miteinander verkehren. Das ganze Land wäre, wie zur Zeit Kimueri's I., unter einem Häuptling, Kiniassi, vereint, der ein gefügiges Werkzeug in der Hand der deutschen Behörden abgeben würde. Diese jedoch, welche heute nur gefürchtet und, wie ich nicht leugnen will, als Beschützer des Usurpators Semboja verhasst sind, würden dann mit einem Schlage die Zuneigung des Volkes von Usambara gewonnen, und das Land erst im wahren Sinne für die Cultur erobert haben.

VI.

Pare.

Die Complexe des Paregebirges. — Süd-Pare. — Mittel-Pare. — Nord-Pare. — Die Wapare. — Lebensweise und Sitten der Wapare.

Das Paregebirge erhebt sich ähnlich wie Usambara schroff, unvermittelt und insular aus der Nyikasteppe. Es hat einen ausgesprochenen Längscharakter und besitzt bei einer Länge von etwa 130 Kilometer eine durchschnittliche Breite von nur etwa 15 Kilometer.

Die Hauptrichtung ist meridional, doch zeigt sich besonders im nördlichen Theile eine Abweichung gegen Nordwest. Pare zerfällt in drei deutlich ausgeprägte und durch Kammeinschnitte voneinander getrennte Gruppen: Süd-Pare, Mittel-Pare und Nord-Pare. Süd-Pare ist am ausgedehntesten und endet mit der Einsattelung von Same; Mittel-Pare, das sogenannte „Pare Kisungu", ist am kleinsten und steht durch ein Joch mit Nord-Pare in Verbindung, welches in zwei Spitzen schroff gegen die Kilimanjaro-Niederung abfällt. Nach dem Namen des kleinen Districts Ugueno pflegte man Nord-Pare häufig als „Uguenogebirge" zu bezeichnen. Da dieser Complex jedoch orographisch, geologisch und ethnographisch zu Pare gehört und auch von den Küstenleuten mit zu Pare gerechnet wird, so ist eine Absonderung desselben vollkommen unberechtigt.

Parallel zum Hauptgebirge ziehen sich an beiden Seiten kleine, selbstständige Gebirgsinseln hin, die ebenfalls in den Begriff Pare einzuziehen sind. Als südliche Fortsetzung des Gebirges kann man die zwischen Mkomasi und Pangani aufragenden Höhen von Ngai und Mafi ansehen.

Geologisch bildet Pare einen sehr typischen Bestandtheil des ostafrikanischen Schiefergebirges. Ueberall steht krystallinischer Schiefer, vielfach mit starken Quarzeinschlüssen an, die Streichungsrichtung ist fast durchwegs streng meridional, der Schichtenfall ist unter 10 bis 45 Grad nach Ost gerichtet. Nur im äussersten Süden, in Muala, sieht man einige Störungen; hier tritt auch eine vereinzelte Scholle Urkalks auf. Die Lateritverwitterung ist überall im Gange. Fast alle Gewässer führen Magneteisen, das von den Eingeborenen gewonnen und ausgeschmolzen wird.

Für den ganzen Charakter des Gebirges ist die östliche Fallrichtung des Gesteines von entscheidendem Einflusse. Ihr hat der Osthang seine verhältnissmässig geringere Neigung und seinen Quellreichthum zu verdanken, der wieder üppigere Vegetation und dichtere Bevölkerung ermöglicht. Der Westhang dagegen, wo Schichtenköpfe zu Tage treten, ist ungemein schroff und quellärmer, daher auch weniger stark besiedelt und bebaut. Zu der grösseren Ueppigkeit des Osthanges mag wohl auch der Umstand beitragen, dass derselbe den feuchten Seewinden seine volle Fläche darbietet, während der Westhang nur von den durch das Panganithal aufwärts streichenden Seewinden unter spitzem Winkel getroffen wird. Dass der letztere Umstand keineswegs unbedeutend, zeigen einzelne Gegenden, welche vollständig im Schatten der Seewinde gelegen sind und einen auffallend trockenen Charakter besitzen, wie die Landstriche am mittleren Sasseni.

Alle einigermassen ansehnlichen Gewässer des Gebirges entströmen daher dem Osthang. Doch verlaufen die meisten in der Steppe, nur die südlichen Gewässer, wie der Sasseni und die Bäche von Ndungu und Gonja, vereinigen sich zum träge fliessenden Mkomasi. Dem Gebiete desselben sind auch die Bäche von Kisuani und Pare Vikombe zuzurechnen, da sie deutliche, allerdings nur nach schweren Regen wasserführende Rinnen dahin entsenden. Die Abflüsse des östlichen Nord-Pare gehören dem Gebiete des Yipesee an, erreichen denselben aber kaum jemals, sondern verlaufen in den Steppen. Der Westhang entsendet nur ganz unbedeutende Bäche, die in der Ebene sofort verlaufen.

Nur das Rinnsal von Pare Maboga und jenes von Makania setzten sich bis zum Panganiflusse fort.

An den Stellen, wo die Gewässer dem Gebirge entströmen, bilden sich kleine fruchtbare Oasen am Rande der Steppe, wo die Eingeborenen ihre Maisculturen anzulegen pflegen, und wo reiche Vegetation das Auge des Reisenden erfreut. Doch sind diese recht vereinzelt um das Gebirge verstreut, an den meisten Stellen tritt die Steppe mit ihrer bezeichnenden Vegetation bis knapp an den Abfall, ja sie reicht noch ein Stück am Hange hinan. Den oberen Saum dieser „Nyikazone" Pares, die verschieden hoch ansteigt, bezeichnet ein dichter Kranz abenteuerlich geformter Baumeuphorbien. Ueber diesen dehnt sich die eigentliche Culturregion aus, welche, ursprünglich wohl ganz bewaldet, wie aus den vereinzelten dichten Baumgruppen noch zu schliessen ist, nun ein ausgedehntes bebautes Gebiet bildet. Darin sind die Weiler der Eingeborenen verstreut.

Ober dieser erreicht man eine mit niedrigem, saftigem Grase, mit Farnkräutern und Ericas bewachsene Zone, die in Mittel- und Nord-Pare die höchsten Kämme bedeckt. In Süd-Pare ist das gegen Ost geneigte Centralplateau mit dichtem, hochstämmigem Bergwald bedeckt, der auch sonst in einzelnen kleinen Abschnitten zu finden ist.

In Süd-Pare ist die Form des Kammgebirges am reinsten erhalten. An manchen Stellen besitzt das Gebirge hier thatsächlich nur einen scharfen Kamm, von dem die Hänge dachförmig nach der Pangani- und Mkomasi-Nyika abfallen. Im mittleren Theil jedoch ist ein Gipfelplateau vorhanden, das hydrographisch zum Osthang gehört.

Der äusserste Süden Pares, der District Muala, stürzt in kahlen, steilen, von wilden Felsgipfeln gekrönten Wänden zur niedrigen Wasserscheide zwischen Mkomasi und Pangani ab, welche den Uebergang zu den Ngai- und Mafibergen bildet. In diese leichte, mit Steppenvegetation bedeckte Bodenschwellung schneidet buchtartig die Senkung des Mangasees ein, der in den Fünfzigerjahren von Burton gesehen, 1887 vom Grafen Pfeil zum erstenmale besucht worden war. Er ist nichts Anderes, als ein Hinterwasser das nahen, in viele Arme getheilten und

stark versumpften Mkomasi. Einer dieser Arme durchfliesst die Ostecke des Sees. Nur hier findet sich gewöhnlich Süsswasser, der übrige See ist fast ganz salzig. In der Regenzeit, wenn grössere Wassermassen vom Gebirge herabkommen, bildet der Manga mit dem Inundationsgebiet des Mkomasi einen grossen See. In dürren Jahren dagegen trocknet der See völlig bis auf ein Paar Tümpel ein und der nackte, salzige Boden tritt zu Tage. Die zahlreichen Fische flüchten dann durch die Arme in den Mkomasi, was den Eingeborenen Gelegenheit zu reichen Fängen bietet, bis schliesslich auch die beiden Arme austrocknen. Das Mangasystem bezeichnet jedenfalls den Lauf einer alten Mkomasikrümmung. So bald der Fluss so weit erodirt haben wird, dass der Zuflussarm nicht mehr austreten kann, ist der Mangasee raschem Versiegen preisgegeben.

Der südlichste Theil Pares, das Massiv von Muala, ragt gleich einem mächtigen Pfeiler, gekrönt von zahlreichen wilden Felsspitzen, aus der Ebene auf. Es steht nur durch einen schmalen Kamm mit dem weiteren Berglande in Verbindung und ist an den Hängen ziemlich wasserarm und vielfach mit Nyikavegetation bedeckt. Nur an den höchsten Hangtheilen findet man dichten hochstämmigen Bergwald und Pflanzungen der Eingeborenen. Denn Muala ist durch Usambara und den Mafiberg gegen Seewinde gedeckt, nur die höchsten Punkte werden von diesen getroffen und empfangen genügende Niederschläge, um reichliche Vegetation zu entwickeln. Die Schichten des krystallinischen Schiefers streichen im ganzen Massiv südost-nordwestlich und fallen gegen Südwesten unter 20 bis 30 Grad. Da diese Fallrichtung der im ganzen übrigen Paregebirge ausnahmslos herrschenden östlichen nahezu entgegenläuft, so kann man wohl mit Recht auf eine nur locale Verwerfung schliessen. Auch etwas Urkalk in gleicher Schichtenlage wurde beobachtet. Die spärlichen Gewässer sind stark magneteisenhaltig.

Muala mit seinen unzugänglichen Hängen, die oft in Felsabstürze übergehen, mit seinen kurzen, steilen und wasserarmen Thälern, bildet eine natürliche Feste, der die Eingeborenen verhältnissmässige Ruhe vor räuberischen Einfällen danken. Aus diesem Grunde ist, trotzdem der culturfähige Boden ver-

hältnissmässig spärlich und schwer zugänglich ist, Muala doch eines der bewohntesten Gebiete von Pare. Die Mualaleute bauen mit Sorgfalt Mais, Bohnen und etwas Bananen, sowohl in den verstreuten fruchtbaren Mulden, als auch an den höheren Hangtheilen, die oft so steil sind, dass der Ackernde nur mit Lebensgefahr sein Feld bestellen kann. Ihr Hauptreichthum ist Rindvieh, das sie in ziemlicher Zahl besitzen, da die Massai sich niemals bis in ihre Felswildniss gewagt. Die Rinder werden auf den ärmlichen Weiden von Muala freilich gerade nicht fett, aber sie gedeihen doch und geben ein Bild davon, was für riesige Heerden erst im fruchtbaren Theil des Gebirges vorhanden sein könnten, wenn die Massai dies nicht unmöglich machen würden.

Die Mualaleute zeigen im Aeussern sowohl wie in Geräthen manche Anklänge an das nahe Usambara, sind aber reine Wapare. Sie erkennen keinen Herrn an, leben jedoch in Freundschaft sowohl mit Kihungui, wie mit Semboja's Leuten in Buiko. Daher gilt Muala als eine Art neutralen Bodens, wo die Weiber beider feindlicher Dörfer sich zu Märkten vereinen. Durch nichts wird das verderbliche Treiben Semboja's so klar beleuchtet, wie durch diesen Umstand, dass friedliche Märkte in den von ihm beunruhigten Gebieten nur am Gipfel eines Felsthurmes stattfinden können.

Von Muala gegen Nord bewegt sich der Weg fast fortwährend auf der Höhe des schmalen Kammes, und man übersieht den Westhang, der in steilen, theilweise felsigen Abstürzen zur gelben Nyika abfällt, und den Osthang, in welchen eine weite, von den Felsbergen Jangave und Muala eingefasste Bucht schneidet. In der Tiefe schlängelt sich das dunkle Vegetationsband des Mkomasi durch die helle Steppe. Jenseits dieses erhebt sich die selbstständige krystallinische Masse des Lassaberges. Derselbe ist unbewohnt, am Untertheil vollkommen dürr, auf der Höhe begrast. Dort soll sich auch in den Schluchten etwas Wasser finden.

Weiter nördlich wird der Kamm Pares etwas breiter und mit üppiger Farnvegetation und Waldgruppen bedeckt. Das Streichen der krystallinischen Schichten ist hier Nordost-Südwest, das Fallen Nordost unter 30 Grad. In den Westhang schneidet hier ein kurzes, von steilen Hängen eingeschlossenes Thal ein, das mit seinen Seitenthälchen den District Tanda (Häuptling Tindi)

bildet. Trotz der Wasserarmuth der Bäche ist der Hang doch schön grün, im Obertheile gedeiht Wald, auch Pflanzungen kommen fort, können jedoch der ausserordentlichen Steilheit des Bodens halber nur schwer bebaut werden. Die sehr grossen und schönen Hütten der Eingeborenen liegen vereinzelt in ganz Tanda verstreut. An der Thalmündung befindet sich ein Sumpf, in den sich der Bach ergiesst. Unweit der Mündungsstelle liegt der alte Marago Pare-Maboga, das „Kürbislager", das insofern keinen richtigen Namen hat, als es in Tanda nicht auffallend viele, ja sogar weniger Kürbisse gibt, als sonst in Pare. Von dort pflegten die Karawanen die Wapare früher durch Flintenknallen herabzurufen und Proviant zu kaufen. Gegenwärtig ist dies nicht mehr nöthig, da ein Sohn Semboja's dort ein Waschambaadorf, Hedaru, gegründet hat. Der Sumpf hat einen wasserlosen Abfluss nach dem ebenfalls trockenen Bett des Flusses von Makania (Makuyuni), der bei dem Marago Mabirioni in den Ruvu mündet.

Der mit Tanda gleichlaufende Osthang gehört hier schon zum Gebiete des Sassenibaches, der, in den Höhen des Mittelplateaus entspringend, sich bei Kihuiro in den Mkomasi ergiesst. Die am unteren Sasseni und seinen Nebengewässern gelegenen kleinen Gebirgslandschaften stehen unter verschiedenen Häuptlingen, unter welchen Kiondo und Manongí das meiste Ansehen geniessen. Das Land sieht nichts weniger als einladend aus. Eine dichte, zusammenhängende Vegetationsdecke fehlt; zwischen den mit schütterem kurzen Grase bedeckten Halden ragen nur Baumeuphorbien, Stachelgestrüpp, Succulenten und andere Steppengewächse auf. Vielfach ist der Hang mit Quarz- und Gneissplittern besäet, auch treten die Gneis- und Schieferplatten mit meridionalem Streichen und östlichem Fallen häufig zu Tage. Die Bäche sind ziemlich wasserarm.

Diese Dürre hat jedenfalls in der gegen Ostwinde vollkommen geschützten Lage der unteren Sassenigebiete ihre Ursache. Dass dies thatsächlich der Fall ist, zeigt der Umstand, dass die nahe am Grate gelegenen Hangtheile, die von den über Usambara wegstreichenden feuchten Seewinden getroffen werden können, vollkommen fruchtbar und wasserreich sind. Dort besitzen die Wapare ihre besten Felder.

Die Wapare dieser Landschaften, die mit Tanda und Muala als „Pare" im engeren Sinne bezeichnet werden, sehen recht wüst aus, sind aber tapfer und daher trotz ihres ungünstigen Landes wohlhabender, als viele ihrer Landsleute. Sie haben es stets verstanden, sich und ihre Heerden gegen Massai, Mandara, Kihungui und die Wataïta zu beschützen. Darum besitzen sie auch recht viel Vieh, das besonders in den wasserreichen Hochgebieten gut gedeiht. Die Gegend ist verhältnissmässig stark bevölkert, die Hütten sind sehr elend und baufällig.

An der Mündung des Sasseni in den Mkulumusi liegt in der Ebene an der Karawanenstrasse eine ansehnliche Waseguacolonie, Namens Kihuiro, Häuptling Kihungui. Letzterer hatte die Colonie vor etwa 30 Jahren selbst gegründet und war bis 1889 von Semboja abhängig, bis er, der Erpressungen des Letzteren überdrüssig, ihm eine schwere Niederlage beibrachte.*) Seit dieser Zeit war er unabhängig, jedoch durch den unangenehmen Nachbarn in seinen Bewegungen stets gehindert. Später wurde er vom deutschen Reichscommissariat gezwungen, Semboja wieder anzuerkennen. Kihungui besitzt noch ein kleines Dorf am unteren Hang des Paregebirges und eine Niederlassung zu Mabirioni am Panganiflusse. Wenn es am unteren Sasseni wenig regnet, so regnet es in Kihuiro fast gar nie. Die Felder müssen aus den Flüssen begossen werden, gedeihen jedoch dabei vortrefflich. Der Boden ist so salzhaltig, dass Salz durch directes Auswaschen gewonnen werden kann.

Vom Sassenithale ab ist der Osthang ziemlich steil, im Obertheile fruchtbar und mit dichter Vegetation bedeckt, doch nur spärlich bewohnt. Kurz bevor man den grossen Gomabach überschreitet, gelangt man in das Gebiet von Gonja. In demselben macht sich der Waschambaa-Einfluss hauptsächlich in dem Fehlen der verstreuten Gehöfte und Vorhandensein geschlossener, mit Zaun versehener Ortschaften geltend. Doch sind die Bewohner ziemlich reine Wapare. Die Ortschaften werden nach Art der Waschambaa auf beherrschenden, meist gegen die Ebene vorgeschobenen Kämmen und Kuppen angelegt.

---

*) Vid. den Abschnitt über Usambara.

Der Gomabach entspringt ebenfalls am Centralplateau und bildet in seinem Laufe zur Ebene zwei hübsche Wasserfälle. An seiner Austrittsstelle, unweit der Mündung in den Mkomasi, liegt die Niederlassung Ndungu an der Karawanenstrasse. Dieselbe hat schöne Felder, doch ärmliche Dörfer und Waparebewohner mit beigemischten Waschambaa- und Wasegua-Elementen. Das Dorf besteht aus zwei Hälften, von welcher die südliche Kihungui, die nördliche Muassi von Gonja gehört.

An einem kleinen Zufluss des Goma, am Rande des abgrundartigen Hangabfalles, liegt in ansehnlicher Höhe das Dorf Mlato, von welchem man einen weiten Fernblick auf die Ebene geniesst. Unweit desselben tritt der Mkomasi aus dem Gebirge und bildet den prächtigen Thorntonfall, benannt nach seinem Entdecker, dem Geologen Thornton, der von der Decken's erste Tschaggareise mitmachte.

Seine Austrittstelle in die Ebene bezeichnet die ausgedehnte schöne Oase von Gonja, mit ungemein üppiger Vegetation, doch sumpfiger Umgebung. Besonders der ausgedehnte, stellenweise offene Mganduschilfsumpf, den der Mkomasi bei Gonja bildet, bringt Mosquitos und Malaria hervor. In Gonja besteht schon seit Langem eine Waschambaacolonie, welche die umliegenden Berglandschaften in Abhängigkeit brachte. Früher regierte Muanamata in Gonja, doch wurde dieser von Semboja vertrieben. Gegenwärtig ist ein Sohn Semboja's, Muassi, als dessen Statthalter dort anwesend. Dessen Einfluss ist ein geringer und erstreckt sich nur auf die nächste Umgebung.

In neuester Zeit hat sich auch eine Wakambacolonie in Gonja niedergelassen und unweit des Mgandusumpfes das Dorf Kalumera gegründet. In leichter Abhängigkeit von Gonja steht auch der am Westhang gelegene District Tschomme. Um von Gonja nach diesem zu gelangen, hat man erst den knapp hinter der Oase ansteigenden, sehr steilen Hang zu überwinden; derselbe wird von einem Vorkamm gekrönt, auf welchem die zu Mlato gehörigen Dörfer verstreut sind. Hierauf überschreitet man den klaren, von Baumfarnen und lianenumrankten Bäumen eingesäumten Goma, der hier ein Längsthal durchfliesst und erst in der Breite von Ndungu gegen Ost umbiegt. Der dahinter an-

steigende Hang war noch vor Kurzem Culturgebiet, wie die zahlreichen verwilderten Bananen und Reste von Bewässerungscanälen zeigen. Heute ist dieses Gebiet unbewohnt, die Massai und Seuchen haben es entvölkert, und mit Bedauern sieht man die üppig grünen Hänge brach liegen.

Nach längerem Anstieg erreicht man das hydrographisch zum Osthang gehörige, gewellte Centralplateau. Dieses wird von dem ausgedehnten Schengele, weiter südlich Buambua genannten Walde bedeckt. In der dunkeln Bergwildniss sind hohe Waldriesen verhältnissmässig selten. Die meisten der in zahlreichen Arten vertretenen Bäume sind mittelgross, mit Moos und Flechten bedeckt. Baumfarne gedeihen an den Wasserrissen; das Unterholz ist nicht besonders dicht, Schlinger fehlen fast vollständig. Auf der Wasserscheide zwischen Goma und Sasseni liegt, von tiefdunkelm Wald umschlossen, ein alter, verlassener Marktplatz. Die Luft in der Wildniss ist auffallend kühl, der Wind, der durch die Aeste fährt, ist fast das einzige Geräusch, das man vernimmt. Denn ausser einigen Vögeln und ein Paar kleiner Affen bemerkte ich nichts Lebendes in diesen Wäldern. Wohl mag noch manches kleine Säugethier hier hausen, grössere Thiere kommen jedoch nach Aussage der Eingeborenen nicht hierher.

Gegen Westen zu lichtet sich der Wald und man betritt offenes, schön begrastes Plateauland, das der Sasseni in leicht versumpftem Laufe mit mehreren Nebenbächen bewässert. Hier war einst ein Hauptweidegebiet der Wapare und früher der Wambugu, heute ist Alles todt und leer. Der Sasseni ist hier in seinem Quellgebiete ein echter Längsfluss und fliesst in nächster Nähe der Hauptwasserscheide parallel zu dieser.

In leichter Steigung gelangt man zur Wasserscheide und sieht sich plötzlich am Rande des steilen Abfalles des Westhanges. Rother Lateritboden tritt zu Tage, auf welchem wieder Farne und Ericas gedeihen. Abwärts steigend, durchzieht man Gebiete, die offenbar vor Kurzem bewohnt waren, da man noch verfallene Hütten und breite, ausgetretene Viehwege sieht. Doch sind diese Striche vorzugsweise zur Viehzucht geeignet, weshalb die ihres Viehes beraubten Bewohner nach der weiter unten, dem Hange eingelagerten

Mulde von Tschomme ziehen mussten. Dieselbe ist fast kreisrund, hat vollkommen flachen Grund, der theilweise leicht versumpft und von einigen Bächen durchzogen ist; sie macht den Eindruck eines früheren Seebodens.

Die Gewässer des Tschommekessels vereinen sich zu einem Bach, der die westliche niedrige Einfassung des Kessels durchbricht und sodann beim Dorfe Makania in die Ebene tritt. Die dort liegende Oase wird von Waschambaa bewohnt, die bis vor Kurzem von Mpesa, einem Sohne Muanamata's, regiert wurden. Nach dessen Tode hat Muanamata seinen Enkel, den Sohn Kaduri's von Kisuani, als Jumbe von Makania (dem „Makuyuni" der Karawanen) eingesetzt. Der Bach setzt seinen Lauf als trockene Regenschlucht durch die Steppe fort und mündet beim Marago Mabirioni in den Ruvu.

An den Hängen des Kessels sind die ärmlichen Niederlassungen von Tschomme verstreut. Da warme Winde völlig abgesperrt sind und nur kalte Bergwinde Zutritt haben, so ist das Klima ein recht rauhes. Bananen gedeihen kaum mehr, Bohnen schlecht, und so sind die Einwohner auf den spärlichen Ertrag der Maisfelder angewiesen, denn ihren Hauptnahrungszweig, die Viehzucht, haben räuberische Einfälle schon längst fast unmöglich gemacht. Der Häuptling von Tschomme, Ngugu, ist, wie gesagt, in einer leichten Abhängigkeit von Gonja; mit Makania steht er schlecht, weshalb kein Eingeborener des Districtes nach der Ruvuseite absteigen darf. Ngugu, der Abstammung nach ein Mschambaa, gilt als räuberisch und es wäre auch nicht zu verwundern, wenn er, nachdem man ihm Alles geraubt, schliesslich selbst zum Räuber wurde.

Der Westhang zwischen Tanda und Tschomme ist spärlich bewohnt. Nördlich von Tschomme liegt am Westhange die Landschaft Wudeh, welche das Gebiet zweier grösserer Bäche einnimmt. Die gut bewässerten Hänge sind zwar steil, aber von schöner Vegetation bedeckt und machen einen freundlicheren Eindruck als das rauhe Tschomme. Wudeh ist auch besser bewohnt und die Felder und Weiler der Eingeborenen sind weniger ärmlich. Der Jumbe, ein hagerer,

gebrechlicher Greis, steht in leichter Abhängigkeit von Madafa, wie denn Wudeh bereits zum District Baga gehört. Vieh ist nur mehr wenig vorhanden, Hülsenfrüchte gedeihen gut, Mais jedoch der kühlen Temperatur wegen mangelhaft. An den Austrittsstellen der Bäche in die Ebene würde sich freilich genügend Ackerboden für Maisbau finden, doch wagen sich die Wudehleute nicht dort hinab. Ihre Bäche sind besonders eisenhaltig, und allerorts rauchen die Feuer der kleinen Schmelzwerke. Die Bäche von Wudeh versiegen bald in der Steppe und erscheinen nur als Regenschlucht mit südlichem Laufe.

Jenseits der Senkung, die von der Karawanenstrasse durchzogen wird, ragt die öde, wasserlose, dem Paregebirge gleichlaufende krystallinische Masse von Kwa Nduji auf. Sie gehört zu einer Gruppe kleiner, zwischen Pare und dem Panganiflusse aufragenden Gebirgsinseln, unter welchen noch die Lassitiberge als weithin sichtbare Landmarke zu erwähnen sind. Alle gleichen sich in ihrer krystallinischen Zusammensetzung und der Pare gleichlaufenden Schichtenlage, in ihrer Wasserarmuth und dem trostlos graubraunen Aussehen der steilen Hänge.

Wenn man den Osthang von Gonja aus nördlich verfolgt, gelangt man zuerst nach der Landschaft Bombo, dann, den Mkomasi oberhalb des Wasserfalles überschreitend, nach Wuje, Muala und Fanga. Ich habe diese Landschaften nicht besucht, doch stellt sich deren Gebiet als schönes, grünes Land dar, in dem man besonders viele Bananen und recht zahlreiche verstreute Hütten der Wapare wahrnehmen kann. Der untere Hangtheil ist allerdings recht dürr, sowie auch der Nyikastreifen, der sich zwischen Pare und den parallel streichenden Tussobergen ausdehnt. Diese, ein hohes, steiles selbstständiges Kammgebirge, sind am Obertheile bewaldet und besitzen dort auch Wasser. Früher sollen sie bewohnt gewesen sein, jetzt sind sie gänzlich verlassen. Sie bilden gewissermassen eine nördliche Fortsetzung des Lassa und der kleinen charakteristischen Felsberge der Mkomasi-Nyika (Makokani u. s. w.) und setzen sich ihrerseits wieder in den Kamorei- und Motharafelsbergen gegen Pare Kwa Mdimu fort.

Am Austritte des Flusses von Fanga liegt die hübsche Oase von Hegoma, das „Pare Vikombe" der Karawanen, das seinen Namen angeblich daher bekam, weil ein Händler dort einmal eine Last Porzellanschalen (Vikombe) mit Gewinn losschlug. Von dort führt ein directer Weg nach Mbaramu. Die Oase besitzt schöne, durch zahlreiche Canäle bewässerte Bohnenfelder und eine unabhängige Waparebevölkerung, die in kleinen, mit Doppelzäunen umgebenen Dörfern wohnt. Auch eine ständige Colonie vollkommen ansässiger und gänzlich paresirter Ndorobbo trifft man dortselbst.

Nördlich von Hegoma ragt ein östlicher Ausläufer des Gebirges in die Ebene hinaus. Er trägt grösstentheils Steppenvegetation mit steinigem, quarzreichem Untergrund. An den trockenen Flussbetten tritt der krystallinische Schiefer auf mit der gewöhnlichen meridionalen Streichungs- und östlichen Fallrichtung, bei einer Neigung von etwa 10 Grad. An dem höheren Hange des Hauptgebirges sieht man schöne Pflanzungen und verstreute Hütten, die bereits zum Gebiete Madafa's, des eigentlichen Parejumbe von Baga, gehören. Sein Land erstreckt sich bis zur Nordspitze Süd-Pares und umfasst die schönsten und fruchtbarsten Gebiete des Osthanges. Die demselben entströmenden starken Gewässer vereinigen sich in der schönen, fruchtbaren Bucht von Kisuani. Dort, wo reiche Bewässerung und das Klima der Niederung jedem Anbau förderlich sind, besitzen nicht nur Madafa und die anderen Bergjumbes ausgedehnte Felder, sondern auch eine Waschambaacolonie hat sich unter Muanamata's Sohn Kaduri schon lange dort niedergelassen.

Alle Gewässer münden in den „Kiziwa", den kleinen See, oder vielmehr Sumpf, nach welchem der Ort (Kisuani gleich Kiziwani) seinen Swahilinamen hat.*) Dieser Sumpf besitzt einen Abfluss, Kambaga, der, meist trocken, aber mit deutlichem Vegetationsband den Vorsprung von Kisuani um-

*) Diese Erklärung, die mir von erfahrenen Karawanenleuten gegeben wurde, scheint mir viel wahrscheinlicher als die von Kisiwani, „auf der Insel", da ja von einer Insel hier nicht die Rede sein kann. Merkwürdig ist, dass Guillain auf seiner Erkundigungskarte das ganze Paregebirge auf eine Insel zeichnet, was vielleicht mit dem Namen Kisuani und seiner Ableitung von „auf der Insel" zusammenhängt.

fliesst, hierauf gegen Süd umbiegt, die Bäche von Pare Vikombe aufnimmt und als trockenes Wasserbett bei Gonja in den Mkomasi mündet. Bei starkem Regen führt er jedoch manchmal Wasser bis dahin und erhält dann auch Zuflüsse aus dem Tusso.

Der hinter Kisuani ansteigende Parehang ist zwar auch ziemlich steil, aber sehr reich bewässert und fast ganz mit den Pflanzungen der Eingeborenen bedeckt. Zuckerrohr, Bananen, Bataten und Bohnen gedeihen allerwärts, Mais jedoch wird hauptsächlich in der Ebene angebaut. Die Eingeborenen erfreuen sich eines gewissen Wohlstandes und besitzen selbst noch etwas Rindvieh.

Sie pflegen kleine Märkte zu veranstalten, wo etwa vierhundert Weiber zusammenkommen und Bohnen, Mais, Bataten, Milch, Pombe, Bananen und Fleisch einfach austauschen. Der Häuptling dieser Gegend ist Madafa, ein freundlicher, noch junger Mann.

Wähend der untere und mittlere Hang ziemlich steil ist, wird der obere mit Gras bedeckte immer schwächer geneigt, je höher man ansteigt, und geht fast unmerklich in das Kammplateau über. Dasselbe ist hier jedoch nicht mehr bewaldet, sondern offen grasig, von Hügelwellen durchzogen und bewässert von den fast gefälllosen, leicht versumpften Quellbächen der Kisuaniflüsse.

Das Gipfelplateau wird jedoch immer schmäler und wird in den nördlichsten bewohnten Districten wieder zu einem scharfen Kamm, der die Landschaften Kuisu (am Osthang) und Muhesi (am Westhang) trennt. Beide Hänge besitzen bis auf halbe Hanghöhe reinen Steppencharakter, darüber sind sie bewässert und fruchtbar, doch recht steil.

Besonders schön ist die Vegetation in der Kammregion, wo dichte, von dünnen Lianen umrankte Büsche sich über den Weg neigen und eine üppige Menge kleiner Krautpflanzen den Humusboden bedeckt. Hochstämmige Bäume sind selten, doch treten mächtige wilde Bananen von ungewöhnlicher Schönheit auf. Stets ist nordsüdlich streichendes und unter 45 Grad nach Ost fallendes Schiefergestein, höher oben ebenso gelagert Gneis anstehend.

Der steilen Schichtenstellung entsprechend, ist der Abfall des Osthanges selbst in der Culturregion ungemein schroff,

und von den Weilern von Kuisu blickt man wie in einen Abgrund nach der Steppe hinab. Am Austrittsorte des Kuisubaches ist eine ganz kleine, fruchtbare, von Kisuani unabhängige Oase gelegen, wo die Wapare ihren Mais zu bauen pflegen. Aehnlich wie im Süden, so erweitert sich auch im Norden Süd-Pare zu einem breiten Massiv, das schön grüne, anscheinend auch bewässerte Höhen hat, doch völlig unbewohnt ist.

Der westliche Fortsatz desselben schliesst mit der Hauptkette die Bucht von Muemba ein. Diese wird von den am Muhesihang entspringenden Bächen bewässert und besitzt ziemlich gutes Culturland. Dort besteht seit etwa zehn Jahren ein Waschambaacolonie unter dem schon mehrfach erwähnten Häuptling Muanamata. Dieser wollte seinerzeit den Usurpator Semboja nicht als Häuptling von Usambara anerkennen und flüchtete vor etwa dreissig Jahren nach Gonja, wo er sich festsetzte. Vor etwa zehn Jahren wurde er von Semboja aus Gonja vertrieben und floh mit seinen beiden Söhnen Kaduri und Mpesa zu Madafa von Baga. Dieser nahm ihn gastlich auf und wies ihm Muemba, dem Kaduri einen Theil der Oase Kisuani und dem Mpesa Makania an, wo sich überall kleine Waschambaacolonien bildeten.

Madafas Gutmüthigkeit wurde ihm schlecht belohnt, denn die Waschambaa gewannen bald die Oberhand, machten räuberische Einfälle und standen sogar den Massai in ihren Beutezügen öfters bei. Zu irgend welcher Oberherrschaft über das Gebirge haben sie es jedoch niemals gebracht. Heute führen alle drei Niederlassungen die deutsche Flagge und sind vollkommen ruhig; Wegzoll wird übrigens in Kisuani von den kleinen Karawanen nach wie vor erhoben.

Muanamata ist ein kohlschwarzer Bursche, der die Lippen fest zusammenzukneifen und mit einem Auge zu zwinkern pflegt, was ihm trotz seiner grauen Haare ein unternehmendes Aussehen gibt, das durch die schief aufs Ohr gedrückte Jumbemütze noch erhöht wird.

Das Dorf Muemba ist nichts weniger als grossartig und besteht aus etwa dreissig baufälligen Hütten in Kiparestil. Nur das Haus Muanamata's ist viereckig mit Vordach, eine sehr ärmliche Nachahmung des Küstenstils. Die Boma besteht nahe am Thore

aus dornigen Pfosten, weiter hinten aus Zaungeflecht, an welches sich eine Dornhecke anschliesst. Die Felder sind gut gehalten, angebaut werden Mais, Bohnen, Maniok, Bataten und Kürbisse.

An der Quelle findet man fast immer ein Massailager mit oft mehreren Hundert Rindern, denn ähnlich wie Semboja, so besitzt auch Muanamata eine Art Bündniss mit den Massai, das jenem zwischen „Hehler" und „Stehler" gleicht. Auch kleine Swahilihändler trifft man hier wie bei Kaduri fast immer, doch machen sie gegenwärtig schlechte Geschäfte, da ausser Sklaven nie viel zu holen war, und erstere spärlich werden, da Muanamata es nicht mehr wagt, Raubzüge zu unternehmen.

Von Muemba südwärts gelangt man nach der vorerwähnten wasserarmen Senkung zwischen der Hauptkette und den parallelstreichenden, vollkommen dürren Nebenketten Pares.

Süd-Pare steht durch die niedrige Einsattelung von Same mit dem Complex von Mittel-Pare in Verbindung. An der Westseite des Joches entspringt ein kleiner Bach, der sich bald in der Steppe verliert. Unter den hohen Bäumen seines Vegetationsbandes liegt der Lagerplatz, Marago Same, der Swahilikarawanen, wo die Wege nach Aruscha und Taveta sich theilen. Auch gegen West fliesst von dem Joch ein kleines Gewässer ab, verschwindet jedoch rasch in der rings von Bergen umsäumten Steppenbucht von Same.

Mittel-Pare besteht aus zwei Gruppen, Pare Kisungu und Pare Kwa Mdimu. Erstere bildet die directe Verlängerung Süd-Pares, letztere ist mit Pare Kisungu durch einen Seitenkamm verbunden, sonst jedoch ein selbstständiges Massiv und gewissermassen als Fortsetzung der Lassa-Tussokette zu betrachten. Oestlich von Pare Kwa Mdimu erheben sich steile, felsige, unbewohnte und wasserlose Bergmassen.

Mittel-Pare ist weit niedriger, vorherrschend mit Weideland bedeckt und spärlich bewaldet, auch weniger gut bewässert als Süd-Pare. Dennoch ist es zur Viehzucht sehr geeignet und besass früher eine zahlreiche Bevölkerung. Als die Massai sämmtliches Vieh bis auf das letzte Stück geraubt hatten, verlor sich auch die Bevölkerung, und Mittel-Pare blieb jahrelang unbewohnt und diente nur den Massai als Weide- und Tränkgebiet für ihr Vieh.

Erst in neuerer Zeit fanden sich wieder einige Auswanderer aus der Kisuanigegend ein, die mit Ackerbau nothdürftig ihr Leben fristen. Dieselben bewohnen in sehr geringer Zahl das nördliche Pare Kisungu und den Berg Umari ebendaselbst, ferner einen einzigen Berg in Pare Kwa Mdimu.

Der untere Theil der Hänge von Pare Kisungu trägt Steppencharakter mit hohen Baumeuphorbien. In den meist wasserlosen Bachbetten des Osthanges tritt krystallinischer Schiefer in grossen Platten mit vielen Quarzeinschlüssen und südöstlich-nordwestlichem Streichen bei nordöstlichem Fallen unter etwa 20 Grad auf. Höher oben führen die Bäche Wasser, und junger, dichter Wald tritt vielfach an Stelle des alten Culturgebietes. Hier haben die neuen Ansiedler einige Niederlassungen gegründet.

Die Höhe des Gebirges durchzieht eine grasige, meridional verlaufende Senkung. Auch in dieser sind hohe Euphorbien verstreut, ringsum ragen begraste, theilweise leicht bewaldete Hügel auf. Die Senkung wird in kaum merklichem Laufe von einem kleinen Sumpfgewässer durchsickert, das von den Massai vielfach abgedämmt und zu Viehtränken benutzt wird. Am Südende der Senkung liegen die ärmlichen Hütten der Wapare von Maschëua zerstreut. Von diesen gelangt man bald zur südlichen Kammhöhe, wo das Gebirge steil zur Ebene abfällt und nur im Westen einen Vorsprung entsendet, der durch ein niedriges Joch die Verbindung mit Nord-Pare herstellt.

Am Fusse Süd-Pares, nothdürftig bewässert durch einige Rinnsale, liegen die Bohnenfelder der Maschëualeute. Im Gebirge selbst bauen diese nur Bananen, können sich aber kaum ernähren, so dass sie mit Ziegenfellen um Nahrung nach Usangi handeln müssen. Dabei sind sie von dem schönsten, fettesten Weideland umgeben, das Tausende von Rindern ernähren könnte, wenn eben die Massai nicht wären. Diese haben den früheren Viehreichthum längst an sich gebracht und betrachten jetzt Mittel-Pare als eine Art Absteigquartier, wo man immer einige von ihnen antrifft. Dass unter diesen Umständen an Rindviehzucht nicht zu denken, ist begreiflich, und die armen Ansiedler müssen froh sein, wenn die „El-Moran" ihnen wenigstens ihre Paar Ziegen lassen. Der

Westabfall von Pare Kisungu ist mauerartig steil, wenig bewässert und unbewohnt.

Pare Kwa Midmu, welches ich nicht besucht, weil dort für Karawanen keine Nahrung zu erhalten ist, soll im kleineren Massstab einen ganz ähnlichen Charakter besitzen. Die am Fuss lagernden Karawanen pflegen die Wapare durch Signalschüsse zur Herbeischaffung von Wasser aufzufordern.

Durch das vorerwähnte Joch steht Mittel-Pare mit Nord-Pare in Verbindung. Doch verläuft auch hier der Verbindungskamm mehr im Westen und eine weite Steppenbucht dehnt sich zwischen den beiden Complexen aus. Nord-Pare erhebt sich zwischen Yipesee und der westlichen Kilimanjaro-Niederung. Es steigt bis zu der ansehnlichen Höhe von 2000 Meter an und ist das nördlichste gegen die Eruptivmassen des Kilimanjaro vorgeschobene, krystallinische Massiv. Wenn schon Mittel-Pare den reinen Charakter eines Kammgebirges nicht mehr besitzt, so verschwindet dieser noch mehr in Nord-Pare, wo sogar mehrere directe Längsthäler auftreten und zwei Kammlinien voneinander trennen. Wie alle krystallinischen Gebirge dieses Theiles Ost-Afrikas, so hat auch Nord-Pare den rein insularen Charakter bewahrt: so gegliedert es auch im Innern sein mag, gegen die Ebene zu fällt es allerseits in schroffen Abstürzen ab. Es hat eine im grossen Ganzen dreieckige Gestalt; in die nördliche Schmalseite des Dreieckes schneidet eine von hohen Bergvorsprüngen eingefasste tiefe Bucht ein. Da die Schichtenlage jener des übrigen Paregebirges entspricht, so hat auch Nord-Pare seine sanftere Neigung und seine zahlreicheren Abflüsse nach Osten. Alle gehören zum Gebiete des Yipesee, erreichen diesen jedoch nicht, sondern versiegen in der Steppe. Doch auch der Westhang besitzt einige Bäche, die in der Ruvu-Nyika verschwinden.

Am Südende Nord-Pares entströmt dem Gebirge ein schmaler, rasch fliessender Bach, in dessen Thal schöne Bohnen und Maisfelder der Wapare von Ikindi (District Usangi) gelegen sind. Je höher man ansteigt, desto schöner und fruchtbarer wird die Gegend. Von den Hängen fliessen zahlreiche klare Bäche, die geschickt in Bewässerungscanäle abgeleitet werden. Die Gesteinslage ist streng meridional mit östlichem Fallen unter

circa 45 Grad. Die ziemlich steilen Hänge sind fast ganz bebaut; man durchschreitet ganze Wälder von Bananen und ausgedehnte Zuckerrohrpflanzungen. Dazwischen sind die spitzen Kegelhütten in kleinen Complexen verstreut. Die Ikindileute erfreuen sich also eines gewissen Wohlstandes, besitzen jedoch keine Rinder mehr, wie denn überhaupt solche in ganz Nord-Pare zu den Seltenheiten gehören. Zahlreiche tiefe Bachschluchten überschreitend, die den Thalschluss von Ikindi bilden, gelangt man auf eine Jochhöhe und nach der Landschaft Ndorue, die an den zahlreichen Zuflüssen eines gegen den Yipesee abfliessenden Baches gelegen ist. Auch hier liegen Mais- und Bohnenfelder an der Ausmündung in der Ebene, die übrigen Culturpflanzen werden in reicher Menge an den ziemlich steilen Hängen angebaut. Zwischen den Feldern sind einzelne junge, aber dichte Waldflecken verstreut. Das vielfach mergelige, verwitterte krystallinische Gestein besitzt dieselbe Schichtenlage wie in Ikindi. Stets durch offenes, bebautes Land, vorbei an vielen Weilern, gelangt man über die Wasserscheide nach dem Gebiete jenes Flusses, der mit seinen Nebenbächen das ganze mittlere Usangi bewässert.

Das der Hauptachse des Gebirges gleichlaufende Thal seines südlichen Zuflusses bildet die Landschaft Mschëua des Häuptlings Maguera. Dieser besitzt sogar ein richtiges, allerdings nur aus dreissig Hütten bestehendes Dorf mit Doppelzaun, das erst vor Kurzem errichtet wurde. Das Dorf liegt auf einem Vorsprunge, nahe der Stelle, wo der Hauptbach gegen die Ebene zu abbiegt. Maguera hat gegenwärtig den meisten Einfluss in Usangi; man trifft manchmal ein Paar Swahilileute aus Wanga oder Mombas bei ihm an, die von hier Sklaven nach den Küstenplätzen des englischen Schutzgebietes ausführen.

Nördlich von Mschëua liegt die Landschaft Kiritsche des Häuptlings Naguvu, welche von einer Thalsenkung durchzogen ist. Diese nordwärts verfolgend, überschreitet man nahezu unmerklich die Wasserscheide gegen den in entgegengesetzter Richtung fliessenden Matabach, einem Zufluss des Tschunguli. Unweit desselben liegt am östlichen Thalhange der Hüttencomplex Naguvu's, den Dr. Meyer vor mir 1889 besuchte. Auch von der Decken und Kersten haben diese

Gegend Nord-Pares berührt. Die Hänge sind weit und breit mit hübsch eingezäunten Feldern bedeckt, zwischen welchen die Hütten verstreut liegen. Manche haben sehr freundliche, von Pandanus und Bananen umgebene Vorhöfe. Naguvu hat jetzt viel von seinem früheren Einfluss eingebüsst, ist jedoch stets freundlich und wohlgesinnt. Rinder besitzt er nur ganz wenige, da Mandara früher alle geraubt.

Westlich von Kiritsche erhebt sich der Gamuallaberg, die höchste Kuppe Nord-Pares, an welcher vorbei ein Uebergang nach den Landschaften des Westhanges führt. Dort liegen die ziemlich bewässerten, aber spärlich bewohnten Districte Mamfurra's und Jangobi's (letzterer bereits zu Ugueno gehörig), die Dr. Meyer besucht hat. In allen nördlichen Districten Nord-Pares werden Mais und Bohnen auch im Gebirge angebaut. Von Kiritsche nordwärts geht es steil durch den schwach bewohnten District Danda zu einer Kammhöhe, welche gegen den Tschungulibach abfällt, der die Grenze zwischen Usangi und Ugueno bildet. Auf der Höhe wohnt eine kleine, vor Jahren aus Usambara eingewanderte Wambugucolonie, die jedoch immer mehr und mehr Wapare-Sitten annimmt. Der Tschungulibach ist, wie fast alle Gewässer des Paregebirges, reich an Magnetiteisenerz, das in vielen kleinen Schmelzwerken verarbeitet wird. Der nördliche Theil Nord-Pares, der District Ugueno, ist sehr schwach bewohnt und bleiben ganze Bergcomplexe, wie die des weit gegen Norden vorgeschobenen Lomuë, gänzlich unbesiedelt.

Dennoch ist das Land keineswegs ungünstig, sondern offen, fruchtbar und meist mit dichter Krautvegetation bedeckt, aus der vereinzelte Bäume sich erheben. Am meisten Bewohner hat das Thal des theilweise versumpften, nordsüdlich verlaufenden Tschungulizuflusses, den sanfte Hänge begleiten. Der Nordabfall des Gebirges ist durch eine weite halbkreisförmige, von hohen Abstürzen umgebene Gebirgsbucht bezeichnet. Der Obertheil des südlichen Hanges dieser Bucht ist spärlich besiedelt, der Untertheil und die Sohle der Bucht bis gegen den Yipesumpf zu ist mit dichter, sehr üppiger Strauch- und Grasvegetation bedeckt, durch die der Pfad sich nur mühsam schlängelt. Da die Bucht auch von mehreren Bächen durchflossen ist, so würde sie wohl schon längst eine

bebaute Oase geworden sein, wenn der räuberische Mandara dies nicht unmöglich gemacht hätte.

Im ganzen District Ugueno steht krystallinischer Schiefer mit nordost-südwestlichem Streichen und südöstlichem Fallen unter etwa 45 Grad an. Die zu Tage tretenden Platten sind vielfach mergelig, verwittert; die Lateritüberlagerung ist überall eine bedeutende.

Die Wagueno gehören nicht zum Stamme der Wapare, sondern zur Gruppe der „Stämme der Kilimanjaro-Niederung", sind also mit den Wataveta nahe verwandt. Sie unterstehen dem Häuptling Jangobi und leben in verstreuten Weilern.

Mit der Landschaft Ugueno und der bergumschlossenen Bucht gegenüber des Kilimanjaro schliesst das System des Paregebirges. Höchstens können geologisch noch einige krystallinische Hügel, die in der Ebene auch noch nördlich vom Yipesumpf verstreut sind, der Parereihe beigezählt werden.

Die Bewohner des Paregebirges sind die Wapare, deren Siedelungen im ganzen Berglande, mit Ausnahme der äussersten Nordspitze, wo Wagueno und Wambugu hausen, und der Waschambaacolonien oberhalb Gonja, verstreut sind. Die Wapare sind ein echtes Bergvolk, selbst in den fruchtbaren Oasen am Fusse ihres langgestreckten Heimatgebirges sind sie nicht — oder wenigstens nicht mehr — heimisch und haben sich dort theilweise blühende Colonien von Wasegua, Waschambaa und Wakamba niedergelassen. Dagegen finden sich Wapare auch im nördlichen und centralen Usambara, wo sie, theils selbstständig, theils gemeinsam mit dem befreundeten Stamme der Wambugu ein den Waschambaa gegenüberstehendes, theilweise sogar feindliches Element im Lande bilden. Besonders zahlreich sind sie zwischen Mbalu und Mlalo, doch auch weiter südlich bis gegen Bumbuli finden sich — wie schon die vom Paregebirge entlehnten Namen Baga und Pale (Pare) andeuten — vereinzelte Waparecolonien. Diese Wapare sind wohl die ältesten Ansiedler des nördlichen Usambara und hausten längst, bevor die Waschambaa diese entlegenen Hochdistricte betraten — wahrscheinlich selbst vor der grossen Wambugu-Einwanderung — dortselbst. Die Hungersnöthe im Mutterlande führten ihnen immer neue Auswanderer zu. In Sitten

und Lebensweise unterscheiden sie sich in keiner Weise von den Stammesbrüdern im eigentlichen Paregebirge und bedürfen daher keiner besonderen Besprechung.

Bei der fast insularen Abgeschlossenheit, in welcher die bedürfnisslosen Wapare in ihren steilaufragenden Gebirgen leben, haben sie sich den umwohnenden Völkern gegenüber einen selbstständigen Charakter zu bewahren gewusst, der zu dem Schlusse verleiten könnte, dass man es hier mit sehr alten Ansiedlern des Paregebirges, mit einer Art von Urbevölkerung desselben zu thun habe. Dies ist jedoch keineswegs der Fall, im Gegentheile ist fast zweifellos, dass die Wapare kaum länger als höchstens einige Jahrhunderte das Gebirge bewohnen, überhaupt als Stamm vorhanden sind.

Wie an anderer Stelle erwähnt, ist der Wakuafistamm der Wambugu als ursprüngliche Bewohnerschaft Pares zu betrachten. Diesem drängten nach und nach grössere Bantu-Einwanderungen aus den nördlichen und südlichen Gebieten nach, die Wambugu wurden theils verdrängt, theils wohl auch aufgesogen, die verschiedenen Bantu-Elemente vermengten sich untereinander und es entstand der heutige Stamm der Wapare. Noch jetzt jedoch hat sich in allen Districten die sagenhafte Erinnerung an frühere Wohnsitze erhalten. So behaupten die Eingeborenen des Westhanges Süd-Pares, aus Unguu zu stammen, die des Osthanges, des nördlichen Usambara, Mittel- und Nord-Pares leiten sich von Wataïta her.

Dass die Wapare ein Mischvolk sind, könnte man auf die blosse Betrachtung hin vermuthen, denn neben mittelgrossen, wohlgebauten, geschmeidigen Leuten, die lebhaft an Wakamba oder Wataïta erinnern, sieht man öfters untersetzte, breitschulterige, kräftige Bursche, die — von der Tracht abgesehen — ohneweiters als Waschambaa oder Wasegua gelten könnten, ja zwischendurch, bei Männern und Weibern, taucht nicht selten eine lange, hagere Gestalt mit unverkennbarem Wambugutypus auf.

Die schönsten und kräftigsten Wapare sah ich in Usangi, wo eine Mischung des Bantu- und Mbugu-Elementes, ein Volk mit anziehend freundlichen Gesichtszügen, feinen Extremitäten und wahrhaft kräftigem Körperbau hervorgebracht hat. Die hässlichsten

und verkommensten Leute wohnen im äussersten Süden, in Muala.

Die Sprache, das Kipare, ist dem ganzen Volke gemein und erweist sich als reines Bantuidiom, welches sowohl vom Kisegua und Kischambaa, wie auch vom Kitschagga recht wesentlich abweicht. Ob es, wie behauptet wird, dem Kitaïta nahesteht, mögen linguistische Forschungen erweisen, zu welchen vielleicht die im Anhange mitgetheilten Sprachproben einiges Materiale liefern werden. Die Wapare pflegen eigenthümlich langgedehnt und singend zu sprechen, was anfangs sehr komisch wirkt. Diese Sprechweise ermöglicht es ihnen jedoch, sich ähnlich wie die Hirten der südslavischen Länder durch Rufen von Berg zu Berg auf weite Distanzen zu verständigen, was besonders in Nord-Pare sehr beliebt ist. Fremde Sprachen sind bei der Abgelegenheit Pares vom Weltverkehr wenig verbreitet, selbst auf Kiswahili können sich nur einzelne Leute nothdürftig verständigen. In Nord- und Mittel-Pare dürften ziemlich viele Eingeborene der Massaisprache mächtig sein.

Der Name „Wapare" leitet sich vom Districte „Pare" südlich vom Sassenifluss her, welchen die Küstenleute zuerst erreichten und besuchten und dessen Bezeichnung sie auf das ganze Gebirge übertrugen. Viele Eingeborene, besonders der entlegenen Bezirke, kennen den Namen gar nicht und bezeichnen sich nach ihrem engeren Wohnsitze. Doch wird die durch die Gemeinsamkeit der Sprache begründete Stammeseinheit von keinem Mpare abgeleugnet. So erklären die Bewohner von Usangi z. B. ohneweiters, mit den Leuten von Baga oder mit den Wapare von Usambara stammverwandt zu sein, während sie eine Zubehörigkeit zu den benachbarten Wagueno und Wataveta bestimmt abstreiten, obwohl deren Sprache doch nur dialektisch von der ihren abweicht.

Ebensowenig wie die physischen, lassen sich auch die psychischen Eigenschaften der Wapare in eine Schablone bringen. Doch ist ihnen allen grosse Bedürfnisslosigkeit und schwacher Unternehmungsgeist eigen, sowie ein sanftes, ängstliches Benehmen, das zwar den Reisenden für das harmlose Bergvölkchen einnehmen kann, gar oft aber in unrühmliche Feigheit ausartet.

Dieser Eigenschaft verdanken es die Wapare, dass ihr Land geradezu der beliebte Tummelplatz aller Räuber der Umgebung geworden ist.

Die Massai machten und machen noch heute häufige Beutezüge ins Gebirge und haben den Viehreichthum desselben auf ein Minimum reducirt. Mandara von Motschi, der bekannte Tschaggahäuptling, war in früheren Jahren eine wahre Landplage in Pare, welches er unaufhörlich verheerte, Vieh für seine Heerden und Menschen als Sklaven für die Küstenkarawanen forttreibend. Selbst die Wataïta durchzogen die weiten wasserlosen Steppen zwischen ihrer Heimat und Pare wiederholt, um räuberische Einfälle zu machen. Andauernde Belästigung boten ferner die am Fusse des Gebirges angesiedelten fremden Häuptlinge, darunter besonders die Söldlinge Semboja's von Masinde, die theils den Massai landeskundige Führer stellten, theils für die kleinen Swahilihändler Menschenjagd betrieben. Zahlreiche Waparesklaven wurden und werden wohl jetzt noch (auf dem Umwege über die englische Interessensphäre) nach der Küste und nach Pemba gebracht. Doch waren dieselben niemals besonders geschätzt, denn den Bergsöhnen sagt das Klima an der Küste nicht zu, ähnlich wie Watschaggasklaven sind sie zur Arbeit schlecht zu gebrauchen und siechen rasch dahin.

Wenn man das Aeussere der Wapare betrachtet, so erkennt man sofort, dass man mit diesem Stamme ein neues afrikanisches Modegebiet betreten. Der Mschambaa sowohl, wie der Msegua bemüht sich, es in seiner Tracht dem Swahili, also dem Küstenbewohner gleichzuthun. Der Küstenneger in seiner kleidsamen, halb arabischen Tracht, ist das Ideal der jungen Leute von Usambara.

Der Mpare dagegen geht niemals an die Küste und die zerlumpten Karawanenträger und Händler, die sich manchmal bis zu ihm verirren, sind wenig geeignet, ihm als Vorbilder zu dienen. Eine weit imponirendere Gestalt ist für die Wapare sowohl, wie für alle Stämme dieses Gebietes der Massai, der reich mit kriegerischem Schmuck behängte, mit prächtigen Waffen prunkende, gefürchtete Viehräuber. Die Massai sind daher geradezu tonangebend für weite Striche, eine Art Pariser der Nyikasteppe.

Dem El-Moran, dem Massaikrieger, ähnlich zu werden, ist das höchste Streben eines jungen Mpare. Aber ebensowenig wie der plumpe, bäuerische Mschambaa jemals die freie, sorglose Haltung des echten Swahili erreichen wird, so wenig kann auch der Mpare seinem Ziele nahe kommen. Möge er sein Haar noch so wild frisiren, sich noch so dick mit rothem Lehm und Fett beschmieren: Niemand wird den zahmen Ackerbauer des Paregebirges mit dem verwegenen Nomaden der Steppe verwechseln.

Unter diesen Umständen ist es begreiflicherweise schwer, zu unterscheiden, was in der Tracht der Wapare ursprünglich und was von anderen übernommen ist, umsomehr, als auch die Wambugu einen zweifellosen Einfluss ausgeübt haben. Das Hauptbekleidungsmaterial der Wapare, neben welchem die importirten Zeuge vollständig zurücktreten, ist das Fell der Hausthiere. Die frischen Häute werden am Boden ausgebreitet und durch Holzpflöcke gespannt. Wenn sie trocken sind, werden sie mit scharfen Stemmeisen abgeschabt, dann mehrere Tage hindurch mit Fett eingerieben und geknetet. Im Gebrauche sind sie dann recht weich, werden jedoch, unbenutzt, bald hart und brüchig.

Die ursprüngliche Tracht ist der Lendenschurz, bei welchem das Fell meist ganz von Haaren gereinigt wird; seltener lässt man einzelne Haarstreifen als primitive zickzackförmige Ornamentik darauf stehen. Der Lendenschurz wird manchmal mit Lehm roth gefärbt, er reicht bis über die Knie und besitzt am Ende des dünn geschnittenen, als Leibriemen dienenden Zipfels Anhängsel von Messing und Eisenspiralen, kleinen Eisenringen u. s. w.

Sehr verbreitet und in Nord-Pare fast ausschliesslich üblich ist der Massaimantel, ein behaartes Fell oder Zeugstück, welches unter der linken Schulter durchgeschlagen und auf der rechten mit Eisenkettchen befestigt, bei den Massai gar nicht, bei den Wapare eben nothdürftig die Blösse deckt. Wo Baumwollzeug an die Stelle der Felle tritt, wird es mit Fett und rothem Lehm eingerieben.

Die Leute, welche das Schultertuch tragen, pflegen ein halbkreisförmiges Lederstück mit der behaarten Seite nach aussen

auf den Hintertheil zu binden, um weicher zu sitzen. Die Weiber tragen durchwegs den Lendenschurz, meist aus Fell, seltener aus Zeug. Er ist vielfach mit kleinen weissen Perlen eingesäumt, hinten weiter ausgebauscht, vorne nur in einen schmalen Zipfel endend.

Tätowirungen sind nicht besonders gebräuchlich. Als Heilmittel in Krankheitsfällen pflegen sich viele Leute Einschnitte in den Rücken, an den Schläfen, manchmal auch eine Linie von der Nasenwurzel zum Haarrand über die Stirne machen zu lassen. Als Zier bemerkte ich Tätowirungen nur bei Weibern in Usangi, welche sich leichte, blaue zahnradförmige Kreislinien um die Augen ziehen. Gewissermassen als Wapareabzeichen kann man das Spitzmachen der vier vordersten oberen Schneidezähne ansehen. Dies geschieht bei Männern und Weibern nach dem Zahnwechsel mittelst eines kurzen Stemmeisens, welches zu diesem Zwecke heiss gemacht wird, und gibt dem Gebiss ein unschönes, haifischartiges Gepräge. Manchmal werden die zwei unteren Schneidezähne zur Zeit der Mannbarkeit ausgebrochen, doch nimmt diese Sitte ab.

Die Beschneidung ist allgemein üblich, sie wird an Neugeborenen ohne besondere Ceremonie durch Jemand vollzogen, der Uebung darin besitzt, und hat keinerlei religiöse Bedeutung.

Bei jungen Leuten sind Fettlehmfrisuren überall, mit Ausnahme des südlichsten Gebietes, der Landschaft Pare, üblich. In letzterer Gegend tragen die Leute die Haare meist kurz mit einem hahnenkammähnlichen Streifen längerer Haare über den Schädel. Die echte von Gonja bis Ugueno gebräuchliche Parefrisur wird erzeugt, indem man die Haare möglichst lang auswachsen lässt, dieselben hierauf in zahlreiche, schnurdünne Zöpfchen dreht und diese einzeln mit ziegelrothem Lehm und Fett überzieht. Die Frisur ist sehr mühsam herzustellen, wird an der Stirne sorgfältig gerade geschnitten und macht, von einiger Entfernung betrachtet, den Eindruck einer „Pagenfrisur". Neben dieser ist auch die Massaifrisur in Form einer Allongeperücke, ebenfalls mit Fett und Lehm eingelassen, verbreitet und besonders in Nord-Pare beliebt. Die älteren Männer tragen kurzes Haar oder rasirten Schädel mit dem kleinen Haarschöpfchen am Scheitel,

ähnlich wie die Waschambaa. Auch hier wird das Haarschöpfchen weniger als Zier, denn als Heilmittel angesehen. Die Weiber tragen den Schädel entweder kahl oder bis auf eine runde Haarscheibe am Scheitel abrasirt.

Kinnbärte werden nicht selten getragen, die Augenwimpern pflegen sich alle Wapare mit einer eigenen Zange auszureissen.

An Schmuck tragen die Männer Eisen- und Messingdraht, sowie die aus Tschagga importirten feinen Eisenkettchen um den Hals. Letztere wurden in etwas gröberer Ausführung früher auch in Wudeh und Muala erzeugt, doch wurde diese Herstellung später aufgegeben und alle Eisen- und Kupferketten kommen aus Tschagga. Amulette aller Art, kleine Kalebassen, Hörner, harte Kapselfrüchte werden an solchen Ketten um den Hals getragen. Das Ohrläppchen wird durchbohrt und die Oeffnung derart ausgedehnt, dass bis zu zehn Centimeter haltende Holzcylinder (theils hohl, theils massiv), sowie mit eingelassenem Blei ornamentirte Scheiben darin Platz haben. Auch die Ohrmuschel wird durchbohrt und Tschaggakettchen oder der für Pare charakteristische uhrschlüsselförmige Messingschmuck angehängt. Manchmal sieht man auch die Eisenspulen mit angehängten Kettchen im Massaistil als Ohrschmuck.



Ohrschmmuck der Wapare.

Armringe aus Eisen, Blei oder Messing tragen beide Geschlechter häufig, seltener sind Ketten aus durchbohrten Strausseneischeiben. Die Weiber tragen ähnlichen Ohrschmuck wie die Männer um den Hals, meist einen drei Centimeter dicken, primitiv ornamentirten Messingring, sonst noch Glasperlen mittelgrosser blauer, weisser oder rother Qualität, doch niemals in solchen Massen, wie dies bei anderen Stämmen üblich. Der Gebrauch der perlenbenähten Lederbauchbinde ist nur vereinzelt anzutreffen. Um die Knöchel tragen die jungen Leute (besonders in Nord-Pare) nicht selten an kleinen Riemchen befestigte Schellen.

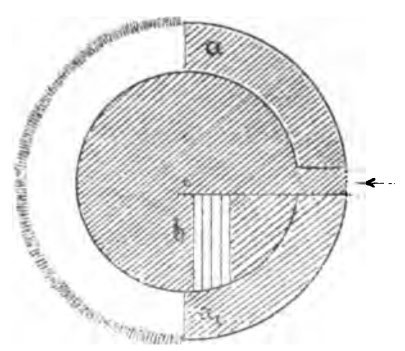
Auch das von den Massai übernommene Bemalen des Körpers mit Fett und rothem Lehm ist verbreitet. Eiserne Fingerringe werden häufig, besonders am Daumen, getragen.

Die Wapare leben nicht in Dörfern; wo man, wie im Gonjagebiet, von solchen sprechen kann, sind es entweder direct Waschambaacolonien, oder doch unter Kischambaa-Einfluss stehende Niederlassungen. Sonst trifft man überall nur einzelne verstreute Hütten oder Weiler von zwei bis fünf, seltener bis zu zehn Hütten, die durch natürliche, allgemein bekannte Grenzen in Gemeinden getheilt sind. Die meist mitten in den Feldern liegenden Hüttencomplexe sind auf halbwegs flachen Hangpartien, selten, wie in Usambara, auf den Kämmen selbst errichtet, und besitzen vielfach eine „Boma" (Einzäunung) aus Stangen oder dichten, natürlichen Hecken, die selbst einzelnen Hütten als Schutz gegen Menschen und Thiere nöthig erscheint. Die durch Schrägstellung der Stangen gebildeten Thore der Zäune sind meist so niedrig, dass man nur tiefgebückt ins Innere gelangt, wo ein freier Platz mit blossem, rothem oder schwarzem Boden und die Hütten gelegen ist. Die freundlichsten Weiler sind in Nord-Pare, wo die spitzdachigen Hütten an rauschenden Quellen mitten in den Bananenhainen liegen und die Umzäunung aus reizenden pandanusähnlichen Pflanzen besteht.

Dass solche Niederlassungen keinen sehr dauernden Charakter besitzen, ist naheliegend, doch sind sie immerhin stabiler als die kleinen Dörfer im südöstlichen Usambara. Dennoch ist in den sieben Monaten zwischen Dr. Hans Meyer's Besuch in Nord-Pare und dem meinen ein neuer Weiler nachweisbar entstanden, während in anderen Gegenden zahlreiche Spuren auf verlassene Siedelungen hinweisen.

Die Waparehütten sind im Allgemeinen weit schlechter gebaut als die der Wasegua und durchschnittlich auch der Waschambaa. Sie haben einen Typus, der überall erkennbar ist, wenn auch die Grösse und der Winkel der Dachneigung variiren. Die Hütten haben unregelmässig runden Grundriss, die Wände sind aus Zweiggeflecht, von innen aus mit Lehm ausgefüllt, der geglättet wird. Das Dachgerippe ist aus ähnlichem Geflecht, wird ebenfalls mit Lehm ausgefüllt, über welchen Gras oder Bananen-

blätter in nachlässiger Weise gedeckt werden. In Mittel- und Nord-Pare, wo die Hütten sehr steile Dächer zu besitzen pflegen, muss der Rauch sich selbst einen Ausgang ins Freie suchen. In Süd-Pare pflegt man an der Hüttenspitze eine Oeffnung zu lassen, die dem Rauch Austritt gewährt, während eine darüber gestellte Topfscherbe das Hineinregnen verhindert. Auch an dem Mantel des Dachkegels werden hie und da Rauchöffnungen angebracht. Ein Mittelpfeiler, der für Waschambaahütten so bezeichnend, fehlt bei Parehütten stets. Das Dach ragt häufig über die Hüttenwand etwa meterweit hinaus, und es ist ein gangförmiger Vorraum errichtet, der nach aussen zu ebenfalls eine Lehmwand besitzt und durch die beiden Querwände *a* und *a'* abgeschlossen wird. Nach hinten zu wird das frei vorragende Dach durch Stangen gestützt. Durch die Thür, welche einen Schuberverschluss und keine Schwelle besitzt, tritt man in den Vorraum. Aus diesem gelangt man in das dunkle Innere der Hütte, das theilweise durch eine Lehmwand abgetheilt ist, die einen Verschlag für das (ebenfalls manchmal lehmbedeckte) Bretterbett *b* bildet. Davor ist die Feuerstelle. Nahe an der Scheidewand steht ein aus Zweigen mit Lehmfüllung errichtetes kleines Hühnerställchen, wo das Geflügel bei Nacht weilt.



Schematischer Grundriss der Parehütte.

Durch eine ebenfalls mit Lehm ausgefüllte Decke ist die Hütte in zwei Theile getheilt. Der stockfinstere Obertheil ist durch eine viereckige Oeffnung oberhalb des Bettes zugänglich und dient als Vorrathskammer aller Art, doch werden Getreidemengen selten dort untergebracht. Manchmal findet sich bei *a* oder *a'* eine kleine Thür, die hauptsächlich von Weibern und Kindern benutzt wird.

Eine zweite, sehr ärmliche Form, die besonders in Nord-Pare nicht selten ist, besteht aus einem einfach auf den Boden aufgesetzten, spitzkegelförmigen Dach. Ueberall sind die Hütten

mangelhaft, oft schief, und werden bis zur äussersten Grenze der Verfallenheit bewohnt.

Eine Ausnahme bilden die Hütten im äussersten Süden, in der Landschaft Pare, die eine besondere Erwähnung verdienen. Sie sind vor Allem meist weit grösser, so dass man im unteren und oberen Raume bequem stehen kann, was sonst gewöhnlich nicht der Fall ist. Sie gleichen von aussen den Kischambaahütten der Bergform, sind ebenso hinten ausgebaucht, haben jedoch niemals einen Mittelpfeiler. Sie sind sorgfältig mit Bananenblättern eingedeckt, der kleine Vorraum (ähnlich der vorderen Doppelwand der Usambaraberghütten) ist vorhanden. Die Schuberthür ist aus horizontal übereinander gebundenen Farn- oder Phönixstämmen. Die mit Kuhmist gefestete Lehmschicht ist bis etwa einen Meter oberhalb der inneren Scheidedecke eingefüllt, höher hinauf genügt das Blätterdach als Schutz. Die übrige Einrichtung gleicht dem allgemeinen Typus, nur dient der Oberstock vielfach als Schlafraum, wobei als Licht- und Luftöffnung ein viereckiges Loch in der Lehmwand dient, das auch in der Bedachung freigelassen wird.

Die Jagd spielt bei den Wapare eine geringe Rolle. Wild ist im Gebirge spärlich und nach den Ebenen steigen nur einzelne, halb berufsmässige Jäger hinab, um Antilopen, Zebras, manchmal wohl auch ein Nashorn oder einen Elephanten mit vergifteten Pfeilen zu erlegen.

Ungleich wichtiger ist die Viehzucht, welche sich trotz der zahlreichen Schwierigkeiten immer noch auf ziemlicher Höhe erhalten hat. Das Parerind ist untersetzt, sehr kräftig, mit auffallend kurzen, kaum merklichen Hornansätzen und starkem Buckel. Den in Usambara und Usegua verbreiteten langhörnigen, schlankeren Rindertypus sieht man nur vereinzelt im District Gonja. Die viehreichsten Gegenden sind in der Landschaft Pare, also im äussersten Süden, wo trotz des ziemlich armen Bodens ansehnliche Rinderheerden gehalten werden, da die grosse Steilheit der Hänge den Eingeborenen die Vertheidigung ihres Eigenthums ermöglicht.

Weit spärlicher ist das Vieh im ganzen übrigen Süd-Pare, wo Mandara und die Massai tüchtig aufgeräumt haben und die schönen grünen Matten der Hochweideregion gar oft verödet

liegen. Dennoch ist immerhin noch genug Vieh vorhanden, und es verging kein Tag, ohne dass mir von den Häuptlingen, welche die Expedition besuchte, ein oder mehrere Rinder als Geschenk gebracht worden wären.

In Mittel-Pare gibt es keine Rinder, doch pflegen die Massai ihre Heerden auf den prächtigen Wiesen dieses Gebietes zu weiden. Auch in Nord-Pare gehört ein Rind zu den Seltenheiten und besitzt meines Wissens nur Naguvu von Kiritsche eine ganz kleine Heerde, die er in Ställen füttert. Sonst wird überall in Pare — mit seltenen Ausnahmen — das Vieh auf die Weide getrieben. Ochsen sind selten; das zickzackförmige Einschneiden der Ohren ist vielfach beliebt. Die Kühe geben für afrikanische Verhältnisse viel Milch, die durch Schütteln in Kalebassen zu Butter (Samli) verarbeitet wird. Die Parerinder sind sehr zäh und halten selbst das Steppen- und Küstenklima gut aus. Ich habe eine kleine Heerde Parerinder monatelang mit mir geführt, welche trotz der täglichen stundenlangen Märsche gut gedieh.

Kranke Rinder werden mit einem eigenen Eisengeräth, das glühend gemacht wird, an verschiedenen Körperstellen, besonders am Kopfe gesengt, auch pflegt man sie mittelst Ziegenhörner zu schröpfen. Die weidenden Rinder tragen eiserne Glocken, deren Ton genau unseren Viehglocken gleicht. Bei Nacht wird das Vieh in die Hütten getrieben, und zwar in dem grösseren unteren Halbraum derselben untergebracht.

Ziegen werden überall, auch in Mittel- und Nord-Pare viel gehalten und manchmal verschnitten, Schafe dagegen sind sehr selten und stets aus Usambara eingeführt. Besonders auffallend ist der fast gänzliche Mangel an Hunden, deren ich nur im äussersten Süden einzelne sah, während sie in den Waschambaa- und Waseguadörfern förmlich wimmeln. Katzen sind in Pare fast unbekannt.

Hühner findet man überall, doch nicht besonders zahlreich. Sie leben in den vorbeschriebenen kleinen Lehmhäuschen. Die Eier werden nicht genossen, auch Hühner ass man früher nicht, doch ist diese Sitte abgekommen.

Bienenzucht kennt man in Süd-Pare fast gar nicht, während sie in Nord-Pare ziemlich stark betrieben wird. Ueberall sieht man

dort die Bienenstöcke aus Holzcylindern mit Deckel und einem Holzgriffe an der Mantelfläche, an welchem sie mittelst eines Hackenstockes frei hängend an den Baumästen angebracht werden.

Ob die Wapare ursprünglich nur Viehzüchter waren, oder ob sie von Anfang an auch Ackerbau betrieben, ist fraglich, sicher jedoch ist, dass sie mit der Abnahme der Rinder immer mehr auf den Ertrag ihrer Felder angewiesen wurden und es in der Pflege derselben recht weit gebracht haben.

Am Ackerbau nehmen Männer und Weiber gleich eifrig theil. Die Hauptnahrungspflanzen sind Mais und Hülsenfrüchte (Bohnen), welche man jedoch beide gewöhnlich nicht im Gebirge selbst, sondern in den am Bergrande gelegenen Buchten der Ebenen, die durch die austretenden Bäche befruchtet werden, anbaut. Dies findet man im ganzen östlichen Süd-Pare, am Fusse von Pare-Kisungu und an den südlichen Thalmündungen von Nord-Pare.

Nur wo keine solchen Thäler vorhanden, wie im mittleren Usangi und in der Landschaft Pare, oder wo kriegerische Verhältnisse den Wapare das Absteigen nach den Ebenen nicht gestatten, wie in Tschomme und Wudeh, werden Mais und Hülsenfrüchte im Gebirge angebaut. Ausser in Tschomme und Wudeh, wo Mais kaum mehr fortkommt, gedeihen diese Culturpflanzen an solchen Orten überall gut, liefern jedoch der Höhenlage wegen weniger reichen und raschen Ertrag als in den warmen Thalmündungen. Sorghum ist nahezu unbekannt, ich sah nur einige Felder davon am Sassenifluss oberhalb Kwa Kihungui, die wahrscheinlich dem Einflusse der Wasegua ihre Entstehung verdanken. Noch wird jedoch eine ganze Anzahl Culturpflanzen im Gebirge selbst gebaut, wo zwar der Boden im Allgemeinen fruchtbar ist, die starke Neigung der Hänge aber vielfach ein Hinderniss darbietet. Um dieses zu überwinden, werden die Felder oft in ausgedehnten Landschaften mittelst solider Trockenmauern ganz ähnlich wie in europäischen Weinbergen abgestuft.

Noch merkwürdiger ist das System der Bewässerungscanäle, welches im ganzen Paregebirge üblich ist. In den von den Bergen herabkommenden Bächen sind Tümpel durch Errichtung von mit Lehm gedichteten Steinmauern abgedämmt. Dieselben

sind völlig wasserdicht. Nur am Untertheile, nahe der Beckensohle, befindet sich eine Oeffnung, die durch einen festen Graspfropf, an dem ein Bastseil befestigt wird, verstopfbar ist.

Aus den Tümpeln münden Canäle, die sich in circa einen halben Meter Breite auf weite Strecken längs der Hänge dahinziehen und die Felder bewässern. Der Mpare braucht nur den entsprechenden Tümpel durch den Graspfropf zu schliessen, um das Wasser in die von ihm gewünschten Canäle zu leiten, und kann derart nach und nach den ganzen Hang bewässern. Durch diese Stauungen gelingt es den Leuten sogar, einzelne Canäle an



Trinkhorn aus Süd-Pare.

den Hängen leicht bergan zu leiten. Wenn man diese für ein Naturvolk wahrhaft grossartigen Anlagen betrachtet, so muss man darüber staunen, dass dieselben Menschen, welche solches errichtet, in erbärmlichen Hütten wohnen und überhaupt in der Cultur noch so tief stehen.

Bananen findet man überall im Gebirge vielfach, besonders in Nord-Pare, in ungeheueren Mengen, in förmlichen Wäldern.

Bataten (Viasi) sind in Nord-Pare ebenfalls am reichlichsten, in Süd-Pare trifft man sie etwas weniger, aber doch überall an. Maniok ist allerorts ein Nebenproduct, am reichlichsten im District

Gonja, ebenso ist die Colocasia, Tomate und der Jams allgemein, doch spärlich verbreitet. Kürbisse werden mit Vorliebe und reichlich angepflanzt, sie sind oft von sehr guter Qualität und dienen als beliebtes Nebenproduct.

Von besonderer Bedeutung ist das Zuckerrohr, das in ganz Pare viel und in recht guter Qualität mit wenigen Knoten zu finden ist. Tabak baut man auf kleinen Parcellen in der Nähe der Hütten, ebenso den Ricinusstrauch, der oft erstaunliche Höhe erreicht.

Die Hauptnahrung der Wapare ist ein Gemisch von Mais und Hülsenfrüchtenkörnern verschiedener Art, welches in Töpfen abgekocht und als sogenannte „Pulle" verzehrt wird. Beigabe ist manchmal Butter und eingeborenes Salz, das aus Masinde oder Kahe bezogen wird. Daneben wird Fleisch genossen, sowie die übrigen Culturpflanzen, letztere aber niemals als Brei, als das in Ost-Afrika sonst so beliebte Ugali, sondern stets einfach abgekocht. Nur die Kürbisse werden mit einem eigenen Holzstössel zu einer Art Brei zermalmt. Die thönernen Kochtöpfe gleichen jenen der Waschambaa und sind oft sehr gross, bis zu fünfundsiebzig Centimeter im Durchmesser haltend. Als Teller dienen flache, gut geflochtene Körbchen, die Löffel sind aus Holz. Zum Umrühren der Speisen dient ein ruderförmiges Holz und eine Art Quirl.



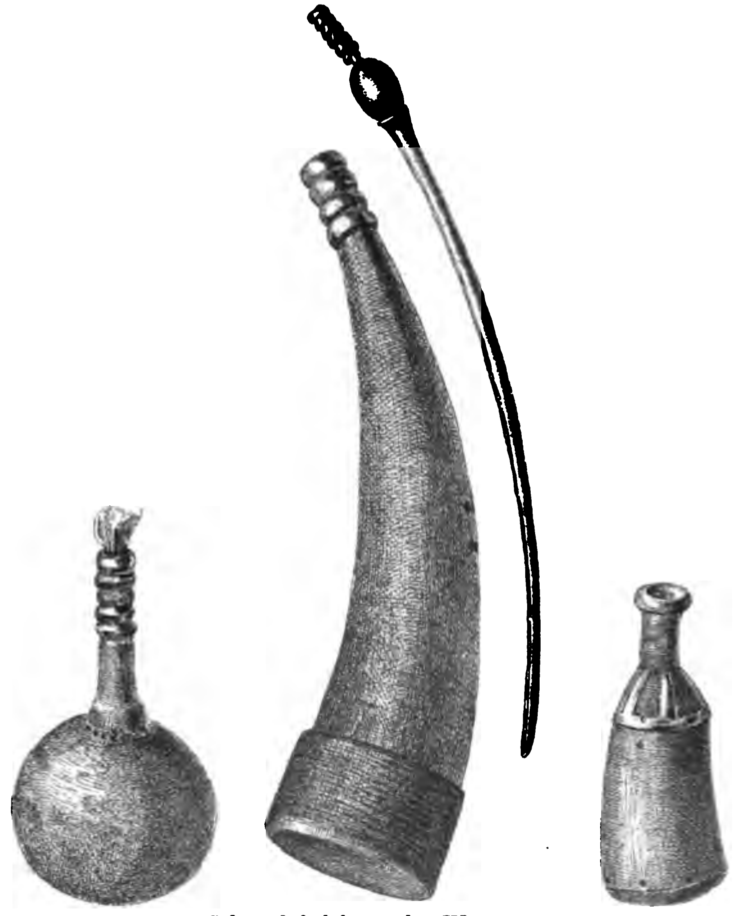
Holzpfeife aus Nord-Pare.

Der Zuckerrohrwein wird ähnlich wie in Usambara in grossen Holztrögen erzeugt und im Norden häufig mit Honig versetzt, wodurch er sehr stark wird und üble Nachwirkungen hat. Man pflegt ihn aus Holzröhrchen zu saugen. Auch Honigwein wird in Nord-Pare manchmal erzeugt. In der Landschaft Pare sind Trinkhörner verbreitet.

Tabak wird sowohl geraucht als geschnupft, ersteres geschieht aus Thonpfeifen, die jenen der Waschambaa gleichen und einen sehr langen Stiel besitzen. Nur in Nord-Pare raucht man aus schwarzen Holzköpfen. Der Rauchtabak von Pare ist sehr

stark und wird in flachen, grösseren Scheiben geformt, als in Usambara.

Das Schnupfen ist noch beliebter als das Rauchen. Als Dosen dienen abgestutzte Rindshörner mit oft ganz zierlichen Bleireifen oder hohle, mit einem Stiel versehene, runde Kapsel-



Schnupftabakdosen der Wapare.

früchte. Manchmal wird auch ein hohler Holzcylinder, der im Ohr getragen wird, als Schnupftabaksdose verwendet. Der Schnupfer pflegt der Prise etwas Fett beizumengen, welches er in einem hohlen Knochen bei sich führt. Alle zum Rauchen und Schnupfen gehörigen Utensilien, wohl auch etwas Mundvorrath und Salz,

trägt der Mpare in einem ledernen, um die Schulter gehängten Schnappsack bei sich.

Von Geräthen der Wapare sind schon manche erwähnt worden und werden andere bei Beschreibung der betreffenden Sitten noch Erwähnung finden.

Dem Ackerbau dienen kurze, sehr primitive Grabscheite und ebenfalls kurze, doch scharfe und handliche Jätemesser. Kleine Messer in Lederscheiden hängen meist aussen am Schnappsack und werden fast immer getragen. Zum Transport der Feldfrüchte dienen weiche, lose geflochtene, sehr feste Bastsäcke aus Aloëfasern. Eine steife, jener der Wasegua ähnelnde Korbart ist nicht mehr üblich und wird nur manchmal in alten Exemplaren angetroffen.

Ein gewisses Interesse nimmt die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens in Anspruch. Erstere war bisher nur von „Ugueno" bekannt, ist jedoch keineswegs auf Nord-Pare beschränkt, sondern wird in derselben Weise im ganzen Gebirge von Muala bis zum Yipesee ausgeübt. Der einfache Vorgang wurde schon mehrfach beschrieben. Ich liess mir denselben in verschiedenen Theilen des Landes zeigen und fand überall das nämliche. Eine Person (meist ein Weib oder ein Knabe) steigt in den eisenführenden, meist etwa knietiefen Bach und legt etwas von dem schwarzen Lehm an eine geneigte Uferstelle. Hierauf wird mit den Händen reichlich Wasser darüber gegossen, bis die leichteren Sandtheile weggeschwemmt werden und der schwere, natürlich noch sehr unreine Eisenstaub am Boden liegen bleibt. Dieser wird dann getrocknet und vorerst in Bananenblättern verpackt aufbewahrt.

Die primitiven Schmelzwerke sind im ganzen Lande verstreut, die meisten findet man im Districte Wudeh in Süd-Pare und im Grenzgebiete von Usangi und Ugueno. Dort gewähren die zahlreichen, aus dem Grün der Bananenhaine und Felder aufsteigenden Rauchsäulen der Landschaft jenes eigenartige Gepräge, welches schon Kersten bei seinem Besuche in Nord-Pare so sehr auffiel.

Die Schmelzhütten bestehen aus einem leicht geneigten, viereckigen Stangendach, das auf vier Pfählen ruht. Neben diesem

wird erst ein kleiner Kohlenmeiler aus Aesten mit darauf gehäufter Asche angemacht und Holzkohle gebrannt. Hierauf wird der Eisenstaub in eine unter dem Schutzdach befindliche Grube geleert, Holzkohle darüber gehäuft und angebrannt. In das Feuer führt ein etwa meterlanges Thonrohr, in dessen trichterförmig aufgebauchtes hinteres Ende die beiden Holzmündungen des Blaswerkes Luft einführen. Letzteres hat die in Mittel-Afrika ungemein verbreitete Form und ist oben mit zwei Bälgen bespannt, die durch Stäbe stets in Bewegung erhalten werden. Die ganze Arbeit wird

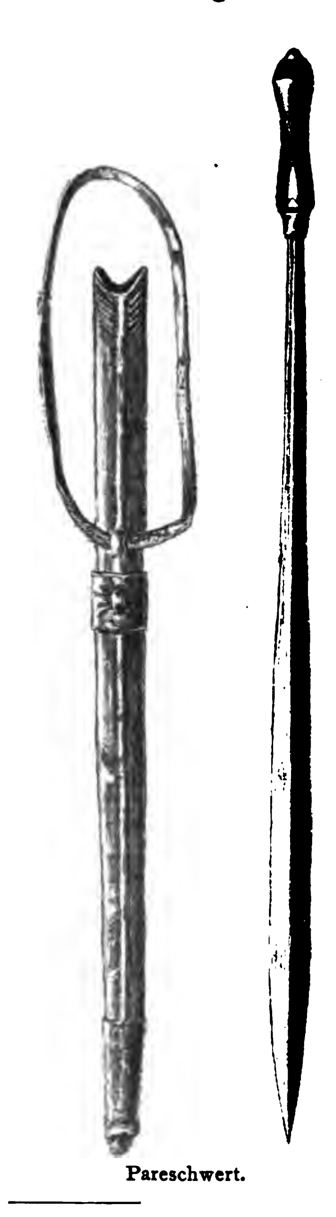


Blasebalg.

vorzugsweise von Weibern verrichtet, die unter der Leitung eines Schmiedes stehen. Die derart gewonnenen Klümpchen Roheisens werden von den Schmieden, die es überall im Lande gibt, verarbeitet. Sie besitzen auch nicht annähernd die Geschicklichkeit der Tschaggaschmiede und verarbeiten auch viel importirten Eisendraht.

Das von ihnen gefertigte echte Wapareschwert ist ein Meter lang, besitzt die in Ost-Afrika gewöhnliche, lanzettförmige Klinge,

einen mit Leder überzogenen Holzgriff, der mit Harz an den Dorn der Klinge befestigt ist, und eine dunkle lederne Scheide. Neben dieser immer noch verbreiteten Form findet auch das kürzere, ähnlich geformte Massaischwert Verbreitung. Vollständig verdrängt ist der echte Parespeer, den ich nur unter altem Gerümpel in Hütten sah. Er reicht etwa zur Schulterhöhe, hat eine lanzettförmige, höchstens 20 Centimeter lange Klinge, die durch einen in den Holzschaft eingebohrten Dorn, nicht — wie gewöhnlich — durch eine übergreifende Zwinge befestigt ist.*) Gegenwärtig führt man in Nord-Pare vielfach Massaispeere, im übrigen Lande sind ziemlich breitklingige, wenig charakteristische Speerformen gebräuchlich. Auch das hölzerne



Pareschwert.

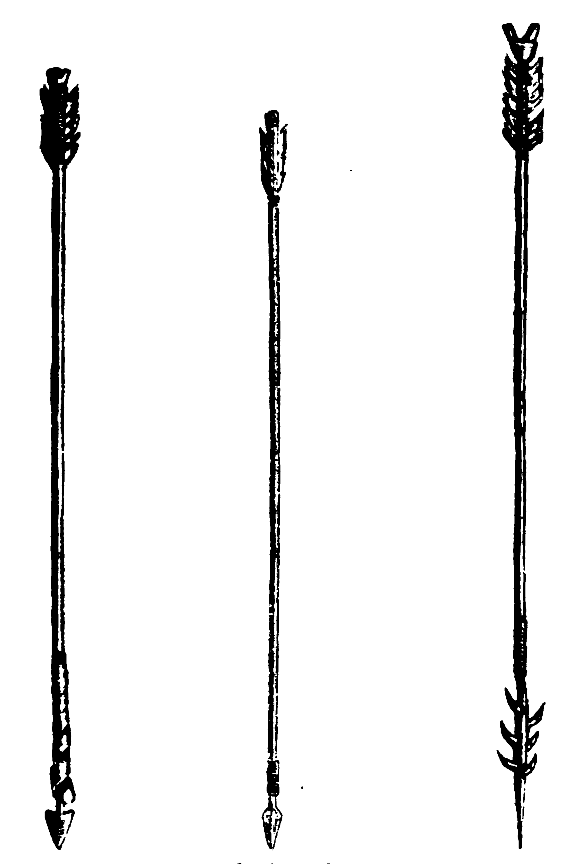


Ursprünglicher Parespeer.

*) Nach meiner Ansicht ist diese dem südafrikanischen Assagai eigene Form der ursprüngliche Typus des Bantuspeers, die Zwingenform scheint mir aus dem Norden eingeführt.

grosse Pareschild nimmt ab und wird durch die Rinderhautschilde ersetzt.

Bei dem sehr grossen Mangel an Gewehren sind Bogen und Pfeile immer noch die Hauptwaffen der Wapare. Die Bogen sind im Allgemeinen kräftiger als die der Waschambaa, erreichen jedoch lange nicht die Festigkeit und Schwungkraft der Ndo-



Pfeile der Wapare.

robbobogen. Sie sind öfter mit Lederringen, manchmal mit Haaren aus dem Schwanz der Giraffe verziert. Die Pfeile sind aus Rohr mit vier Schwungfedern. Die ursprüngliche Form ist lanzettförmig ohne Widerhaken; gegenwärtig pflegt man die Pfeilspitzen in der typischen Form mit Widerhaken zu verfertigen. Sie werden öfters mit Pflanzengift bestrichen und dann zur Vor-

sicht in Leder gehüllt. Zur Jagd auf kleine Thiere dienen Pfeile mit Holzspitzen. Der Mpare trägt nur zwei Pfeile mit dem Bogen in der Hand, die anderen stecken in dem ledernen Köcher, der an der Schulter getragen wird. Ausser den Pfeilen pflegt man darin auch die bekannte, aus zwei Hölzern bestehende Vorrichtung zum Feuermachen zu tragen.

Eine weitere Waffe ist die Streitkeule (Rungu), welche mit verhältnissmässig dünnem Stiel und kräftigem Knauf in verschiedenen, oft recht zierlichen Formen, aus dem schweren, harten Holz der Bergwälder geschnitzt wird.

Das Handwerksgeräth der Schmiede ist ausser dem oben erwähnten Blasebalg ein steinerner Ambos, eine primitive Zange und Hämmer verschiedener Grösse, die mit dem breiten Ende auf das zu bearbeitende Material geschlagen werden.

In Bezug auf den Handel sind die Wapare höchst theilnahmslos und denken gar nicht daran, sich direct mit der Küste in Verbindung zu setzen. Der Osthang von Süd-Pare und Usangi in Nord-Pare sind die einzigen Gebiete, die ziemlich regelmässig von kleinen Küstenkarawanen besucht werden, welche dort Vieh, Sklaven, gelegentlich auch einen Elfenbeinzahn oder ein Rhinoceroshorn einhandeln. Selbst Butter und Tabak gewinnen die Wapare nur zum eigenen Gebrauch. Denn der Verkauf der angeführten Producte, sowie die Verproviantirung der Karawanen an den Lagerstellen der umliegenden Ebenen genügt, um ihnen das Wenige an weissem Zeug, Messing- und Eisendraht, Glasperlen, Pulver und Gewehren zu verschaffen, welches sie benöthigen. Unbedeutende Victualienmärkte finden an bestimmten Stellen überall in Pare statt. Sie werden hauptsächlich von Weibern besucht und dienen dem reinen Tauschhandel.

Bei dieser Abgeschlossenheit ist es nicht zu verwundern, dass die Wapare in ihrem inneren Leben gar manche eigenartige Gebräuche sich erhalten haben, obwohl in vielen Zügen auch hier der fremde Einfluss unverkennbar ist.

Die Geburt eines Kindes gibt keinen Anlass zu besonderen Feierlichkeiten. Im Allgemeinen sind Töchter viel beliebter als Söhne, weil dieselben das Heiratsgut einbringen, während ein Sohn womöglich noch ausgestattet werden muss. Wenn von

zwei benachbarten Wapare der Eine nur weibliche, der Andere nur männliche Kinder bekommt, soll es vorkommen, dass Letzterer aus Neid „Daua" (Zaubermedicin) macht, an der die Mädchen sterben sollen.

Der in diesem Theile Ost-Afrikas leider so allgemeine Aberglaube bezüglich der Schneidezähne der Kinder findet sich auch hier. Jedem Neugeborenen werden mit scharfen Hölzchen Einstiche in das Zahnfleisch gemacht, um das „richtige" Wachsen der Zähne zu bewirken. Wachsen dann zuerst die beiden vordersten oberen und unteren Schneidezähne, so herrscht grosse Freude, und das Ereigniss wird am Neumond desselben Monates durch gellendes Jubelgeschrei gefeiert. Zeigen sich jedoch zuerst seitliche Schneide- oder gar Backenzähne, so ist die Betrübniss gross, denn das Kind würde, nach allgemeiner Ansicht, herangewachsen sterben und auch sämmtlichen Verwandten den Tod bringen. Man zieht es daher meist vor, es in einem Bache zu ertränken.

An der heranwachsenden Jugend werden, wie oben erwähnt, die verschiedenen Körperverunstaltungen vorgenommen, und die Hauptbeschäftigung des jungen Mpare ist es, seine Massaitoilette in Ordnung zu halten, um seinem Ideal, dem El-Moran, nachzueifern. Die heranwachsende Jungfrau wird ziemlich strenge bewacht, weniger als Moralitätsgründen, als weil ihr Kaufpreis durch einen Fehltritt beeinträchtigt würde. Kommt ein solcher doch vor und ist er von Folgen begleitet, so soll man früher die Mutter nicht selten in der Wildniss preisgegeben haben. Eine so drakonische Massregel scheint mir mit dem Wesen der Wapare nicht recht zu stimmen und dürfte der Gebrauch wohl stets vorgeherrscht haben, die Sünderin an Küstenkarawanen oder Nachbarstämme zu verkaufen. Der Verführer muss an die Eltern einige Rinder zahlen, das Kind wird ausgesetzt oder sonst irgendwie getödtet.

Will ein junger Mann ein Mädchen zur Frau, so kauft er dasselbe für Vieh und Pombe vom Vater. Die Braut wird hierauf in den dunkeln Oberraum einer Hütte gebracht und verweilt dort so lange, bis ihre Haupthaare über die Schultern fallen. Hierauf verlässt sie unter Trommelklang die Hütte und bezieht ohne-

weiters die ihres neuen Gatten. Die Zahl der Weiber ist ziemlich unbeschränkt, doch pflegen wohl nur Häuptlinge sich deren mehrere zu halten. Will Jemand sein Weib nicht mehr, so bietet er dasselbe dem Vater wieder an. Kann oder will Letzterer den Brautpreis nicht zurückzahlen, was der gewöhnliche Fall sein soll, so kann er die Frau als Sklavin verkaufen.

Bei dem gesunden Höhenklima, in welchem die Heimat der Wapare gelegen, bemerkt man verhältnissmässig wenige kranke und gebrechliche Personen, allerdings auch nicht besonders viele Greise. Wie die meisten afrikanischen Bergvölker, so sind auch die Wapare den Krankheiten der Lunge am meisten ausgesetzt. Die in der Kilimanjaro-Niederung so massenhaften Beingeschwüre herrschen hier ebenfalls, wenn auch in geringem Masse. Der Kranke wird vom Medicinmann (Mganga) an verschiedenen Körpertheilen gesengt; Geisterbeschwörungen und -Austreibungen sollen dabei nicht vorkommen.

Die Blattern wütheten mehrfach in Pare und haben gemeinsam mit schwerer Hungersnoth und Kriegen das Land entvölkert, so dass schöne, fruchtbare Districte, die vor Kurzem noch besiedelt waren, heute brach liegen. Die schwerste Hungersnoth trat vor ungefähr zwei Generationen ein, veranlasste die Auswanderung der letzten Wambugu und zahlreicher Wapare und lebt noch jetzt in der Erinnerung der Bevölkerung.

Ein natürlicher Tod ist für die Wapare nicht vorhanden, daher wird bei jedem Todesfalle durch den Mganga ermittelt, wer den Verstorbenen verzaubert habe. Gelingt dies, so muss der Betreffende entweder eine recht hohe Entschädigung leisten, oder sein Eigenthum wird eingezogen und er selbst an eine Sklavenkarawane verkauft. Der Todte wird in einer etwa zwei Meter tiefen brunnenförmigen Grube in der Hütte in hockender Stellung begraben. Die Beine und Arme werden mit Stricken an den Leib gebunden, vor Allem darf die Handfläche den Grund der Grube nicht berühren. Der Kopf ruht auf einem Viereck von in die Grubenwand eingelassenen Stäben. Zuletzt wird der Todte mit Kuhmist umgeben und die Grube aufgefüllt, worauf die Ueberlebenden die Hütte ohneweiters fort bewohnen, auch wenn schon fünf bis sechs Gruben sich in derselben befinden. Stirbt

Jemand ausserhalb seiner Hütte, so wird er in dieselbe gebracht. Stirbt er an einem entfernten Ort, z. B. im Kriege, so wird sein Kopf abgeschnitten und heimgebracht.

Nach etwa einem Jahre wird die Grube eröffnet, ein Ochse geschlachtet und dessen Blut hineingegossen, während die Leber verbrannt wird. Hierauf wird der auf dem Stangenviereck ruhende Schädel der Grube entnommen und in einem Tungi (Thontopf) in der Hütte aufbewahrt. Das Skelet bleibt in der wieder aufgefüllten Grube. Fehlt der Unterkiefer des Schädels, so gilt dies als Unglück und zieht Krankheiten nach sich. Um diese womöglich doch noch zu verhüten, wird eine Ziege geschlachtet und deren Unterkiefer mit dem Schädel in den Topf gelegt, damit „der Todte kauen könne". Vor dem Schädel wird in Krankheitsfällen oder sonst in ernsten Lebenslagen öfters geopfert. Von den dargebrachten Feldfrüchten verbrennt man einen kleinen Theil, von dem Schlachtthiere die Leber, das Uebrige wird verzehrt.

In ganz Pare sind die Begräbnisssitten gleich, nur in der Landschaft Pare pflegt man die Töpfe mit den Schädeln nicht in den Hütten, sondern im Freien, in hohlen Bäumen, unter überhängenden Felsen oder an ähnlichen Orten aufzubewahren.

Mit der Erwähnung dieser Todtengebräuche hat man auch so ziemlich die Religion der Wapare, soweit von einer solchen die Rede sein kann, erschöpft. Denn wie bei so vielen Bantustämmen, so ist auch bei ihnen der Gottesbegriff zwar vorhanden, doch sehr verschwommen und von der Furcht vor den bösen Geistern ganz in den Hintergrund gedrängt. Wie mir scheint, hat man auch in dem Todtencult hier weniger eine directe Ahnenverehrung, als vielmehr das Bestreben, zu sehen, die arggesinnten Geister der Verstorbenen, deren Einflüssen die Unglücksfälle in der Familie zugeschrieben werden, durch dargebrachte Opfer zu versöhnen.

Neben diesen gewissermassen zum Hause gehörigen Geistern kennt die Phantasie der Wapare aber auch noch zahlreiche koboldartige Wesen, welche das Gebirge, besonders den mächtigen, wenig besuchten Urwald des Centralplateaus bewohnen.

Hauptsächlich eine Stelle zwischen Tschomme und Mlato gilt als bedenklich, und jeder Vorübergehende pflegt dort an einen hohlen Baum zu schlagen, dass es weithin durch die einsame Wildniss tönt, wodurch die Geister verscheucht werden sollen. An den Hütten bringt man auch in Pare wie fast überall im tropischen Afrika Amulette, Antilopenhörner, Vogelköpfe, kleine Kalebassen u. dgl. als Schutz gegen Geister an. Den gleichen Zweck haben wohl auch die meisten „Dauas" (Amulette), die vom Mganga gefertigt und getragen werden. Ausserdem verkauft der Mganga, der übrigens ein besonderes Ansehen nicht geniesst, auch Amulette, die den Träger kugel-, speer- oder pfeilfest machen oder ihm Glück auf der Jagd oder in sonstigen Unternehmungen verschaffen sollen. Wirkliche Heilmittel in Krankheiten dürfte er ausser dem Ricinusöl nicht viele haben, doch besitzt er allerlei Kalebassen, die mit Honig und Russ gefüllt sind, womit er die Kranken bestreicht. Eine dieser Kalebassen, die ich im äussersten Süden beobachtete, hatte als Pfropfen einen kleinen, aus Holz geschnitzten Menschenkopf, die einzige, sehr primitive bildliche Darstellung des Menschen, die ich bei den Wapare bemerkte.


Kriegsamulet der Wapare.

Die Begrüssung ist ein Zwiegespräch, welches etwa folgendermassen lautet: „Eh mbuia! — äh — eh mbuia — äh werewuka? — äh siwukie — äh (He Freund — wie geht's? — nicht schlecht). Die dazwischen gestreuten „äh" werden besonders von Weibern so langgedehnt klagend ausgestossen, dass man meinen

könnte, sie hätten die schmerzlichste Nachricht erhalten, während es sich doch nur um eine alltägliche Begrüssung handelt.

Bei Mondscheinnächten pflegen die Wapare manchmal an einem freien Platze zusammenzutreffen und zu tanzen. Sie stellen sich dazu in zwei Reihen einander gegenüber, deren eine die Weiber, die andere die Männer bilden. Jeder legt seine Arme um Hals und Schulter seines Nachbarn, so dass die Reihe zur förmlichen Phalanx wird. Die Weiber decken sich noch dazu Tücher oder Felle über den Kopf, so dass man in der Dunkelheit nur



Medicinkalebasse.

die an den Knöchel mit Glasperlen umwundenen, zahlreichen Beine sieht, die sich unter einer langen, geschlossenen Zeugmasse bewegen. Als einzige Begleitung dient der Gesang, den die Tänzer abwechselnd mit den umstehenden älteren Männern ausführen. Bei dem Tanze, der mir zu Ehren in Tschomme ausgeführt wurde, war es das einzigemal, dass ich Wapare singen hörte. Der Text des Liedes war:

Tänzer: Ah he ni mamfumuaa (Ja, es ist ein Häuptling);
Zuseher: Oh-ja-eh-he;
Tänzer: Ah he ni mamfumuaa u. s. w.

Dieser sinnige Text wurde stundenlang wiederholt. Dabei rücken die beiden Reihen mit fest geschlossenen Füssen langsam gegeneinander vor, im Takt des Gesanges Kniebeugungen, verbunden mit Vorstossen des Unterleibes ausführend, bis sie ganz aneinander gerathen, worauf sie ebenso wieder zurückgehen. Manchmal wechseln die beiden Reihen ihre Plätze. In dieser Weise geht es ununterbrochen fort, bis der Gesang zum Keuchen wird, der Schweiss an den aneinander gepressten Leibern herab-



Trommelnder Mpare.

rieselt und das „Bouquet Africain" selbst abgehärtete Zuseher zur Flucht zwingt.

Etwas lebhafter soll der nur von Männern am Tage ausgeführte Geistertanz sein, den ich jedoch niemals zu sehen bekam. Dabei wird die Trommel gerührt, welche in Pare eine ganz eigenthümliche Form besitzt. Sie ist aus Holz und besitzt einen glockenförmigen Hohlraum, der aus einem Stücke mit einem am unteren Ende befindlichen Holzgriff geschnitzt ist. Das obere Ende ist mit einem Fell bespannt, im Innern befinden sich harte Samen, die beim Trommeln mitklappern. Der Trommelnde setzt sich flach

auf den Boden, schliesst die Beine und klemmt die Holzgriffe verschieden grosser Trommeln, die daher auch verschiedene Tonhöhe besitzen, zwischen dieselben ein. Hierauf werden die Trommeln rhythmisch mit der Hand geschlagen. Manchmal sieht man auch das bei den Wassegeju erwähnte, einfache Instrument, welches aus einem dicken Bambusrohr besteht, das unten mit einem Fell überzogen und auf den Boden aufgestampft wird. Andere Musikinstrumente sah ich bei den Wapare keine, es sei denn, dass man die aus Antilopenhörnern gefertigten, überall verbreiteten Signalhörner als solche betrachten wolle.

Fremde Sklaven sieht man in Pare keine; ob eingeborene, also Waparesklaven vorhanden sind, ist, wie bei den meisten Bantustämmen, so auch hier schwer zu entscheiden. Doch werden, wie schon mehrfach erwähnt, in gewissen Fällen Leute nach aussen als Sklaven verkauft.

Die Gewalt der kleinen Häuptlinge ist eine recht beschränkte. Sie sind voneinander ziemlich unabhängig, doch bringt es von Zeit zu Zeit Einer oder der Andere zu grösserem Einfluss. Die Vorfahren Madafa's von Mscheua regierten früher über ganz Baga, jene Kiondo's sollen über ganz Pare (im engeren Sinne) geherrscht haben. Fremdherrschaft besteht gegenwärtig nur in Gonja, das dem Sohn Semboja's, dem Mkilindi Muassi, untersteht und in Muhesi, wo Muanamata regiert. Die Wapare Usambaras gehörten früher Kimueri an, sind jedoch seit 1889 zugleich mit dem ganzen Norden des Landes von demselben abgefallen und leisten jetzt den kleinen Localjumbes Folge.

Die Nachfolge der Häuptlingswürde geht nicht wie in Usambara auf den ältesten Sohn, sondern auf den ältesten Bruder über. Ein grösserer Häuptling belehnt einen kleineren mit Land, indem er ihm einen eisernen Armring reicht. So belehnte Madafa vor etwa zehn Jahren den aus Gonja flüchtigen Muanamata und dessen Söhne Kaduri und Mpesa mit den Plätzen, die sie (beziehungsweise bei Mpesa, dessen Nachfolger Kaduri's Sohn) heute noch innehaben, durch Ausgabe von Armringen. Er mag es später genug bereut haben, die unruhigen, durchtriebenen Waschambaa an die Grenzen seines Landes gezogen zu haben.

Bei dem unkriegerischen Sinn der Wapare haben die Kämpfe derselben untereinander keinen sehr furchtbaren Charakter. In stillschweigendem Uebereinkommen wird dabei weder Vieh geraubt, noch werden Hütten verbrannt. Kommt wirklich einmal der seltene Fall vor, dass Leute fallen und gelangen deren Leichen in die Hände der Feinde, so wird der Kopf abgeschnitten und auf einer Stange am Wege aufgepflanzt. Weit ernstere Kämpfe fanden selbstverständlich bei den Einfällen fremder Raubschaaren statt. Doch zeigten sich nur die Bewohner von Kiritsche in Usangi den Einfällen Mandara's, die Leute von Muala im äussersten Süden aber allen Feinden gewachsen. Sie schlugen sowohl Mandara wie Kihungui und die Wataïta zurück und beobachten den Massai gegenüber das einzig vernünftige, angriffsweise Vorgehen, wodurch sie sich einen grösseren Viehstand sicherten als sonst ein District in Pare. Allerdings werden sie durch die schroffen unzugänglichen Abstürze ihre Heimat begünstigt. Merkwürdigerweise benahmen sich übrigens diese selben Leute beim Eintreffen meiner Expedition völlig ohne Grund so kindisch ängstlich und über alle Massen feig, dass es mir schwer wird, mir dieselben als Helden vorzustellen.

Die Rechtspflege ist bei den Wapare selbstverständlich noch sehr urwüchsig. Ich erfuhr nur so viel, dass ein Mörder frei ausgeht, falls sein ganzes Eigenthum genügt, die Verwandten des Ermordeten zu befriedigen. Ist dies nicht der Fall, so wird er als Sklave verkauft. Ebenso wird ein Dieb vom Häuptling zum Strafezahlen verhalten.

Im Allgemeinen lässt sich von den Wapare sagen, dass sie ein Naturvolk sind mit allen den zahlreichen Fehlern und wenigen Vorzügen eines solchen. An ritterlichen Tugenden besitzen sie nicht viel, wohl aber lässt sich ihnen eine in Afrika ziemlich ungewöhnliche Eigenschaft nicht absprechen: sie sind arbeitsam. Bei einem Volke, das Arbeiten wie die Trockenmauern und Bewässerungscanäle in Pare ausführt, ist die Hoffnung nicht unberechtigt, dass es einmal gelingen werde, das Einzige, was sie Kostbares besitzen, ihrer Hände Arbeit, zu verwerthen, falls man sie aus ihrer Bedürfnisslosigkeit wenigstens etwas aufrütteln kann.

Bösen Willen oder Abneigung bringen gerade uns Deutschen die Wapare gewiss nicht entgegen, ja sie betrachten den Europäer als eine Art Erlöser, von dem sie das höchste Gut, den Frieden, erhoffen. In Frieden sein Feld bestellen und vor Allem sein Vieh weiden zu können, das ist der einzige, gewiss berechtigte Wunsch jedes Mpare. Denn die materielle Lage unseres Stammes ist gegenwärtig keineswegs eine glänzende. Die mit so unsäglichen Mühen angelegten Pflanzungen im Gebirge genügen an sich nicht, den Bedarf zu decken, die in der Ebene sind Dürren und Missernten häufig ausgesetzt. Die Viehzucht liegt darnieder und in kurzen Zwischenräumen verheeren grauenhafte Hungersnöthe das Land. Wenn auch der Gedanke naheliegt, dass vielleicht neu eingeführte, subtropische Getreidearten in dem fruchtbaren Boden und Höhenklima Pares gut gedeihen und den Eingeborenen neue Nahrungsquellen zuführen können, so ist doch das Hauptproductionsgebiet, zu dem das Gebirge wie geschaffen erscheint, stets die Viehzucht. Doch gerade die schönen Rinder der Wapare waren es, die vor Allem seit jeher die räuberischen Horden der Nachbarn ins Land gelockt, so dass weite Gebiete Pares brach und öde liegen und der Viehbestand wohl fünfzigmal kleiner ist, als er sein könnte und vielleicht früher gewesen ist. Die Häuptlinge der Ebene sowohl, als auch Mandara haben freilich nach der Besetzung der Küste durch deutsche Truppen ihr Treiben eingestellt, nicht so jedoch die Massai, die, geführt von den Leuten des verrätherischen Semboja und wohl auch Muanamata's, nach wie vor einbrechen, um den Wapare ihr letztes Vieh fortzutreiben.

Schutz vor den Massai ist es daher vor Allem, was die Wapare von der neuen Zeit erhoffen und was allein im Stande wäre, das Land einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen.

VII.

Die Steppengebiete.

Die Kilimanjaro-Niederung. — Taveta, Kahe, Aruscha. — Das Litemagebirge. — Bewohner der Kilimanjaro-Niederung. — Das obere Panganithal. — Die Massai-Ebene. — Die Umba-Nyika. — Die Massai. — Die Ndorobbo.

Im Süden des Kilimanjaro dehnt sich eine weite, von den Quellflüssen des Ruvu durchzogene Niederung aus. Sie ist im Osten vom Abfalle Nord-Pares, im Westen von den Litemabergen, dem Randwalle der Massai-Ebene, eingefasst. Eine reiche Zahl grösstentheis dem Kilimanjaro entströmender, vielfach ansehnlicher Gewässer vermag doch den allgemeinen Nyikacharakter der Ebene nicht zu ändern. Nur dort, wo die Flüsse in regelmässigen Ueberschwemmungen das umliegende Land unter Wasser setzen können, haben sich grössere, fruchtbare Landschaften, echte Oasen gebildet. Sonst sammelt sich nur an den Rändern der Flüsse eine Galerievegetation. Diese ist oft so schmal, dass die an den Ufern der tiefeingerissenen Bäche wurzelnden hohen Bäume oft nur mit ihren Wipfeln aus der Rinne hervorragen und von weitem wie kleine Gesträuche aussehen. Dazwischen dehnt sich die trockene Nyika aus, im nördlichen Theil mit rothem Lateritboden, südlich mit grauem, sandigem Untergrunde, auf welchem nur vereinzelt spärliches Gras gedeiht und staubbedeckte Stachelbüsche und Dumpalmen sich erheben.

Wie aus dem Gesagten hervorgeht, ist das Pflanzenleben ausschliesslich auf Bewässerung durch die Flüsse angewiesen, denn Niederschläge kommen in dieser Gegend kaum vor. Am meisten regnet es noch in der östlichen Niederung, im Tavetagebiet, welches die entfernten Taïtaberge nicht vollkommen gegen Seewinde abschliessen können. In den im directen Wind-

schatten der hohen Nord-Pare-Masse gelegenen westlichen Theilen jedoch, besonders in der Gegend von Aruscha, regnet es fast nie und herrscht ein echtes Wüstenklima.

An wenigen Stellen der Erde mögen klimatische Gegensätze so schroff aneinanderstossen, wie hier. Einerseits der Kilimanjaro mit seinen ungeheuren Regenwäldern, seinen feuchten Nebeln und nahezu täglichen Niederschlägen, ein Gebiet, wo alles Eisen rasch rostet, alle Vorräthe schnell faulen, überhaupt Alles dem Einfluss übermässiger Feuchtigkeit preisgegeben ist, und gleich daneben, in wenigen Stunden erreichbar, ein vollkommen regenloses Wüstengebiet, wo alles Lederzeug spröde und brüchig wird und wo man z. B. den Tabak regelmässig anfeuchten muss, wenn er nicht zu Staub zerfallen soll.

Anstehendes Gestein findet man nur bei den einzeln in der Ebene verstreuten Hügeln, die am Fusse des Kilimanjaro eruptiven, in der südlichen Niederung vorherrschend krystallinischen Charakter haben. Doch treten auch noch in der Breite von Aruscha eruptive Bildungen auf. Dazu gehört auch der (von Dr. Freiherrn v. Dankelmann so benannte) Baumann-Hügel. Am Fusse der Litemaberge, sowie an einzelnen Punkten der Ebene findet man Kalke anstehend, die theils krystallinischen Charakter haben, theils jüngeren (jurassischen?) Kalken gleichen und vielleicht als Ablagerung eines Süsswasserbeckens in der Art des heutigen Yipesee aufzufassen sind.

Sehr bezeichnend sind die massenhaften Ausschwitzungen von kohlensaurem Natron im südlichen Theil der Niederung, welche oft wie beschneit aussieht. Es wird von den Eingeborenen ausgelaugt und als Kochsalz benutzt.

Der Hauptquellarm des Panganiflusses entspringt als Lumi am östlichen Kilimanjaro und durchfliesst hierauf einen Sumpf, dem auch der bei Malindi mündende Sabakifluss entströmt.*) Hierauf nach Süden abbiegend, theilt sich der Lumi in viele Arme und bewässert die Landschaft Taveta. Dieselbe ist theils durch

*) Das Vorhandensein dieser merkwürdigen Bifurcation ist nicht zu bezweifeln, da v. Höhnel sich an Ort und Stelle genau davon überzeugt hat. Es ist mir unverständlich, wie v. Höhnel's bestimmte Angabe von später erschienenen Karten ausseracht gelassen werden konnte.

Wasserläufe, theils durch Dornenverhau gegen die Steppe zu vollkommen abgeschlossen und nur durch niedere Thore zu erreichen. Sie ist schön bewaldet oder bebaut und besitzt eine ziemlich starke, in verstreuten Hütten lebende Bevölkerung. Taveta ist ein beliebter Lagerplatz der Karawanen, klimatisch jedoch recht ungesund. Südlich von Taveta durchfliesst der Lumi das Nordende des Yipesees, eines langgestreckten, von zahlreichen Flusspferden belebten Beckens, das öde, unfruchtbare Ufer besitzt. Der Yipesee hat leicht brackiges, doch trinkbares Wasser und ist im langsamen Austrocknen begriffen.

Sein Ausfluss liegt am Nordwestende und ist bezeichnet durch den grossen Yipesumpf, der dem ganzen Nordende Uguenos vorgelagert ist. In der Regenzeit ist derselbe nicht passirbar. In der trockenen Zeit gab es früher zwei Uebergänge, einen westlichen, der von Ugueno nach Tschagga führte und einen östlichen nach Taveta. Gegenwärtig wird nur der westliche begangen, und auch vor diesem möchte ich jeden Reisenden ernstlich warnen, da selbst der grösste Umweg diesem Uebergange vorzuziehen ist. Man hat sich stundenlang durch eine Wildniss von Papyrusschilf buchstäblich durchzukämpfen, die von etwa fünfzehn langsam fliessenden. aber meist sehr tiefen Gewässern durchzogen ist. Zwischen diesen herrscht Schlammsumpf und stellenweise fester Boden mit dichter Vegetation, Raphiapalmen und einzelnen Bäumen vor. Die tieferen Arme müssen bei Trägerkarawanen durch Baumäste und Papyruszweige überbrückt werden, wobei man von Mosquitos schwer zu leiden hat.

An dem Westende dieses Sumpfes entströmt ihm der Hauptquellarm des Panganiflusses. Derselbe nimmt etwas weiter unten den Dehufluss auf, der kurz vor seiner Mündung die reizende Waldoase Kahe bildet. Auch diese ist durch die Gewässer, über welche nur schlechte Stege führen, und durch Zäune, die man bei ganz niedrigen Thoren kriechend passirt, abgeschlossen. Die Oase ist reich an hohen, schattigen Laubbäumen und Wiesen, in welchen Dum- und Raphiapalmen verstreut sind. Man durchschreitet Bananenhaine, Mais- und Bohnenfelder mit den verstreuten, zwischen der Vegetation verborgenen Hütten der Wakahe. Die Oase ist kleiner, aber ebenso fruchtbar und weit angenehmer als Taveta,

weil sie von dem ekelhaften Karawanenschmutz Tavetas frei ist und eine weit gesündere, von Sumpfmiasmen reine Lage besitzt. Der Lagerplatz liegt an der Westseite der Oase unter herrlichen Baumriesen am Fusse des rauschenden Flusses.

Die Wakahe pflegen das vorerwähnte Salz der Steppen in grösseren Mengen auszuwaschen und das Wasser abzudampfen. Das derart gewonnene Salz schlagen sie in trockene Bananenblätter ein und verkaufen es an die Eingeborenen der Umgebung, besonders Nord-Pares, die zu diesem Zwecke häufig in kleinen Karawanen nach Kahe kommen.

Der grösste Zufluss des Pangani in der Kilimanjaro-Niederung ist der Ronga, in seinem Oberlaufe Weruweru genannt, der in zwei ziemlich weit auseinander liegenden Mündungen sich in den Hauptfluss ergiesst. Er bildet die Oase Unter-Aruscha, das Aruscha wa chini der Karawanen, zum Unterschiede von Aruscha wa juu, der am Fusse des Meruberges gelegenen Oase. Dieselbe ist von mehreren ansehnlichen Armen des Weruweru durchzogen, macht jedoch im Allgemeinen einen weniger fruchtbaren Eindruck als Taveta und Kahe, hauptsächlich wohl, weil der trockene, staubige Boden vielfach zu Tage tritt.

Immerhin trifft man, besonders im südlichen Theil der langgesenkten Oase, hochstämmigen Wald mit sehr geringem Unterholz und ausgedehnte Bananenpflanzungen. Die Flussarme sind theils auf primitiven Brücken, theils auf den bei Hochwasser angeschwemmten Holzmassen überschreitbar. Aruscha hat seinen Culturboden ausschliesslich den Ueberschwemmungen zu danken, die alljährlich zu gewissen Perioden einen grossen Theil der Oase in einen Sumpf verwandeln.

Wie man auch nur etwas aus dem directen Inundationsgebiet hervortritt, gelangt man sofort in absolut wüstenartige, staubige Nyika. Wenn die Ueberschwemmungen auf sich warten lassen oder gar ausbleiben, so tritt in Aruscha Hungersnoth ein. Alle drei Oasen werden viel durch ungeheure Schwärme von Heuschrecken geplagt, die häufig auftreten und viel Schaden anrichten.

Aruscha ist ebenfalls ein wichtiger Lagerplatz der Karawanen. Früher befand sich dortselbst eine Station der Deutsch-

ostafrikanischen Gesellschaft; gegenwärtig liegt in Aruscha ein ständiger Posten der deutschen Kilimanjaro-Expedition mit einem Officier, einem weissen Unterofficier und einer Anzahl Sudanesensoldaten der Schutztruppe. Ein zweiter Posten ist an Stelle der alten Station Motschi in Tschagga errichtet. Der Aruschaposten bestand im Juni 1890 aus einem starken, viereckigen Pfostenzaun, an dessen Innenwand die Häuser gelegen waren. Sie hatten Blockgerüste, die mit Bananenblättern ausgefüllt waren, und boten in dem regenlosen Aruscha sehr bequemen und luftigen Aufenthalt. Sehr vernünftigerweise war der Posten nicht in der Oase selbst, sondern an deren Ostrand, bereits in der Steppe errichtet und erfreute sich eines guten Gesundheitszustandes. Leiter der Kilimanjaro-Expedition war damals Herr v. Eltz, der deutsche Veteran am Kilimanjaro, der schon früher jahrelang im Lande gelebt und dasselbe wie wenige Andere kennt.

Westlich von Aruscha und von der Oase durch einen schmalen Steppenstreifen getrennt, erhebt sich das Litemagebirge, das, von Aruscha gesehen, einem selbstständigen Kammgebirge gleicht, in Wirklichkeit aber nur der Randwall der grossen Massai-Ebene ist, die mindestens um 100 Meter höher als die Kilimanjaro-Niederung ist. Bei Aruscha erreicht das Litemagebirge seine grösste Höhe, es steigt steil an, besitzt jedoch eine Reihe sanfter Kuppen, die gerade im höchsten Theil immerhin recht steil gegen die Massai-Ebene abfallen. Im Norden verläuft das Gebirge ziemlich rasch, im Süden bildet es eine wallartige, bogenförmige Mauer, die gegen das Panganithal steil, gegen die Massai-Ebene ganz sanft abfällt. Später nähert sich der Abfall dem Panganiflusse und biegt erst beim Marago Opuni endgiltig landeinwärts gegen Kibaia zu ein.

Das ganze Gebirge ist wasserlos, von zahllosen Schluchten und Rissen durchsetzt und natürlich unbewohnt. Höchstens besuchen es manchmal Wakambajäger. In geologischer Hinsicht ist der Litemawall nicht so einförmig, wie man es von den ostafrikanischen Kettengebirgen gewohnt ist. Ober den am Fusse befindlichen angelagerten jüngeren Kalken treten krystallinische Schiefer mit starken Quarzeinlagerungen auf. Etwas darüber ist ein vulcanischer Basaltdurchbruch zu beobachten,

worauf wieder krystallinische Schiefer mit meridionalem Streichen und kaum merklichem Falle nach Ost — also den Pareschiefern gleichlaufend — zu Tage treten. Darüber liegt eine stark verwitterte Schicht von Urkalk mit Quarzeinschlüssen, und den Gipfelkamm bilden wieder krystallinische Schiefer.

Der Hang ist bis zur Kammhöhe mit Stachelgestrüpp bedeckt, zwischen welchem Euphorbiaceen und einzelne Baobabs aufragen; der Kamm und dessen Kuppen sind mit dichter Gras- und Krautpflanzenvegetation bedeckt, aus welcher einzelne und Gruppen hoher moosbedeckter Laubbäume aufragen. Der Anstieg über den steinigen, mit Gestrüpp und Dornen bedeckten Hang ist äusserst mühsam, den Pfad bilden die Elephantenspuren, die oft täuschend menschlichen Wegen gleichen. Ausser Elephanten, die in ziemlicher Zahl das Gebirge beleben und zur Tränke nach dem Weruweru absteigen müssen, trifft man auch Nashörner, Elenantilopen und kleine Antilopen in den Litemabergen.

Wenn schon die wüsten Litemaberge ein so reiches Thierleben entfalten, so kann es nicht wundernehmen, dass die Ebene einen geradezu überwältigenden, für den Neuling einfach verblüffenden Wildreichthum besitzt. Die Kilimanjaro-Niederung ist ein Eldorado für Jäger, wie es idealer nicht gedacht werden kann. Dort sieht man ungeheure Heerden von Zebras und Antilopen aller Art, langbemähnte Gnus und gehörnte Büffel*) tummeln sich in der Ebene, der Strauss enteilt mit Windesschnelle, und durch die Uferwälder der Flüsse schwanken die abenteuerlichen Gestalten der Giraffen. Manchmal sieht man auch Elephanten und Nashörner, und allnächtlich tönt das heisere Gebell der Hyänen und das dumpfe Brüllen des Löwen um das Lager.

Die Bewohner der Oasen Taveta, Kahe und Aruscha bilden zusammen mit den Wagueno von Nord-Pare einen eigenen, der Bantugruppe angehörigen Stamm. Derselbe steht den Wapare ziemlich nahe, spricht jedoch einen eigenen Dialekt, der in allen drei Oasen und in Ugeno fast genau derselbe ist und vom

*) Die Büffel sollen neuestens durch eine Seuche stark decimirt worden sein, doch ist diese Erscheinung hoffentlich nur vorübergehend.

Kitschagga sowohl wie vom Kipare abweicht. Da ein zusammenfassender Name für diese Stämme nicht besteht, so habe ich dieselben unter der Bezeichnung: Stämme der Kilimanjaro-Niederung auf der ethnographischen Karte eingetragen.

Es wäre natürlich zu viel behauptet, wenn man diesen Stamm als ganz reines, unverfälschtes Bantuvolk hinstellen wollte. Denn bei ihren, fremden Einflüssen so zugänglichen Wohnsitzen sind ja Mischungen sehr wahrscheinlich. Besonders in Taveta, wo seit langen Jahren eine kleine Wakuaficolonie ansässig, mögen Blutmischungen stattgehabt haben, doch haben solche nirgends vermocht, den Stammescharakter einschneidend zu beeinflussen. Freilich hat die Sprache manche Massaifremdwörter aufgenommen, und hie und da trifft man wohl auch einen Mann, der im Aeussern auf Massai- (beziehungsweise, was in Bezug auf den Typus gleichgiltig, auf Wakuafi-)Blut schliessen lässt; im Allgemeinen jedoch ist die Sprache ein echtes Bantuidiom, und auch der physische Typus*) hat sich vorherrschend rein erhalten. Ein typischer Mkuafi (oder Massai) neben einen typischen Tavetaner (oder Aruschaner) gestellt, ist auf den ersten Blick zu erkennen. Dagegen ist Niemand im Stande, einen Bewohner der Niederung von einem Mtschagga, Mpare oder selbst von einem Mkamba oder Mdigo zu unterscheiden. Natürlich muss man dabei immer streng von den äusseren Kennzeichen in Haartracht, Schmuck u. s. w. absehen. Wer freilich diese als sein ethnographisches Merkzeichen betrachtet, der müsste nicht nur die Bewohner der Niederung, sondern auch die Watschagga und viele andere Stämme zu den Massai, die Küstenneger aber zu den Arabern rechnen, weil dieselben sich arabisch tragen.

Im allgemeinen physischen Typus gleichen die Leute, wie gesagt, sehr den Wapare, doch sieht man mehr gut gebaute Menschen mit ganz anziehenden Gesichtszügen, auch ist ihre Haltung — die vielfach den Massai abgelernt ist — viel freier und ihr ganzes Wesen ein lebhafteres.

---

*) Wenn hier von einem physischen Bantutypus die Rede ist, so wird dieser Ausdruck nur den Massai gegenüber gebraucht, da mir sehr wohl bekannt ist, dass der Unterschied zwischen Bantu (Kaffern) und Neger anthropologisch nicht haltbar ist.

Die Tracht und Bewaffnung ist, wie schon erwähnt, völlig den Massai entlehnt. Doch ist der Ueberwurf immer aus Zeug; die Schamtheile werden bei Männern nicht verhüllt. Die Weiber tragen — abweichend von den Wapare — ebenfalls reine Massaitracht, mit vorherrschend Lederzeug und gewichtigem Eisenschmuck, doch verschmähen besonders die Tavetanerinnen auch Zeug und Glasperlen nicht. Weiber werden in der Jugend beschnitten, Knaben beim Eintritt der Mannbarkeit, was mit einem Tanzfeste gefeiert wird.

Von Krankheiten sind die vielen Beingeschwüre auffallend, die besonders bei Weibern in Folge der Eisenringe auftreten und mit Lederstreifen verbunden werden.

Die Anlage der Wohnungen gleicht der der Wapare; Dörfer fehlen und die einzelnen Hütten sind in den Feldern meist ziemlich verborgen verstreut. Sie haben Kiparestil, sind jedoch viel sorgfältiger und meist auch grösser ausgeführt.

Die Hauptnahrung in Ugueno sind Bohnen und etwas Maniok, in der Niederung Bananen. Doch werden neben diesen auch ziemlich viele Bohnen mit Sorgfalt angebaut. Trotz ihrer Hecken und Flüsse haben die Bewohner der Oasen doch die Rindviehzucht aus Furcht vor den Massai fast ganz aufgegeben, Kleinvieh dagegen und Hühner sind in ziemlicher Zahl vorhanden. Letztere gelten nur als Luxus- und Verkaufsartikel und werden niemals gegessen; als besonders widerlich gilt der Genuss von Hühnereiern.

Ueberhaupt bestehen mancherlei Speisegesetze; so dürfen Kinder und Weiber das Fleisch aller Thiere essen, erwachsene Männer jedoch nur das vom Büffel, Elephanten und von den Hausthieren, stets natürlich mit Ausnahme des Huhnes. Feldfrüchte können von Allen jederzeit genossen werden.

Die Bienenzucht ist sehr verbreitet, überall in der Niederung und in Ugueno, selbst in den Yipesümpfen findet man die an den Bäumen aufgehängten Bienenstöcke. Diese werden mittelst einer langen Stange, an deren Ende ein speerartiges Eisen angebracht, durch geschicktes Stossen ausgehöhlt und dann mit einem Deckel versehen. Der Honig wird in runden Holzschachteln aufbewahrt.

In den Flüssen wird mit Reusen und Angeln fleissig gefischt.

Ausser dem oben erwähnten, hauptsächlich in Kahe üblichen Salzhandel, gibt auch die Verproviantirung der Karawanen den Bewohnern der drei Oasen Gelegenheit zur Erlangung vieler europäischer Artikel. Allerdings wirkt dieser Verkehr mit den Küstenleuten auch sehr demoralisirend, besonders auf den weiblichen Theil der Bevölkerung ein. Früher wurde in Taveta, Kahe und Aruscha von durchziehenden Karawanen ein Wegzoll erhoben. In Kahe und Aruscha ist dies abgestellt worden, in Taveta müssen Swahili und Engländer immer noch „Hongo" zahlen. Auch von mir wurde solcher verlangt, selbstverständlich aber nicht gewährt. Ueberhaupt sind die Wataveta die unverschämtesten, die Wakahe die freundlichsten und fügsamsten Leute der Niederung.

Ausser in Ugueno, wo der Häuptling Jangobi ziemlichen Einfluss zu besitzen scheint, ist überall republikanische Verfassung oder, besser gesagt, Wahlschulzenthum. Der gewählte Häuptling, der den Titel Mkamba führt, hat keinen besonderen Einfluss und hängt fast ganz von seinen „Wazee", Aeltesten, ab. Ausser ihrer Sprache sprechen sehr viele Leute auch Massai, Kitschagga und Kiswahili.

Die Bartaffen (Colobus Guereza), die in Kahe häufig sind, gelten als heilig und werden trotz ihres prächtigen Felles geschont. Elfenbein über ein Bohnenfeld zu tragen, gilt für schädlich, was den Küstenkarawanen wohl bekannt ist, die daher, wenn sie Elfenbein führen, die Bohnenfelder vermeiden. Die Todten werden in Aruscha neben dem Hause begraben. Nach circa einem Jahre werden sie wieder ausgegraben und der Schädel in einem Topfe unter einen bestimmten Baum gestellt. Dem Geiste des Verstorbenen werden manchmal Opfer in Pombe, Früchten und Kleinvieh dargebracht, welche jedoch die Opfernden aufessen, sämmtlich Gebräuche, die fast genau mit jenen der Wapare übereinstimmen. Die Tänze der Tavetaner sind, soweit ich dieselben gesehen, den Massai abgelernt und bestehen in dem trippelnden Gänsemarsch mit Begleitung der wilden, eintönigen Melodie des Gesanges. Musikinstrumente habe ich keine gesehen.

Von Hochzeitsgebräuchen erwähnt Johnston Manches, was ebenfalls sehr an die Wapare erinnert.

Ausser dem genannten Stamm befindet sich in Taveta noch die kleine Wakuaficolonie und eine Anzahl angesiedelter Wakamba, beide äusserlich mit den Tavetanern vollkommen identisch. Massai treiben sich in der Niederung, wo es kein Vieh mehr gibt, nur wenig herum.

Von Aruscha südwärts durchfliesst der Panganifluss Tagereisen weit völlig unbewohnte, regenarme Steppen. Der Fluss selbst ist beim Verlassen der Kilimanjaro-Niederung etwa vierzig Schritte breit, reissend und von einzelnen Inseln durchsetzt, weiter unten verengt er sich bis auf etwa zwanzig Schritte, nimmt aber an Tiefe zu. Stromschnellen oder Fälle gibt es zwischen Aruscha und Buiko keine, so dass es immerhin möglich wäre, den Fluss auf dieser Strecke zu befahren. Da er von Aruscha bis Maurui keinerlei Nebengewässer aufnimmt, so ist es begreiflich, dass er durch Verdunstung sehr viel von seinem Wasser verliert, und bei Maurui viel weniger ansehnlich ist, als beim Verlassen seines Quellgebietes. Am rechten Ufer ziehen sich bis zum Marago Opuni hin die öden, mauerartigen Ausläufer Litemas, am linken folgt eine kleine Terrainstufe in verschieden grosser Entfernung dem gewundenen Flusslaufe, den Thalrand bezeichnend.

Dahinter steigt das Land leicht an und bildet eine niedrige Wasserscheide gegen die Pareberge zu, welche im Osten als einförmige dunkle Mauer den Fluss begleiten.

Reichere Vegetation mit Raphia und Dumpalmen, Laubbäumen und Tamarinden findet man nur an den Abfällen der Flussrinne oder in unmittelbarster Nachbarschaft derselben. Alles umliegende Land kann nur als Wüste bezeichnet werden.

Oft ist der Boden mit grauem, manchmal fast schwarzem Sande bedeckt, stellenweise überschreitet man wieder lehmige, hartgebrannte Stellen, die auf Ueberschwemmungen des Flusses deuten, und mit dichtem, grauem Staube und Salzauswucherungen bedeckt sind. Das harte, kniehohe Steppengras verschwindet auf weiten Strecken vollständig, nur auf den Bodenanschwellungen steht das staubbedeckte Stachelgestrüpp dichter. Anstehendes Gestein ist selten zu sehen, eine isolirte Felsmasse,

das „Steinhaus" (Nyumba ya mawe) der Karawanen, zeigt krystallinischen Schiefer mit meridionalem Streichen und östlichem Fallen unter 30 Grad.

Ausser den ungeheuren Wildmassen durchstreifen nur Sogonoi-Massai mit ihren Rindern und Eseln und Küstenkarawanen regelmässig diese Steppen am Panganiflusse. Nach dem, was ich in Kihuiro und Buiko gesehen, scheint es mir gar nicht unwahrscheinlich, dass Eingeborene doch ganz gut am Flusse leben könnten. Doch wagten sie es bisher aus Furcht vor den Massai nicht; erst in neuerer Zeit gelang es mir, Kihungui zur Anlage einer kleinen Niederlassung beim Marago Mabirioni zu bewegen, deren Gelingen schon im Interesse der Karawanen sehr zu wünschen wäre. Denn diese finden gegenwärtig zwischen Aruscha und Mikwajuni, wo sich in neuerer Zeit eine kleine Waseguacolonie niedergelassen, nicht eine einzige Proviantstation und sind daher vielfach auf die Umwege längs des Paregebirges angewiesen.

Die erste grössere Niederlassung ist das auf einer grossen Panganiinsel gelegene, von Semboja abhängige Dorf Buiko mit gemischter Waschambaa- und Waseguabevölkerung. Es ist durch einen Steg (Uraro) mit dem linken Ufer verbunden und hat etwa vierzig Hütten, theils im Kisegua-, theils im (viereckigen) Küstenstil. Auf der Insel finden sich schöne Maisfelder und viele Ziegen, doch keine Rinder. Eine Anzahl Ndorobbo lebt ständig in Buiko, auch Massai kommen häufig dahin.

Von Buiko ab südlich begleiten den Fluss beiderseits niedrige Höhenzüge, am linken Ufer zu den Ngai- und Mafihöhen ansteigend, am rechten allmählich zum Plateau der Massai-Ebene sich andachend. Am linken Ufer führt der Karawanenweg, am rechten ein ausschliesslich von Massai benutzter Pfad, dem auch wir folgten. Der Fluss hat am rechten Ufer kein Vegetationsband, doch sind einzelne Dumpalmen in der Ebene verstreut, deren Früchte die grossen Affen geniessen.

Einige Stunden unterhalb Buiko erreicht man das Gebiet der Höhnel-Katarakte,*) wo flache Hügelwellen an den Fluss herantreten und derselbe eine Stufe überwindet. Auf-

*) Benannt nach dem Linienschiffslieutenant L. v. Höhnel, dem bekannten Geographen der Graf Teleki'schen Expedition.

fallend ist am rechten Ufer die bedeutende Masse von Wadis und Wasserrissen, die aus der Massai-Ebene hervortreten und nach starken Regen offenbar viel Wasser führen. Das Gestein, sehr quarzreicher, krystallinischer Schiefer, hat normale Lage und fällt steil unter 45 Grad nach Ost. Unterhalb der Schnellen erreicht man den Dorfcomplex Sapanga, der von Waruvu bewohnt und bereits zu Usegua zu zählen ist. Damit nimmt der Steppenlauf des Panganiflusses sein Ende.

Südlich vom Paganilauf und westlich von den bewohnten Gebieten Useguas und Unguus dehnt sich die weite Massaisteppe aus. Der nördliche Theil derselben führt den Namen Sogonoi und ist durch die in seiner Mitte aufragenden steilen, hohen Kuppen der Sogonoiberge bezeichnet, wo sich ständig etwas Wasser und ein Massailager finden. Andere Kuppen erheben sich weiter südlich am Ufer des von Pare aus gut sichtbaren kleinen Steppensees Kiniarok, der ebenfalls den Massai als Tränke für ihr Vieh dient. Er soll Süsswasser enthalten, stets durchwatbar sein und nach der Jahreszeit grösser und kleiner werden, doch niemals ganz versiegen. Der südliche Steppentheil führt die Namen Kibaia und Bukoi und besitzt ebenfalls einige Hügel.

Die Steppe ist derart unwirthlich und wasserlos, dass es in der trockenen Jahreszeit selbst den Massai nicht möglich ist, dieselbe zu durchstreifen. So fand ich im Juli fast alle Massai von Kibaia am Panganifluss versammelt, wo sie das rechte Ufer als ihr Territorium betrachten. Andere lagerten am Mangasee. Die bei den Wasserlöchern von Kibaia und am Kiniarok Lagernden sind in der trockenen Zeit so gut wie abgeschnitten; für eine Trägerkarawane wäre z. B. ein Durchbruch von Buiko nach Nord-Unguu in der trockenen Zeit nicht möglich. Um diese Wüsten dem Verkehr zugänglich zu machen, müssen unbedingt Kameele eingeführt werden, die dort ihre natürlichen Existenzbedingungen finden würden.

Das zweite geschlossene Steppengebiet des nordöstlichen Deutsch-Ostafrika möchte ich als Umba-Nyika bezeichnen. Es dehnt sich zwischen dem Paregebirge im Westen, Usambara im Süden und der Küstenzone im Osten aus und reicht, unterbrochen von den fruchtbaren Taïta-Bergoasen bis weit in die

englische Interessensphäre hinein. Auf deutscher Seite ist die Umba-Nyika durch ziemlich zahlreiche, aus Usambara und Pare austretende Gewässer zugänglich oder doch verhältnissmässig leicht zu umgehen: Die Gewässer des östlichen Usambara verlieren sich allerdings rasch in der Steppe, die des nordwestlichen jedoch vereinigen sich zum Umbafluss, der, allerdings immer schmäler werdend, doch ständig Wasser bis an seine Mündung führt. Seinem Laufe folgend, führt mit Ueberschreitung der Yerewihügel eine Karawanenstrasse von Wanga nach'Mbaramu. Dieselbe wurde von von der Decken mehrmals benutzt, wird jedoch gegenwärtig ihrer Unwirthlichkeit halber gemieden. Selbst Wangaleute pflegen den bequemen Weg über Buiti und Daluni vorzuziehen.

Vom Nordende Usambaras aus erstreckt sich eine Gruppe niedriger Felshügel bis gegen Pare hin. Einer derselben, der Ngurungani, soll, wie schon sein Name anzeigt, ständige Wasserlöcher führen. Die Umba-Nyika ist bezeichnet durch die vielen Baobabs, die besonders an ihren Rändern auftreten. Einige derselben, die den Eingeborenen genau bekannt sind, enthalten in dem hohlen Stamme reichliches und oft recht gutes Trinkwasser. Man erkennt solche Bäume an den eingeschlagenen Sprossen, die das Erklettern derselben erleichtern sollen. Im Uebrigen hat die Umba-Nyika nördlich von Usambara sowohl wie in ihrem Südarm bis gegen Mkumbara hin reinen Steppencharakter mit hartem Grase, stacheligem Gestrüpp und Schirmakazien.

Alle diese Steppen, welche sich zwischen den bewohnten Districten des Tangagebietes ausdehnen, durchstreift und beherrscht der räuberische Nomadenstamm der Massai. Dieser merkwürdige Stamm mit seinen höchst eigenartigen Sitten ist schon mehrfach von massgebenden Reisenden, die ihn im eigentlichen Massailande besucht, wie Fischer, Thomson, v. Höhnel und Peters, beschrieben worden, und sei daher hier nur die Stellung bezeichnet, die er im Tangagebiete einnimmt. Wann die Massai hier zuerst auftraten, ist schwer zu entscheiden, da ihre Vorgänger, die Wakuafi, in Sitten und Lebensweise vollständig ihre heutige Stellung einnahmen und ihre allmähliche Zurückdrängung durch die Massai der sesshaften Bevölkerung

und besonders den Küstenleuten ein wenig auffallendes Ereigniss war.

Die Massai zerfallen in einzelne Stämme, deren jeder sein ganz bestimmtes Streifgebiet hat, welche im Tangagebiete folgendermassen vertheilt sind: Die Sogonoi-Massai, wahrscheinlich dem Hauptstamme der Sigirari angehörig, haben ständige grosse Lager am Sogonoiberge, westlich vom Litemaabfalle. Grössere Kraals pflegen sie auch zu Muemba im Paregebirge und am Südende von Nord-Pare zu errichten. Sie durchstreifen die ganze Umba-Nyika und betrachten als ihr Hauptraubgebiet das östliche Paregebirge, Usambara, das Vorland und die Küste. Durch das Luengerathal besitzen sie einen Kriegspfad nach Korogwe.

Am Kiniaroksee und den umliegenden Steppen haben die Kibaia-Massai ihren Hauptsitz, doch pflegen sie in der trockenen Jahreszeit mit ihren Heerden an den Panganifluss zu kommen und am rechten Ufer desselben, sowie am Mangasee Kraals zu errichten. Sie plündern hauptsächlich das nordwestliche Usegua und Unguu.

Oestlich von ihnen sitzen die Bukoi-Massai, die vielleicht nur als ein Unterstamm der Kibaia zu betrachten sind. Sie haben ständige Lager und Weideplätze bei den Wasserlöchern von Saunyi und Bukoi, halten sich aber in der trockenen Zeit ebenfalls in der Nähe des Pangani auf. Sie plündern die Ruvugegenden, wo sie mit dem Streifgebiet der Sogonoi zusammentreffen, sowie das nördliche Usegua bis gegen Sadani hin.

Es ist kaum glaublich, was diese Viehräuber in den wenigen Jahrzehnten ihrer „Thätigkeit" in diesem Gebiete in Bezug auf den Niedergang der Viehzucht und damit des Volkswohlstandes und der Bevölkerungszahl geleistet haben. Durch ihre raschen Bewegungen, ihr plötzliches Auftauchen und ihre hohe Meisterschaft im Viehtreiben gelingt es ihnen meist, die unentschlossenen Eingeborenen zu überraschen und das Vieh ohne Blutvergiessen fortzutreiben. Wo sie aber auf Widerstand stossen, wird derselbe durch ihren energischen Anprall überall einfach abgeschlagen.

Die gesammten Eingeborenen haben vor den Massai so gewaltigen Respect, dass sie es nicht wagen, ihnen gegenüber das

einzig richtige, angriffsweise Vorgehen einzuschlagen. Dabei sind diese Steppenräuber ganz schlaue Politiker. Denn ohne der Beihilfe der Eingeborenen wäre es ihnen sehr erschwert, theilweise sogar unmöglich, ihre Raubzüge auszuführen. Sie pflegen daher mit einzelnen verrätherischen und gewinnsüchtigen Häuptlingen in eine Art Bündniss zu treten, wodurch Erstere sich verpflichten, den Kriegern die nöthigen Führer zu stellen. Dafür schonen diese das Vieh des betreffenden Häuptlings und gestatten ihm, Alles, was auf den Raubzügen ausser Vieh erbeutet wird, für sich zu behalten. Wie wir gesehen haben, trieben und treiben Semboja und Kimueri dieses Geschäft im grossen Stil und haben 1888 die Sogonoi sogar bis in die Nachbarschaft der Mission Magila gebracht.

Nach der vollständigen Niederwerfung der Wakuafi, ihrer nahen Verwandten und Vorgänger in diesen Strichen, begannen die Massai erst das Vieh der Niederungen, dann jenes der zunächst gelegenen Gebirge zu rauben. Als das Rindvieh in diesen Gegenden sehr abgenommen hatte, begannen sie — etwa seit den Fünfzigerjahren dieses Jahrhunderts – ins Vorland, in Digo und Bondëi einzufallen. Mit dem prachtvollen Viehstand dieser Länder, der die Hauptnahrungsquelle besonders der Wadigo war, räumten sie in so gründlicher Weise auf, dass heute auch nicht ein Stück Vieh mehr dort zu finden ist.

Ihr kühnster Streich ist jedenfalls der Einfall ins Küstengebiet, den die Sogonoi mit geradezu unglaublichem Erfolg ausführten. Als Führer diente ihnen dabei der Häuptling Jambia, ein Mdigo aus Mgandi unweit Buiti, der sie — wie ich glaube — 1882 oder 1883 nach allen Küstenplätzen zwischen Tanga und Wanga geleitete. Sie hatten dort zwar manchen harten Kampf, besonders mit den Wassegeju zu bestehen, trieben aber doch das gesammte Vieh aller Orte fort. Es gibt keinen noch so entlegenen Ort, den sie damals nicht geplündert hätten, ja sogar die Insel Kirui wurde ihres Viehstandes entblösst, indem die Krieger bei Ebbe durch den Canal wateten. Der Sultan von Sansibar hatte damals genug Gerechtigkeitssinn, den Verräther Jambia verhaften und in Ketten legen zu lassen. Glücklicher als dieser war bekanntlich Semboja, der mit Geschenken und Ehren überhäuft wurde.

Gegenwärtig sind die Massai damit beschäftigt, die entlegenen und schwer zugänglichen Gebiete Usambaras und Pares, die sie bisher verschont hatten, ebenfalls ihres Viehstandes zu entblössen. Die Einzigen, welche sich — natürlich mit Ausnahme ihrer Verbündeten Semboja und Mandara — wenigstens einiges Vieh erhalten haben, sind die muthigeren, besser bewaffneten Wasegua.

Die neuen Verhältnisse an der Küste haben die Massai in ihrem Treiben keineswegs beirrt. Europäer greifen sie allerdings nicht leicht an, weil sie die Hinterlader derselben fürchten, in den Negergebieten rauben sie aber nach wie vor. Recht wie zum Hohne fielen wenige Tage nach dem Abzuge des deutschen Expeditionscorps unter Dr. Schmidt die Sogonoi mit Führern Semboja's im nördlichen Usambara ein und trieben den Häuptlingen, die eben die deutsche Flagge erhalten hatten, ihr Vieh fort. Noch bezeichnender ist das folgende: in Muemba traf ich eine grosse Heerde Massaivieh unter der Aufsicht einiger El-Morua (erwachsener Männer). Ich fragte diese, wo die El-Moran, die Krieger, seien, worauf mir Einer antwortete, sie seien nach Tanga gegangen, weil sie gehört hätten, dass der Weisse dortselbt viel Vieh habe. Dies scheinen sie sich doch überlegt zu haben, aber erst im letzten Moment, denn in Gombelo, eine Tagereise von Tanga, machten sich zur selben Zeit Massai unangenehm bemerkbar. Ich muss gestehen, dass ich es bedauere, dass die Sogonoi damals nicht wirklich Tanga angegriffen. Dies würde die Massaifrage, deren Lösung geradezu von entscheidender Bedeutung für diesen Theil Deutsch-Ostafrikas ist, vielleicht doch ins Rollen gebracht haben.

Der zweite echte Steppenstamm, die Ndorobbo, gewöhnlich unter dem swahilisirten Namen „Wandorobbo" bekannt, leben nomadisch überall da, wo auch Massai zu streifen pflegen, haben jedoch an verschiedenen Punkten des Tangagebietes eine halb sesshafte Lebensweise angenommen. Man findet sie stets am Ruvu zwischen Buiko und Mafi, sowie am Mkomasi unweit des Mangasees. Eine andere Ansiedelung ist bei Pare Vikombe, wo die Ndorobbo jedoch schon völlig die Tracht, Hütten und Lebensweise der Wapare angenommen haben. Im Uebrigen durchstreifen sie,

ihrer Hauptbeschäftigung, der Jagd, nachgehend, die wildreichen Ebenen und steigen, ähnlich wie die Wakambajäger, auch hoch am Kilimanjaro hinan.

Die Ndorobbo sprechen alle Massai, haben jedoch daneben ihre eigenthümliche Muttersprache bewahrt, von der ich bei dem scheuen Wesen dieser Leute nur mit Mühe einige dürftige Proben erlangte. Sie gehört zur nilotischen Gruppe und ist nach v. Höhnel*) mit der Sprache der Kamassia nahe verwandt. Derselbe Reisende, der in den Gegenden nördlich vom Kilimanjaro öfter mit Ndorobbo zusammentraf, verlegt ihre ursprüngliche Heimat nach dem Westen des Baringosee.

Nach dem, was mir mitgetheilt wurde, streifen die Ndorobbo jedenfalls schon lange Zeit, soweit ihre Tradition zurück reicht, in den Steppen. Sie theilten dieselben früher mit den Wakuafi, welche Viehzucht trieben, während die Ndorobbo sich stets von der Jagd ernährten. Durch den Einbruch der Massai wurden die Wakuafi verdrängt, und die Ndorobbo geriethen in eine Art Abhängigkeitsverhältniss. Dieses ist nach v. Höhnel dadurch entstanden, dass die Ndorobbo oft nach wenig glücklicher Jagd genöthigt sind, Vieh von den Massai zu kaufen, welches sie in Elfenbein bezahlen müssen. Bei der weit grösseren Macht der Massai ist dieses Verhältniss doch recht drückend, die „armen Teufel" (Ndorobo heisst in der Massaisprache „arme Teufel") müssen ihr ganzes erbeutetes Elfenbein an ihre Gläubiger abgeben und benehmen sich diesen gegenüber recht scheu und ängstlich. Uebrigens verkaufen sie doch nicht selten verstohlen Elfenbein an Karawanen und bleiben im Uebrigen von den Massai unbelästigt. Wie schon erwähnt, bilden sie, gewissermassen unter dem Schutze der sesshaften Bevölkerung, ziemlich ständige Niederlassungen und beginnen dort auch neben dem Massai die Landessprache (Kipare oder Kisegua) zu sprechen.

Im äusseren Typus gleichen sie den Massai, doch fiel mir in den von mir bereisten Gebieten auf, dass sie häufig auffallend klein, selten auch nur mittelgross sind. Man sieht unter ihnen schlanke, wohlgebaute Leute mit aufgeweckten, an die Somali

---

*) Peterm. Mitth., Ergänzungsheft Nr. 99, p. 31.

erinnernden Gesichtszügen und brauner, im Allgemeinen lichterer Hautfarbe als bei den Massai. Bei den zu Pare Vicombe angesiedelten und jenen bei Mafi sind häufige Mischungen mit der eingeborenen Bantubevölkerung unverkennbar; die bei Buiko und am Mkomasi, die sogenannten Ndorobbo Semboja's, scheinen jedoch ziemlich rein. Die Tracht bei Männern und Weibern ist völlig die der Massai.

Ihre eigentliche Beschäftigung ist die Jagd. Obwohl die Beute trotz des ungeheuren Wildstandes kaum hinreicht, sie zu ernähren, sind sie doch sehr stolz auf ihre Jagdthaten und behaupten, dass kein Volk ausser ihnen und den Wakamba den Bogen zu führen verstehe. Dieser ist im Tangagebiet ihre einzige Waffe; er ist über mannshoch, sehr kräftig und schwer zu spannen, so dass thatsächlich die Bogen der Waschambaa, Wapare und Wasegua daneben wie Kinderspielzeug aussehen. In den lichtfarbigen, ledernen Köchern tragen sie etwa meterlange, sehr schöne Rohrpfeile, deren Spitzen Widerhaken besitzen und mit einer an schwarzes Siegellack erinnernden Pflanzengiftmasse bestrichen sind, die sehr stark wirken soll. Der von v. Höhnel erwähnte Jagdspeer ist hier nicht gebräuchlich. Immerhin ist ihre Art des Jagens recht mühselig, da sie das Wild erst anschiessen, dann durch Dick und Dünn oft viele Stunden lang nachlaufen, bis es fällt, worauf sie das Fleisch an der Wunde herausschneiden und das Uebrige ohne Schaden geniessen. Die im Tangagebiet ansässigen Ndorobbo verschmähen Feldfrüchte keineswegs, ja sie haben sogar an einzelnen Punkten begonnen, kleine, nachlässig gehaltene Maispflanzungen anzulegen.

Ich hatte nur Gelegenheit, ein einziges, unverfälschtes Ndorobbodorf oder, besser gesagt, Lager zu sehen; es glich völlig den von v. Höhnel und Dr. Peters beschriebenen und lag am Mkomasi, unweit des Mangasees. Vom Wege abzweigend, mussten wir einige Zeit auf kaum merklichen, vielgewundenen Spuren durch hochhalmiges Gras wandern, bis wir am Uferwald des Flusses verstreut die Hütten sahen. Sie haben oblongen Grundriss, sind etwa zwei Meter hoch, mit seitlichem Eingang, wie in ein Schneckenhaus. Sie gleichen den Massaihütten, sind jedoch nicht mit Lehm und Kuhmist, sondern mit Gras gedeckt. Im Innern sieht man

nur einige Felle, im Orte liegen Knochenreste und Dörrfleisch herum. Auffallend war der Kinderreichthum, der, verbunden mit der versteckten Lage des Ortes, ganz an ein Zigeunerlager erinnerte.

Im Tangagebiete sind die Ndorobbo friedfertig und nicht unbeliebt, da sie sich als Jäger und wegekundige Führer in der Steppe, wo kein Baum und kein Wasserloch ihnen fremd ist, nützlich machen.

VII.

Usegua und Unguu.

Der Panganilauf in Usegua. — Nord-Usegua. — Nord-Unguu. — Lebensweise un Sitten der Wasegua. — Die Wakuafi.

Im Süden des Panganiflusses, westlich durch die Massaisteppe und die Unguuberge begrenzt und im Osten bis an die Küste reichend, dehnt sich die Landschaft Usegua aus. Von diesem weiten Gebiet, das im Süden bis an den Kingani reicht, soll hier nur der nördliche, in den Rahmen der Karte fallende Theil Erwähnung finden.

Obwohl Wasegua auch noch jenseits des Panganiflusses leben, so ist doch dieser geographisch als die nördliche Grenze von Usegua anzusehen. Unterhalb Sapanga, wo wir den Fluss oben verlassen, besitzt derselbe stets ein starkes Gefälle und ist von vielen Inseln durchsetzt. Auf diesen sowohl, wie auf den Ufern liegen die ziemlich zahlreichen und ansehnlichen Ansiedelungen der hier lebenden, Waruvu genannten Wasegua.

Einer der wichtigsten Orte ist das am linken Ufer gelegene Dorf Mkaramo, die Residenz Sedenga's, der nicht nur die Dörfer am Flusse, sondern auch den von Waschambaa bewohnten, fruchtbaren Mafiberg beherrscht. In der Nähe Mkaramos lag am linken Ufer die alte Station Mafi der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft.

Etwas unterhalb mündet rechts ein Zufluss, der Lutoroto, der in der trockenen Zeit nur reichliches Stauwasser aus dem Pangani enthält, im Oberlauf aber fast immer wasserlos sein soll. Er entspringt am Saunyiberge, wo auch einige salzige, doch trinkbare Wassertümpel vorhanden sein sollen. Beim Dorfe

Lutyomo biegt die Karawanenstrasse nach dem Süden, nach Usegua und Usaramo ab. Weiter abwärts zeigt der Fluss den Hang zur Bildung kleiner Inseln, welche, so wie auch die schmalen Vegetationsbänder an den Ufern mit üppigem Pflanzenwuchs, mit Raphiapalmen und Laubbäumen bedeckt sind, zwischen welchen die Arme des rasch strömenden Flusses in felsigen Betten rauschen.

An der Mündung des trägen Mkomasi liegt das schöne, palmenreiche Inseldorf Maurui, weiter stromab, mit ähnlichem Charakter, aber weit ausgedehnter, Korogwe. Von Korogwe abwärts ist der Lauf des Flusses bis ins Mündungsgebiet niemals erforscht worden. Doch liegen auch hier zahlreiche Waruvudörfer an den Ufern und auf den Inseln; der Fluss wird immer reissender und bildet zuletzt den von Burton besuchten, dreiarmigen Panganifall, um bei Tschogwe ins Mündungsgebiet zu treten.

Das Culturgebiet Useguas reicht zwischen Tschogwe und Korogwe bis fast an den Panganifluss heran. Weiter landeinwärts ist es jedoch vom Flusse durch einen Steppenstreifen getrennt, der zungenförmig aus der grossen Massai-Ebene hereinreicht und von der vorerwähnten Karawanenstrasse von Lutyomo aus südwärts durchschnitten wird. Die Steppe wird von langen, flachen Hügelwellen durchzogen, zwischen welchen trockene Wasserrisse mit ihren schmalen Vegetationsbändern liegen, die alle noch dem Panganigebiet angehören. Bei einem derselben zeigte man mir eine Stelle, wo angeblich vor langer Zeit ein Europäer gehaust haben soll, der einen danebenstehenden mächtigen Tamarindenbaum pflanzte. Auch Graf Joachim Pfeil, der 1887 zum erstenmale diese Route beging, erfuhr dasselbe und fand gleich mir an der betreffenden Localität zahlreiche Reste gebrannten Lehms. Doch wäre die Ansicht wohl verfehlt, dass man es hier mit einem Ziegelbau zu thun habe, da sich nur ganz unregelmässige Knollen, sowie auch keinerlei Mörtelspur findet. Dagegen ist anzunehmen, dass hier einst Gebäude im Küstenstil, also Hütten mit stärkerer Lehmausfüllung der Wände standen, die, mit Vorräthen u. dgl. gefüllt, in Brand geriethen, wodurch ein Theil der Lehmverkleidung gebrannt wurde.

Ein ganz ähnlicher Vorgang findet sich auch bei den europäischen Pfahlbauten, in deren Resten man ebenfalls häufig rothgebrannte Lehmknollen findet, von welchen zweifellos ist, dass sie ursprünglich der Verkleidung angehörten und erst bei dem Brande der Niederlassung hartgebrannt wurden. Denn es ist undenkbar, dass die zwischen Zweige gefüllten und die Spuren der Zweige noch tragenden Lehmmassen schon vorher gebrannt worden waren. Die naheliegende Annahme, dass sich an der betreffenden Stelle nur ein beliebter Lagerplatz befand, durch dessen Feuer der Lehm gebrannt wurde, scheint mir doch nicht zulässig, da die verstreuten Stücke entschieden auf eine Niederlassung deuten, was auch die Tradition bestimmt aussagt. Da solche Lehmreste sich sehr lange halten, so ist die Annahme wohl berechtigt, dass zu einer Zeit, wo der betreffende Wasserriss vielleicht noch Wasser führte, sich an dieser Stelle irgend welche Niederlassung von Küstenleuten befand.

Südlich von dieser Nyikazone dehnt sich das bewohnte Gebiet von Usegua aus. Der Landschaftscharakter ist ein ungemein einförmiger. Unregelmässige sanfte Hügelwellen, denen nur vereinzelt felsige, weithin sichtbare Kuppen aufgesetzt sind, durchziehen das Land. Dazwischen verläuft ein Gewirre meist flacher, breiter Mulden, die nirgends ständige Wasserläufe halten und bei ihrer wenig ausgesprochenen Gefällsrichtung oft über ihre hydrographische Zubehörigkeit im Zweifel lassen.

Am bezeichnendsten ist das Msangasithal, welches in Unguu, unweit Kwedigassa, beginnt, sich als ziemlich breite, von niedrigen Bodenschwellungen eingefasste Senkung durch ganz Nord-Usegua zieht und bei Kipumbwe mündet. Besonders auffallend ist in Nord-Usegua der vollkommene Mangel ständiger fliessender Gewässer. Selbst der Msangasi besitzt nicht einmal eine deutlich ausgeprägte Wasserrinne, sondern die Thalsohle ist mit Feldern und Wiesen bedeckt, so dass man die Senkung überschreiten kann, ohne ihren Charakter als „Fluss" überhaupt zu erkennen. Andere Bachläufe besitzen allerdings deutliche Wasserrisse, nirgends jedoch findet man einen fliessenden Bach, und die Senkungen, besonders der Msangasi, sollen nur sehr selten und nach besonders starken Regen fliessendes Wasser führen. Grund-

wasser jedoch ist stets reichlich vorhanden und wird von den Eingeborenen durch Brunnen gefördert. Freilich ist das Wasser dieser Brunnen oft recht schlecht, trübe und faulig riechend, doch könnten geeignete Bohrungen zweifellos gutes Trinkwasser erschliessen.

In ganz Nord-Usegua steht Gneis und krystallinischer Schiefer mit südost-nordwestlichem Streichen und südwestlichem Fallen unter etwa dreissig Grad an, vielfach von Laterit überlagert.

Der Vegetationscharakter ist ein vorherrschend offener. Allerdings treten stellenweise auf den Kuppen lichte junge Wälder auf, meist jedoch durchzieht man grasiges Land mit verstreuten Strauchgruppen, aus welchen sich nur hie und da eine hohe Tamarinde oder Schirmakazie erhebt. Manchmal nimmt das Land den richtigen Steppencharakter an. Doch ist dies nur an einzelnen Stellen der Fall, meist ist das Land so stark bebaut, dass jeder Vegetationstypus hinter dem der Felder zurücktritt. Stunden und Stunden lang durchzieht man ununterbrochen gelbe wogende Getreidefelder, die je nach der Jahreszeit mit Mais oder Sorghum bepflanzt sind. Denn trotz seiner Wasserarmuth und seines stellenweise geradezu wüstenhaften Aussehens ist Usegua doch weitaus das am stärksten bebaute und besiedelte Gebiet des nordöstlichen Deutsch-Ostafrika.

Im Westen dieses Gebietes erheben sich die nördlichen Ausläufer des Unguugebirges. Im Gegensatze zu Usambara und Pare, die unvermittelt auf die Ebene aufgesetzt sind, steigt Unguu verhältnissmässig allmählich an. Auch durch die in der Längsachse verlaufende breite Senkung des Lukigula verliert es seinen abgeschlossenen Charakter. Der untere Theil des wasserarmen Lukigulathales und seiner Seitenthäler gleicht im Charakter völlig Usegua; es sind breite, offene, leichtgewellte Senkungen mit hoher Grasvegetation und zahlreichen Feldern.

Der höhere Theil der Randberge erst nähert sich im Pflanzenwuchs mehr dem gewöhnlichen Gebirgstypus. Hier treten dunkle Wälder, Hochweiden und saftiger Krautwuchs auf, hier erfreut sich das Auge wenigstens stellenweise an frischem Grün. Darüber erheben sich die schroffen, felsigen Kämme und

Gipfel, darunter besonders bezeichnend der eberzahnartige Kilindi, der Stammsitz des Herrschergeschlechtes von Usambara. Die Niederungen sind stark bewohnt, die Berghänge jedoch nur schwach, theilweise gar nicht besiedelt. Im Allgemeinen macht das nördliche Unguu auch nicht entfernt den Eindruck tropischer Ueppigkeit, den man unwillkürlich in Usambara empfängt, wozu besonders der fast gänzliche Mangel an ständigen, wasserführenden Flussläufen beiträgt. Auch im nördlichen Unguu steht Gneis und krystallinischer Schiefer mit derselben Schichtenlage wie in Usegua an.

Die Bewohner aller dieser Gegenden sind Wasegua. Denn die Waruvu am Panganiflusse und die Wanguu in Unguu sind nur Unterstämme, die allerdings bei veränderten Existenzbedingungen theilweise andere Lebensgewohnheiten angenommen haben, in Sprache und Charakter aber doch reine Wasegua geblieben sind.

Ein völlig fremdes Element bilden dagegen die verstreuten Wakuaficolonien.

Die Wasegua sind ziemlich dunkelfarbige, kräftige Menschen. Sie sind starkknochig, aber nicht unschön gebaut, Viele haben einen auffallend kurzen Hals, der sie untersetzt erscheinen lässt, obwohl sie vielfach ganz ansehnlichen Wuchs haben. Auch in ihren Zügen tritt das Derbe, echt Negerhafte stark zum Vorschein. Von ihren nächsten Verwandten, den Waschambaa und Wabondëi, zeichnen sie sich durch eine gewisse Behäbigkeit aus; auffallend magere und schwächliche Leute sind in Usegua selten.

Diesem Aeussern entspricht auch der Charakter. Die Wasegua sind ungleich lebhafter und geistig beweglicher als die Gebirgsstämme, ihr ganzes Leben zeigt von weit höherer Intelligenz und grösserem Unternehmungsgeist. Aufgewecktheit paart sich mit Verschlagenheit im Gegensatz zu den harmloseren Waschambaa. Von den Bantustämmen des Tangagebietes sind die Wasegua weitaus die tapfersten, obwohl auch keine besonderen Helden. Immerhin haben sie sich wenigstens einigermassen gegen die Massai zu schützen gewusst, sind den Waschambaa stets mit Erfolg gegenübergetreten und haben selbst in den Kämpfen gegen

die Schutztruppe bei Sadani bewiesen, dass sie unter geeigneter Führung ganz beachtenswerthe Gegner werden können.

Während der grösste Theil unseres Gebietes sehr schwach bevölkert ist und wohl das Zehnfache seiner heutigen Bewohnerschaft ernähren könnte, scheint im nördlichen Usegua das Umgekehrte der Fall zu sein. Wenigstens finden wir bei den Wasegua ein starkes Expansivstreben nach Nord, welches sich in der Gründung zahlreicher Colonien äussert. Etwa in den Fünfzigerjahren dieses Jahrhunderts fielen die Wasegua in grösseren Schaaren über die am Paganiflusse ansässigen Waschambaa her, vertrieben sie und nahmen ihre Wohnsitze ein. Besonders Sedenga von Mafi brachte es zu einer gewissen Stellung und vermochte sogar den von Waschambaa bewohnten Mafiberg unter seine Botmässigkeit zu bringen. Auch an anderen Stellen überschritten die Wasegua den Panganifluss. Westlich von Kwambota sind ihre Dörfer bis an den Fuss des Usambaraabfalls verstreut, auch am Mkomasi sind kleine Colonien vorhanden, deren bedeutendste Kihuiro, das Dorf Kihungui's, ist, der unsere Sympathie besonders deshalb verdient, weil er Semboja und Kimueri trotz ihrer riesigen Uebermacht so gründlich geschlagen hat. Auch gegen Bondëi rücken die Wasegua langsam, aber stetig vor, und die Zeit ist wohl nicht mehr ferne, wo sie mit den nord-südlich vorrückenden Wadigo zusammentreffen werden.

Die Sprache der Wasegua. das Kisegua (oder richtiger Kizégula), ist die Stammessprache des Kischambaa und Kibondëi, steht dem Swahili ziemlich nahe und besitzt grosse Verbreitung. Ausserdem sprechen sehr viele Leute Swahili, manche auch Massai.

In der Tracht bieten die Wasegua wenig Bezeichnendes, da sie sich fast ganz an die Küstenleute anlehnen. Weisse und blaue Baumwollstoffe verwenden sie gewöhnlich zu ihren Hemden und Lendenschürzen, am Kopfe tragen die Männer Fes oder weisse schmucklose Mützen. Die Weiber tragen nur Lendenschurz und sehr viele Glasperlen um die Hüften, den Schädel pflegen sie kahl abzurasiren. Die beiden vordersten Schneidezähne werden wie bei den Waschambaa dreieckförmig ausgesplittert. Die Ohrmuschel pflegt man in eigenartiger, wenig auffälliger Weise zu durchbohren. Beschneidung ist allgemein üblich.

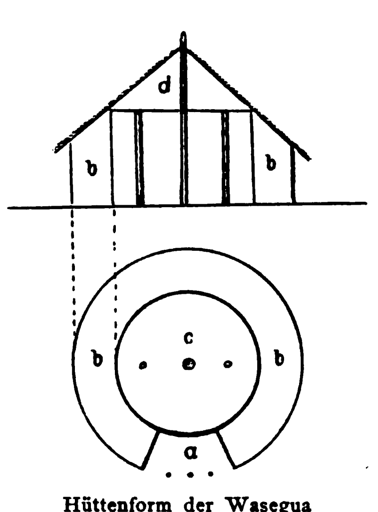
Die Wasegua leben in Dörfern, die vielfach ansehnliche Grösse besitzen und in der Hüttenzahl zwischen 10 und 200 schwanken; als mittlere Hüttenzahl kann man wohl 30 Hütten pro Dorf rechnen. Alle Dörfer, mit Ausnahme der der Waruvu, welche, auf Inseln gelegen, ohnehin vollkommen geschützt sind, besitzen eine Umzäunung (Boma). Dieselbe besteht manchmal aus zwei concentrischen Pfostenreihen, gewöhnlich jedoch aus einer rings um das Dorf gedeihenden lebenden Hecke. Dieselbe ist für den Fremden vollkommen undurchdringlich, besitzt jedoch geheime Durchschlüpfe, die den Dorfbewohnern im Nothfalle das Entkommen gestatten. Den Eingang bildet ein von Pfosten eingesäumter Gang, der gegen aussen durch ein Thor verschlossen ist. Dasselbe besteht aus festen Brettern, die sich einzeln längs des oberen Horizontalbalkens an einer Angel bewegen. Tagsüber werden sie durch einen Pfosten wagrecht aufgespreizt, Nachts herabgelassen und das Thor durch einen verschiebbaren Querbalken verschlossen.

Die Inseldörfer der Waruvu sind durch einen ans Ufer führenden Steg (Uraro) mit der Aussenwelt verbunden. Derselbe wird durch gabelförmig in den Flussgrund eingestossene Pfosten gestützt, über welche feste Balken gelegt werden. Auf diesen muss der Uebersetzende balanciren, wobei ihm eine gespannte Liane als Geländer dient. Die beiden vorletzten Pfostenböcke sind jedoch nicht durch einen Balken, sondern durch zwei Raphiaäste verbunden, die Nachts entfernt werden. Derartige Stege (die schon Burton 1857 anführt) setzen mehrere über den Panganifluss. Der schönste ist der bei Korogwe, über welchen sogar Kleinvieh einzeln getrieben werden kann.

Bezeichnend für jedes Waseguadorf ist der vor dem Dorfe angehäufte grosse weisse Aschenhügel.

Die Hütten sind recht wohnlich und auffallend sorgfältig ausgeführt. In der Regel bestehen sie aus zwei concentrischen Räumen. Der eine *b*, der etwa zwei Meter breit ist, zieht sich als Gang um die Hütte herum und dient den Ziegen als Aufenthalt. Manchmal sind seine Wände völlig ausgefüllt und eine Thüre an der äusseren Peripherie führt ins Innere. Zuweilen ist dieser ringförmige Raum gegen aussen vollkommen offen und durch

Pfosten begrenzt. Meist jedoch findet man die Form, dass aus einer kleinen Veranda eine seitliche Thür ins Innere führt. Durch eine andere gelangt man in den dunkeln, ungetheilten Innenraum *c*, der sechsMeter im Durchmesser hat. Die normale Hütte hat also zehn Meter im Durchmesser und ist etwa acht Meter hoch, doch trifft man auch doppelt, ja dreifach so grosse Hütten an. Speciell bei Sedenga in Mkaramo stehen die grössten Rundhütten dieses Theiles von Ost-Afrika. Ein Hauptpfahl fehlt; drei Pfähle, darunter der stärkste in der Mitte, tragen einen Querbalken, der der Hüttendecke als Stütze dient. Diese ist mit Lehm ausgefüllt und hat eine kleine Oeffnung an der Seite, durch die man in den Dachraum *d* gelangt. Dortselbst befindet sich ein auf dem Querbalken aufstehender, anderer Pfahl, der den Dachstuhl stützt, welcher mit feinem Grase in Bündeln ausgefüllt ist. Der Innenraum dient als Schlafstelle, der Dachraum als Vorrathskammer für Getreide. Die Hausthore bestehen aus einem Geflecht, das durch Stricke geschlossen wird.



Hüttenform der Wasegua (schematisch).

Von dieser Grundform zeigen sich manchmal Abweichungen. So wird der ringförmige Raum manchmal nicht ausgebaut, und der Innenraum steht als selbstständige Hütte da. Die Waruvu dagegen führen das Dach bis zum Erdboden herab und geben demselben eine grössere Steigung, so dass ihre Hütten grossen Heuschobern gleichen. Die Wanguu schliessen sich dem allgemeinen Typus an, bauen jedoch viel nachlässiger und schlechter.

Wenn vom Nahrungserwerb der Wasegua die Rede ist, so spielen Jagd und Fischerei nur eine geringe Rolle. Erstere wird auf grössere Thiere mit dem Gewehr, auf kleinere mit Fallen betrieben, letzterer obliegen die Waruvu mit Eifer und Geschick.

Die Viehzucht soll früher sehr bedeutend gewesen sein, doch richteten und richten auch hier die Massai unglaublichen Schaden

an. Immerhin trifft man heute noch fast in jedem Dorfe einzelne Rinder, welche theils kurz-, theils langgehörnt und häufig recht mager sind. In grösserer Menge werden Ziegen gehalten, Schafe nur vereinzelt, doch Hühner in sehr grosser Zahl. Letztere werden Nachts in besonders hübsch geflochtenen Käfigen (Tundu) untergebracht. Hunde sind allgemein, auch Katzen nicht selten. Die schönsten Rinder haben die Waruvu, welche ihre Heerden täglich zweimal über den reissenden Pangani schwimmen lassen, um sie auf die Weide zu treiben. Obwohl Vieh und Hirtenjungen oft lange genug im Wasser umherplätschern, soll es doch niemals vorkommen, dass die sonst im Pangani so zahlreichen Krokodile Schaden anrichten.

Weit wichtiger jedoch als die Viehzucht ist der Ackerbau, in dem es die Wasegua wirklich weit gebracht haben. Angebaut wird fast nur Mais und Sorghum, von letzterem zwei Hauptarten, nämlich die süsse Küstenform Jebele und eine bittere Art, Felefele, die minder gut schmeckt, aber von Vögeln weniger leidet. Alljährlich wird Anfangs September Mais gebaut und Ende October oder Anfangs November geerntet. Im Januar wird dann Sorghum gesäet und im Juli geerntet. Ein Feld wird dreimal bebaut, dann bleibt es durch drei Jahre brach liegen.

Alle anderen Culturpflanzen sind vollkommen nebensächlich und spärlich. Bananen gibt es in Usegua gar keine, Kürbisse, Erbsen, Maniok und Ricinus nur vereinzelt. Fast bei jedem Dorfe trifft man ein kleines Tabakfeld, doch liefert dasselbe ein so schlechtes Kraut, dass die Wasegua ihren Knaster selbst nur im Nothfalle rauchen und viel Usambaratabak eingeführt wird.

Mais und Sorghum wird von den Weibern zwischen Steinen zu Mehl gerieben und daraus ein Brei (Ugali) gekocht, der als Hauptnahrung dient. Auch das überall verbreitete Hirsebier wird mit Vorliebe bereitet und genossen.

Die Wasegua erzeugen jedoch bedeutend mehr Getreide, als sie zum Verzehren gebrauchen. Die Folge ist, dass sie Getreide in recht ansehnlichen Mengen nach Sadani und Pangani ausführen. Durch diesen fortwährenden Verkehr mit der Küste, der auch durch zahlreiche, das Land durchziehende Swahilihändler vermittelt wird, ist dem Import europäischer Artikel und der Ver-

breitung der Küstencultur ein weites Thor geöffnet, und die Leute von Mgera, zehn Tagereisen von der Küste, sehen viel civilisirter aus, als z. B. die Wadigo einiger Dörfer, die man von Wanga aus in einer Viertelstunde erreichen kann. In Mgera trägt Alles gutes weisses Zeug, Flinten und Pulver sind allgemein und nahezu jedes Kind spricht Swahili. In den erwähnten Wadigodörfern jedoch läuft Alles mit ärmlichen blauen Schürzchen aus schlechtestem Zeuge herum, die Männer besitzen fast nur Bogen und Pfeile, und ihr Swahili ist durch beigemischtes Kidigo kaum verständlich.

Dieser durch den Küstenverkehr bei natürlicher Anlage erweiterte Gesichtskreis hat die Wasegua auch darauf hin-



Stuhl der Wasegua.

gewiesen, den Swahilihändlern direct Concurrenz zu machen und sich im Karawanenhandel nach dem fernen Innern zu versuchen. Hauptsächlich ziehen sie mit Küstenwaaren nach Irangi, um Ziegen und Esel einzukaufen, die sie dann an Massai gegen Elfenbein umtauschen. Letzteres bringen sie entweder selbst nach der Küste oder verhandeln es an Swahilihändler, die natürlich bei so geriebenen Leuten ein ziemlich schlechtes Geschäft machen.

Die wenigen Hausgeräthe der Wasegua sind nett und sorgfältig gearbeitet, in ihrem Charakter völlig denen der Waschambaa gleichend. Sie besitzen grosse Thontöpfe, Stühlchen, die sehr zierlich und fest aus einem Stück geschnitzt sind, Hühnerkörbe

und besonders nette Bastkörbchen. An Schmucksachen fertigen sie die auch an der Küste beliebten Madodi an, d. i. mit feinem Messingdraht umwundene Darmsaiten, die als Armbänder getragen werden. Auch Kettchen im Tschaggastil werden oder wurden wenigstens früher in Nord-Unguu erzeugt.

Originell ist ein Kinderspielzeug, der Peitschkreisel, aufs genaueste dem europäischen gleichend, der mit Vorliebe auf eigenen, hartgestampften Plätzen in Bewegung erhalten wird.

An einheimischen Waffen sieht man nur Schwerter mit ziemlich mangelhafter Klinge, sehr hübscher Scheide und Bleiknauf am Ende derselben, und Rungus (Holzkeulen), meist sehr leicht und mehr zum Vergnügen getragen. Bogen und Pfeile sind nur noch ganz vereinzelt, Kapsel- und Steinschlossgewehre allgemein verbreitet. Die Trommeln gleichen jenen der Küstenleute und sind vielfach doppelt bespannt. Sie geben einen schönen Klang und werden in Vollmondnächten ausserordentlich geschickt und taktfest geschlagen.

Ueber die religiösen Gebräuche der Wasegua ist nur wenig bekannt. Viele Leute neigen sich, wenigstens äusserlich, dem Islam zu, doch sieht man überall Amulette, die in Form von kleinen Knochen, Schneckenschalen, kleinen Kalebassen u. s. w. am Körper getragen oder an die Gewehre befestigt werden. Aehnlich wie bei den Wabondëi und Waschambaa, so steht auch hier vor jedem Dorfthor ein kleines, den bösen Geistern gewidmetes Häuschen, worin Mehl, Getreide u. s. w. ausgestreut wird. An die Thore hängt man die Schale der Achatinaschnecke.

In die frisch bestellten Felder steckt man ein Hühnerei, damit dieses, das Symbol der zeugenden Naturkraft, auf die Saat befruchtend einwirke. Es scheint mir hier derselbe Gedanke zu Grunde zu liegen, wie bei jenen Fetischfiguren der Loangoküste, die mit riesigen männlichen Genitalien geschnitzt werden, was man öfters der Neigung des Negers zum Obscönen zuschrieb, während wohl auch hier nur die Betonung der kräftig zeugenden Naturkraft beabsichtigt wird, deren Wirken der Betende vor Allem für sein Feld und für seine ganze Habe erfleht.

Die nördlichen Wasegua stehen unter Häuptlingen, die eine verhältnissmässig geringe Autorität ausüben. Früher soll ein einziger grosser Häuptling, der im heutigen Dorfe Begu residirte, das ganze Land beherrscht haben. Thatsächlich scheint Begu früher viel grösser gewesen zu sein, wie die zahlreichen freien Plätze innerhalb der Umzäunung andeuten. Auch der metertief ausgetretene Pfad durch die Hecke lässt auf grösseres Alter schliessen.

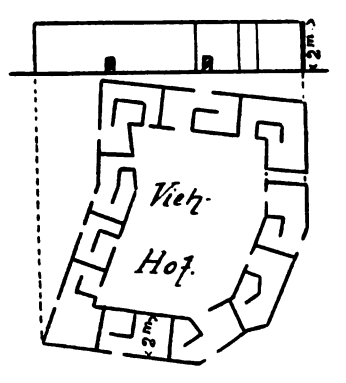
Der bedeutendste Häuptling dieser Gegend ist jetzt Mlinde, der in Mairanga lebt und auch das ganze nördliche Unguu beherrscht. Der Jumbe von Begu sowohl, wie der alte Tscharumbi von Miembule, die dicke, gutmüthige Fürstin von Mgera und Bungire von Kilwa sind seine Vasallen. Ihm zunächst etwa steht Sedenga, der die nördlichen Waruvudörfer und den Mafiberg beherrscht und auch ein Paar Dörfer in Usegua besitzt. Weniger bedeutend sind Mdoë, Ndami, Mgaia und Mahammadi Sauah, die aber jeder ein schönes Dorf zur Residenz und ein Paar umliegende als „Reich" besitzen.

Obwohl manche dieser Jumbes über recht viele Bewaffnete verfügen, lassen sie es sich doch gefallen, dass kleine räuberische Häuptlinge sie unaufhörlich belästigen. So wurde selbst der mächtige Mlinde von dem kleinen Häuptling von Makoma, Gossa, in Schach gehalten. Dieser trieb die Frechheit so weit, auch meine Expedition in räuberischer Absicht angreifen zu wollen, was ihm allerdings schlecht bekam.

Die Waruvudörfer unterhalb Maurui haben keine Häuptlinge, sondern werden von einigen Aeltesten in patriarchalischer Weise regiert.

Ein ganz eigenthümliches Bevölkerungselement dieser Gebiete bilden die Wakuafi, die in kleinen abgeschlossenen Colonien im westlichen Nord-Usegua bis gegen Mdoë im Osten und in ganz Nord-Unguu verstreut leben. Ich habe bereits im ersten Abschnitt erörtert, warum ich der Ansicht bin, dass dieser, der nilotischen Gruppe angehörige Stamm, obwohl er in Sprache und Aeusserm fast völlig mit den Massai übereinstimmt, doch selbstständig unterschieden werden muss. Die übrigen Wakuafi des Tangagebietes sind meist in kleinen Colonien, theilweise stark vermischt mit Bantu-Elementen, angesiedelt.

Die zahlreichsten und reinsten Niederlassungen sind jedenfalls die in Nord-Usegua und Nord-Unguu. Ihre nahezu stabilen Siedelungen sind echte sogenannte Tembes. Sie haben meist beiläufig den nebenstehenden Grundriss (der einem Dorfe bei Kirangajeni entnommen ist), also im grossen Ganzen rechteckige Form. Der offene Innenraum dient Nachts den Rindern zum Aufenthalt. Das Ganze ist eigentlich eine Hütte mit viereckigem Querschnitt, etwa zwei Meter hoch und ebenso breit. Die Wände und das flache Dach sind mit Lehm und Kuhmist aufgefülltes Zweiggeflecht. An einer oder zwei Stellen sind die Seitenwände, nicht aber das Dach unterbrochen und der Eingang in den Hof für das Vieh ermöglicht. Jeder Wohnraum hat zwei Ausgänge, einen vom Hofe aus für das Kleinvieh und einen von aussen, der nur von Menschen benutzt wird. Im Wohnraum ist der Ziegenstall durch eine rechtwinkelig abgebogene Wand vom Aufenthaltsort der Menschen, wo sich die Feuerstelle befindet, abgetrennt. Diese Eintheilung erinnert lebhaft an die Wambuguhütte, nur dass bei dieser der Grundriss rund, also offenbar den Bantu entlehnt ist.



Kuafidorf (schematisch).

Die Wakuafi dieser Gegend haben seit Jahren das Nomadisiren aufgegeben und sich als Viehzüchter unter den vorherrschend ackerbauenden Wasegua niedergelassen. Doch verschmähen sie die Feldfrüchte keineswegs und man kann Weiber mit dem schweren Eisenschmuck Getreide stampfen sehen, dass die Halsringe klirren.

In ihrem Aeussern gleichen sie völlig den Massai, doch sind die Haarfrisuren selbst bei jungen Leuten wenig üblich. Die Männer tragen mit Fett eingelassenes Zeug, die Weiber gegerbtes Rindsfell.

Fast alle sprechen etwas Kisegua. Waffen sieht man keine, überhaupt sind die Wakuafi friedliche Hirten, die nur wünschen, ihre Heerden in Ruhe weiden zu können. Sie leben mit den

Wasegua in bester Eintracht, ihre bittersten Feinde jedoch sind die Massai, die fortwährend Raubzüge gegen die Wakuafi-Niederlassungen unternehmen.

Obwohl mitten in der Bantubevölkerung lebend, haben sich diese Wakuafi bisher doch recht rein erhalten, und Mischehen sollen nicht vorkommen. Doch schon macht sich der Einfluss der Umwohnenden auf Lebensweise und Sprache geltend und bald werden sie jenes Uebergangsstadium erreicht haben, in dem sich heute die Wambugu befinden, ein Uebergang, dessen Ziel nur das völlige Aufgehen des Stammes in der Hochfluth der Bantuvölker sein kann.

IX.

Der wirthschaftliche Werth des Landes.

Handel. — Karawanenverkehr. — Einfuhrartikel. — Producte. — Feldbau und Hauptnahrungspflanzen. — Steigerung der Production der Eingeborenen. — Hebung der Bewohnerzahl. — Plantagenbau. — Einführung von Nutzthieren. — Die Usambarabahn. Schluss.

Wenn man die Stimmen verschiedener Reisender über den wirthschaftlichen Werth mittelafrikanischer Colonialgebiete vergleicht, so findet man nur selten eine nüchterne Erörterung der Thatsachen, sondern die Ansichten bewegen sich meist in den Extremen zwischen „himmelhoch jauchzend" und „zu Tode betrübt". Die Einen sehen nur „üppige Tropengegenden, welche die riesigen, unbekannten Schätze Central-Afrikas bergen", die Anderen sprechen nur von „wasserlosen, unendlichen Wüsten" und fiebergeschwängerten Landschaften, die „ein hippokratisches Gesicht" zeigen.

Wenn nun auch sehr viele dieser Berichte durch eine gewisse Tendenz beeinflusst werden, so kann doch auch der vorurtheilsloseste Reisende, der sich auf einer einzigen Route durch ein Land bewegt, je nach dem Verlauf dieser letzteren, sehr verschiedene Eindrücke empfangen. Wer z. B. von Wanga aus nach Aruscha zieht und der Karawanenroute folgt, der wird das nordöstliche Deutsch-Ostafrika für ein höchst ärmliches Gebiet erklären; wer sich jedoch von Tanga durch Bondëi und Usambara bewegt, der gelangt sehr wahrscheinlich zur Ueberzeugung, dass dasselbe Gebiet zu den schönsten Hoffnungen berechtige. Das von der Expedition der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft eingeschlagene Verfahren, in vielen Kreuz- und Querrouten ein bestimmtes Land zu durchstreifen, gelangt nur sehr selten in

Anwendung, obwohl gerade dieses am ehesten geeignet ist, dem Reisenden ein richtiges Gesammtbild von dem Culturwerth seines Forschungsgebietes zu geben.

Wenn wir vorerst den Handel des Tangagebietes in Betracht ziehen, so sind sofort zwei scharf getrennte Arten desselben zu unterscheiden, die als „grosser" und „kleiner Karawanenhandel" bezeichnet werden können.

Der grosse Karawanenhandel wird fast ausschliesslich von Küstenleuten betrieben; an Eingeborenen des Hinterlandes betheiligen sich nur die Wasegua direct daran. Er hatte seit jeher nur die Erlangung von Elfenbein und Sklaven zum Zweck, andere Producte irgend welcher Art kommen dabei nicht in Anbetracht. Sein Ausgangspunkt war früher Tanga; als der gute Hafen diesen Ort zum häufigen Anlegeplatz für englische Kriegsschiffe machte, was den Sklavenhandel nahezu ausschloss, verzog sich der Karawanenverkehr nach Pangani und Wanga.

Derselbe bewegt sich auf drei Linien nach dem Innern, und zwar über den Kisigao nach Ukambani, über den Kilimanjaro nach den nördlichen Massailändern und nach Kavirondo am Victoriasee, und über Nord-Unguu nach Irangi und Ugogo. Die erstere Route wird nur von kleinen Karawanen und ziemlich selten begangen, da der Ukambanihandel sich fast ganz nach Mombas gezogen hat, die zweite ist die gefährlichste, aber auch einträglichste Linie und wird fast nur von starken Karawanen bereist, die dritte ist gegenwärtig fast ganz in Händen der Wasegua, die in grösseren und kleineren Abtheilungen nach dem Innern ziehen.

Die meist begangene Karawanenstrasse in unserem Gebiete ist von der Küste zum Kilimanjaro. Von dieser war in neuerer Zeit viel die Rede und wurden allerlei Massnahmen, wie die Anlage befestigter Stationen, Subventionirung von Häuptlingen u. s. w. angeregt, welche den Zweck hatten, „die Karawanenstrasse zu sichern". Ich gestehe, dass mir diese Nothwendigkeit nicht verständlich und die ganze Sicherung als ein Kampf mit Windmühlen erscheint. Denn thatsächlich bestand ja diese Karawanenstrasse schon seit Jahrzehnten und gehörte zu den sichersten in ganz Afrika. Von feindlichen Ueberfällen,

selbst von Belästigungen der Reisenden durch die Massai war in diesen küstennahen Gebieten wenig die Rede, und die Karawane, die, aus dem Innern kommend, in Taveta oder Aruscha angelangt war, fühlte sich geborgen, da der weitere Weg bis zur Küste gänzlich gefahrlos war. Die Einzigen, welche sich auf der Strasse Küste-Kilimanjaro unangenehm bemerkbar machten und auf den Karawanenverkehr schädigend einwirkten, waren die eingeborenen Dorfhäuptlinge an der Strasse, vor Allem Semboja. Weit entfernt, zur Sicherheit irgend etwas beizutragen, legten sie den Karawanen einen lästigen und ganz unberechtigten Durchgangszoll auf und diese setzten, um rasch fortzukommen, dieser Erpressung keinen grossen Widerstand entgegen. Es heisst daher entschieden den Bock zum Gärtner machen, wenn man gerade diese Häuptlinge, die Einzigen, welche den Verkehr bisher behindert, zu besoldeten Wächtern der sonst völlig sicheren Karawanenstrasse ernennt.

Auch die Errichtung von militärischen Stationen mit dem ausgesprochenen Zweck der „Sicherung" der Strasse wäre ziemlich überflüssig, da die Entsendung einer Abtheilung von etwa 20 Soldaten unter einem Officier in mehrmonatlichen Intervallen völlig hinreichen würde, um die kleinen Händel der verschiedenen Zaunkönige an der Strasse zu schlichten und das Einführen von Durchgangszöllen zu verhindern. Die regelmässigen Proviantkarawanen und Postsendungen*) nach der Kilimanjarostation würden dazu die bequemste Veranlassung bieten. Ich habe während meiner Reise mehrmals einzelne Schwarze als Boten von Aruscha, von Kisuani und anderen Plätzen des Innern nach Pangani geschickt, was doch gewiss für die Sicherheit der Karawanenstrasse spricht.

Von dem Karawanenverkehr im mittleren Deutsch-Ostafrika unterscheidet sich der im nördlichen dadurch, dass die Anlage fester Handelsstationen im Innern, ähnlich wie Tabora oder Ujiji, hier unbekannt ist. Auch betheiligen sich Araber, die auf der centralen Linie Bagamoyo-Maniema eine führende Rolle spielen,

*) Der primitive Postverkehr durch die unverlässlichen eingeborenen Häuptlinge wird wohl bald einem geregelten Botendienst weichen müssen, wie ihn die englischen Missionäre schon seit Jahren auf der Strecke Taveta-Mombas unterhalten.

hier fast gar nicht am Inlandhandel, sondern dieser liegt ausschliesslich in Händen der Schwarzen, beziehungsweise in der ihrer Gläubiger, der Inder.

Der Vorgang ist etwa der folgende: Ein oder mehrere erfahrene Swahilihändler fassen den Entschluss, eine Inlandreise zu unternehmen. Die Hauptsache dazu ist für sie, dass sie die nöthigen Tauschgüter, sowie Gewehre und Munition für ihre Mannschaften bekommen. Alles dies liefert fast ausnahmslos der „Tajiri", der Capitalist des Unternehmens, stets ein Inder, auf Credit. Auch Vorschüsse in Baar pflegt dieser auszubezahlen, mit welchen Schambasklaven der Araber engagirt werden. Diese werden nicht etwa pro Monat, sondern für die Dauer der Reise bezahlt und bekommen meist 15 Dollars, mag die Reise nun kurz oder lang dauern. Sind die Waaren gepackt, die Träger u. s. w. bereit und sind die Vorzeichen, auf welche der Aberglauben der Händler viel gibt, günstig, so wird aufgebrochen. Solche Karawanen bewegen sich am Marsche ziemlich schnell, machen aber sehr lange Ruhepausen in Taveta und an ähnlichen Orten.

Das Risico bei einer Tour ist immerhin ein recht grosses, auf etwa fünf Massaireisen kommt durchschnittlich eine gute, zwei mittelmässige und zwei schlechte, bei welchen die Unternehmer Schaden leiden. Die grossen Karawanenführer, die jahrzehntelang ein gefahrvolles und entbehrungsreiches Leben im Innern geführt, kommen selten auf einen grünen Zweig, da einzelne unglückliche Reisen sie meist so tief in Schulden stürzen, dass selbst sehr günstige Unternehmen sie nicht wieder völlig auf den Damm bringen können. Der capitalskräftige Inder allerdings, der immer mehrere Unternehmungen in der Hand hat, weiss sich meist durch alle Fährlichkeiten dieses Geschäftes durchzuwinden und sammelt oft Reichthümer, während sein vielgereister Karawanenführer immer mehr verarmt.

Es braucht eigentlich kaum erwähnt zu werden, dass der ganze Verkehr, der gegenwärtig auf den sogenannten grossen Karawanenstrassen von der Küste nach dem Seegebiet und darüber hinaus sich bewegt, wirthschaftlich gewissermassen bedeutungslos ist. Denn wenn man vom Sklavenhandel absieht, so ist es Elfenbein

und ganz allein Elfenbein, was diesen Verkehr unterhält. Nun aber wird sich wohl kein Kenner Afrikas der Ueberzeugung entschlagen, dass die Elfenbeinquelle keine solche ist, aus der man ewig schöpfen kann. Besonders gegenwärtig, wo Dampfer den oberen Congo befahren, wo täglich neue europäische Handelsemporien an diesem Strome und im Seengebiet erstehen, wird der Vernichtungskampf gegen den edlen Dickhäuter eine riesige Steigerung erfahren. Die Concurrenz, welche die Preise nothgedrungen in die Höhe schraubt, die Leichtigkeit, das kostbare Product an Ort und Stelle loszuwerden, wird dessen Besitz für den Eingeborenen immer begehrenswerther erscheinen lassen. Gewiss wird die Elfenbeinproduction sich in den nächsten Jahren ungeheuer steigern, gewiss wird es Einzelnen, die rasch zugreifen, gelingen, in kurzer Zeit Schätze einzuernten, aber die Zeit ist nicht mehr ferne, wo der Elfenbeinreichthum Afrikas, dessen leises Schwinden man jetzt schon an der Westküste deutlich merkt, einfach versiegen wird. Alle Gegenmassregeln, wie Jagdverbote u. s. w., sind gänzlich illusorisch, so lange nicht auch die logische Folge derselben, Verbot der Elfenbeinausfuhr, ausgesprochen wird. Und daran denkt natürlich Niemand. Man braucht gar kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können, dass schon unsere Enkel sehr wahrscheinlich Gelegenheit haben werden, den afrikanischen Elephanten, der Hannibal's Zug über die Alpen mitgemacht, als ausgestorbenes Säugethier in den Museen zu bewundern.

Und was wird dann aus den grossen Verkehrsstrassen, aus den Karawanen und Handelsemporien Central-Afrikas? Wem wird es dann noch einfallen, tief im Innern des Continents sich Mühen und Gefahren auszusetzen? Dem Araber, dem Schwarzen aus eigenem Antriebe gewiss nicht, dem Europäer aber doch wohl. Denn ihm werden sich bei der Jagd nach Elfenbein gewissermassen nebenbei jene anderen, echteren Schätze Central-Afrikas erschliessen, die freilich nicht vom Boden aufgelesen werden können und nicht im Busch umherlaufen, sondern sich nur der harten Arbeit bieten: die Früchte der Ackerkrume.

Gegenwärtig liegen die Verhältnisse noch nicht so, dass an eine Ausbeutung der Bodenproducte des fernen Innern in der

nächsten Zeit gedacht werden könnte, anders freilich ist die Sachlage im Küstengebiet, welches gerade in dieser Hinsicht vielfach günstige Aussichten eröffnet.

Mit Ausnahme der Gebiete, welche unmittelbar an der See gelegen sind, wird die Ausfuhr der landwirthschaftlichen Erzeugnisse und sonstigen Producte durch den kleinen Karawanenverkehr vermittelt. Derselbe geschieht entweder derart, dass eine Anzahl Swahilileute auf eigene Rechnung oder für einen indischen Kaufmann in Trupps von vier bis dreissig Mann ins Innere ziehen und mit den eingetauschten Producten wieder an die Küste zurückkehren, oder aber, dass die Eingeborenen selbst ihre Erzeugnisse dahin tragen und direct an den Inder verkaufen.

An der Küste ist seit circa dreissig Jahren Geld in Form von Rupies, Kupferpice und Maria Theresienthaler gangbar. Letztere sieht man nur selten, doch werden sie als Nennwerth (reali = zwei Rupies) fast ausschliesslich gebraucht.

Kupferpesa sind im ganzen Vorland und östlichen Usambara, sowie an der Karawanenstrasse bis gegen Gonja, in Usegua bis etwa halbwegs nach Unguu ständig gangbar. Sonst wird direct mit Waaren eingekauft, unter welchen europäische und indische Baumwollzeuge die erste Rolle spielen. An der Küste geht mittelstarkes „Merikani" (weisses Zeug) und Lesso (buntes Zeug) am meisten. Die Wabondëi und Wadigo begnügen sich vorzugsweise mit dem schlechten „Kaniki" (blaues Zeug), die Waschambaa und Wapare nehmen minder gutes Merikani (Shuka genannt), Letztere zeigen jedoch bereits die Neigung für „bendera" (rothes Zeug), die am Kilimanjaro am stärksten ausgeprägt ist. Usegua verbraucht nur gutes und mittelgutes Zeug, wie die Küste. Neben diesen Hauptfarben gehen noch die zahlreichen Arten von „Vitambi" (geränderte Lendentücher), so z. B. „Kikoi" (weiss mit gelbrothem Streifen), besonders an der Küste gangbar, und Kitambi barasati (blau mit breitem rothen Streifen), das die Wabondëi und Waschambaa leidenschaftlich lieben.

Ziemliche Nachfrage ist auch nach Fes (Kofia niekundu), weissen Nachtmützen (Shombrero) und weissen gewirkten Jacken (Flana).

Glasperlen verschiedener Art, vorzugsweise jedoch einfarbig blaue, weisse und rothe, sind stark verbreitet. Von Metalldraht geht Kupfer- und Messingdraht von verschiedener Stärke bei den Bantustämmen, Eisendraht bei den Massai und Wakuafi. Eine grosse Rolle spielte bisher die Waffen- und Munitionseinfuhr, die jedoch gegenwärtig nahezu aufgehört hat. Die verschiedenen übrigen Waaren, die man an der Westküste mit dem Ausdrucke „Fancy articels" zusammenfasst, haben commerciell keine besondere Bedeutung. Dazu gehören Porzellangeschirr, Metalltöpfe, Spiegel, Eisenwaaren, Betelbüchsen, Mundharmonikas, Schmuckketten, Ringe u. dgl.

Von stets wachsender Bedeutung ist im Küstengebiet das Petroleum, welches von den Eingeborenen fast ausschliesslich als Beleuchtungsmaterial verwendet wird.

Von den wild vorkommenden Producten ist in erster Linie Kautschuk, der geronnene Milchsaft der Landolphia-Liane nennenswerth. Obwohl die Pflanze sich sowohl im Vorlande, als besonders in den Urwaldgebieten Usambaras in bedeutenden Mengen vorfindet, ist der Export doch ein recht geringer. Der Grund liegt hauptsächlich darin, dass die Eingeborenen mit dem hohen Werthe dieses Productes zu wenig bekannt sind. Dass eine solche Behauptung nicht gewagt ist, zeigt das Beispiel von Kamerun, wo Kautschuk früher als Ausfuhrproduct fast unbekannt war, und wo es der Agitation des schwedischen Händlers Knutson gelungen ist, dieses Product, welches im benachbarten Gabun schon seit Jahrzehnten eine Rolle spielte, auch in Kamerun zu grosser Bedeutung zu bringen.

Welch betrügerische Kniffe die Inder übrigens anwenden, um einen bedeutenderen Gewinn zu erzielen, zeigt besonders das Beispiel des Kautschuks. Kommt nämlich der Eingeborene aus dem Innern mit seinem Kautschuk, so wird ihm das Product sofort abgenommen und in die Sonne zum Trocknen gelegt. Inzwischen wird der Abschluss des Handels unter allerlei Vorwänden hinausgeschoben und das Product erst gewogen und gekauft, wenn es vollkommen trocken geworden. Hierauf legt der Inder den Kautschuk in eigenen Wannen wochenlang ins Wasser, bis er, mit Feuchtigkeit vollgesogen, natürlich bedeutend an

Gewicht gewonnen hat und in Sansibar mit Gewinn losgeschlagen werden kann. Da jedoch ein solcher Vorgang jedem europäischen Kaufmann, der sein Product wochenlang verfrachten muss, unüberwindliche und unehrliche Concurrenz bietet, so wäre die Massregel entschieden anzuempfehlen, nur trockenen Kautschuk zur Ausfuhrsverzollung zuzulassen.

Die Kautschukproduction, die gegenwärtig in unseren Gebieten eine kaum nennenswerthe Ziffer (circa 1000 englische Pfund jährlich) erreicht, könnte leicht ganz ausserordentlich, mindestens hundertfach gehoben werden. Ich habe mich in jenen Gebieten, wo Kautschuk in bedeutender Menge vorhanden, stets bemüht, die Eingeborenen zu erhöhter Production zu bewegen. Sobald diese zur Einsicht gekommen sind, mit welch leichter Mühe sie hierbei verdienen können — und das wird gar bald der Fall sein, wird sich gerade im Tangagebiet die Ausfuhr dieses Productes in einer für den Unkundigen überraschenden Weise heben. Freilich wird der Rückschlag auf die verminderte Production von zur Ausfuhr bestimmten Feldfrüchten nicht ausbleiben, sobald die Eingeborenen sich auf bequemere Art die begehrten europäischen Artikel verschaffen können.

Doch ist ja Kautschuk, sowie Elfenbein, leider nur ein Episode im wirthschaftlichen Leben Mittel-Afrikas. Denn wenn auch in absehbarer Zeit nicht zu erwarten ist, dass bei den ungeheuren jungfräulichen Waldungen Centralafrikas der Kautschukreichthum des Continents als solchen sich wesentlich verringern werde, so kann man bei küstennahen Gebieten diesen Zeitpunkt recht wohl voraussehen. Besonders in Usambara und Vorland, das der Cultur und damit dem Verschwinden der Waldungen so günstige Bedingungen darbietet, wird, wie ich glaube, in zwanzig bis dreissig Jahren von Kautschuk nicht mehr viel die Rede sein. Dennoch glaube ich, dass eine Erhöhung der Kautschukgewinnung im Tangagebiet entschieden angestrebt werden muss. Denn jede einträgliche Production hebt den Wohlstand, dieser erzeugt neue Bedürfnisse, deren Befriedigung den Neger früher oder später zur Arbeit führen muss.

Die Orseilleflechte und das Gummikopal spielen im Tangagebiete eine wenig bedeutende Rolle, doch sind für letzteres

Product ziemlich gute Aussichten vorhanden; Hippozähne und Nashornhörner verdienen nur der Vollständigkeit halber Erwähnung.

Die erste Stelle jedoch nehmen im Handel des Tangagebietes — wenn man vom Elfenbein ganz absieht — bereits jetzt die landwirthschaftlichen Producte ein. Die Küste bringt nicht besonders viel hervor, sondern ist in Bezug auf Getreide sogar selbst vom Hinterlande abhängig. Ein wichtiges Product jedoch wird gerade hier am meisten erzeugt: Kopra. An der ganzen Tangaküste gedeiht die Cocospalme in bedeutenden Mengen, geradezu in Wäldern. Auch im Vorlande findet man den königlichen Baum allerwärts; am Panganifluss reicht er bis Maurui, am Nordfusse Usambaras bis Daluni und tritt auch jenseits dieser Punkte in einzelnen verkümmerten Exemplaren auf.

Bei dieser ziemlich bedeutenden Zahl von Palmen (ich würde auf mindestens 800.000 Bäume schätzen) ist es auffallend, wie gering die Kopraproduction verhältnissmässig erscheint. Die Erklärung liegt darin, dass die Palmen nur zum geringsten Theil zum Früchtetragen gelangen, meist aber ausschliesslich zur Herstellung des Palmweines (Tembo) dienen, durch welche das Gedeihen der Früchte verhindert wird. An der Küste können polizeiliche Massregeln gegen Palmweinerzeugung und Ausschank immerhin einigen Nutzen schaffen, im Hinterlande jedoch, besonders in Digo, wäre dies unthunlich. Denn die Wadigo haben, wie aus der ethnographischen Beschreibung hervorgeht, einen solchen Grad der Trunksucht erreicht, dass es wohl kaum möglich sein dürfte, sie plötzlich zu Temperenzlern zu machen. Es würde ja allerdings ein unfehlbares Mittel geben, den Eingeborenen das Tembotrinken abzugewöhnen und dadurch die Kopraproduction zu heben: Branntweineinfuhr. Doch verträgt sich diese nicht mit modernen Humanitätsanschauungen und es muss daher daran gedacht werden, den Eingeborenen einen anderen Ersatz für den Cocostembo zu liefern. Dies könnte durch Einführung der Oelpalme geschehen, die heute schon auf Pemba und bei Pongue (nördlich von Wanga) gedeiht und deren Anpflanzung bei den Eingeborenen sehr leicht durchzusetzen wäre. Die Oelpalme liefert einen in jeder Hinsicht besseren Palmwein als die Cocospalme, und man kann an einzelnen

Plätzen der Westküste, wo beide Palmen vorkommen, beobachten, wie die Neger den Cocospalmwein fast gar nicht bereiten, wenn ihnen Oelpalmwein zur Verfügung steht. Falls aber selbst die Hoffnung nicht zutreffen sollte, dass derart durch Einführung der Oelpalme indirect die Kopraproduction gefördert werden würde, so wäre doch die Anpflanzung einer so nützlichen Pflanze an und für sich ein Gewinn.

Die einzige Culturpflanze, welche von den Eingeborenen der Küste und des näheren Vorlandes fast ausschliesslich zu Handelszwecken gebaut wird, ist Sesam, jenes wichtige Oelgewächs. Doch ist der Anbau desselben noch recht unbedeutend und in ausgedehnten, fruchtbaren Gebieten, wie im nördlichen Usegua, fast unbekannt. Doch scheint mir begründete Hoffnung vorhanden, dass die Aufforderung, welche allerwärts an die Neger ergangen, Sesam in stärkerem Masse anzupflanzen, Gehör finden werde. Sobald aber die Eingeborenen einmal erkannt haben, wie viel einträglicher Sesam- als Getreidecultur ist, wird erstere sich zweifellos rasch heben, ähnlich wie die Arachiscultur in West-Afrika in wenigen Jahren eine früher ungeahnte Höhe erreicht hat.

Bevor wir uns den anderen Ausfuhrproducten des Hinterlandes zuwenden, dürfte es von Interesse sein, die Hauptnahrung der verschiedenen Stämme nach ihrer Vertheilung übersichtlich festzustellen.

Die Küstenbevölkerung lebt vorzugsweise von Sorghummehl, das aus dem Vorlande eingeführt wird. Die Wabondëi nähren sich von Mais, die Wasegua von Mais und Sorghum, die Waschambaa von Mais und Bohnen. Die Wadigo leben hauptsächlich von Maniok, die Wapare von Mais und Bohnen, die Wagueno nur von Bohnen, die Stämme der Kilimanjaro-Niederung, ähnlich wie die Watschagga, von Bananen. Die Massai, Wakuafi und Wambugu nähren sich vor Allem von Producten der Viehzucht, die Ndorobbo leben von der Jagd.

Wenn man unter „Wilden" im wirthschaftlichen Sinne Menschen versteht, die nur so viel erzeugen, als sie zum eigenen Gebrauche nöthig haben, so können nur die Wapare, Watschagga und Stämme der Kilimanjaro-Niederung, sowie die nilotischen Stämme als solche bezeichnet werden. Ueberall sonst finden wir

eine mehr oder weniger bedeutende Ausfuhr von Nahrungsmitteln nach der Küste.

Bondëi und Digo erzeugt vorzugsweise Sorghum, welches fast nur zu Exportzwecken angebaut wird, und Ziegen. Usambara producirt Tabak, der in kleinen Kuchen nach der Küste gebracht und dort, sowie in Sansibar mit Vorliebe geraucht wird, Samli (Rindsbutter), Honig, Kleinvieh, Rinder und Bohnen. Usegua ist das Land, wo am meisten für Handelszwecke angepflanzt wird und von wo ganz bedeutende Massen Getreide (Sorghum und Mais) nach der Küste gehen. Ausserdem liefert das Land auch Kleinvieh in ziemlicher Menge und etwas Samli.

Alle anderen Gebiete sind wirthschaftlich gegenwärtig noch unproductiv. Dazu gehört auch der Kilimanjaro, der zwar als Zwischenhandelsgebiet für Elfenbein eine gewisse mässige Bedeutung hat, an eigenen Producten aber niemals etwas Anderes hervorgebracht hat als Sklaven. Es ist daher ein ganz falscher Standpunkt, die bekannten Lagerplätze der Karawanen Aruscha und Taveta mit dem Kilimanjaro in Beziehung zu bringen und beispielsweise zu sagen, Taveta sei der „Schlüssel des Kilimanjaro". Denn Taveta hat mit dem Kilimanjaro gar nichts zu thun, derselbe könnte verschwinden, ohne dass Taveta in seiner Eigenschaft als Sammelplatz der Karawanen von Mombas nach den nördlichen Massailändern gewinnen oder verlieren würde.

Der Getreidehandel nach der Küste geht fast ausschliesslich durch die Hände der Inder. Sehr schädigend für die Producenten ist dabei das betrügerische Gebaren der Letzteren in Bezug auf Mass. Als Hohlmasse dienen das kleinere „Kibaba" und das grössere „Pishi", die jedoch beide keine bestimmte Grösse haben, sondern fortwährend wechseln. Natürlich kauft der Inder mit grossen Kibabas und verkauft mit kleinen und ändert überhaupt die Masse ab, wie ihm dies eben passt. Abgesehen von der offenbaren Rechtlosigkeit dieses Zustandes, ist derselbe schon aus dem Grunde zu bekämpfen, weil solchem betrügerischen Gebaren gegenüber jede ehrliche Concurrenz einfach ausgeschlossen ist. Die Einführung und strenge Beaufsichtigung gesetzlich bestimmter Hohlmasse scheint mir daher eine der dringlichsten Aufgaben der

neuen Regierung Ost-Afrikas zu sein und würde von der ganzen Bevölkerung — mit Ausnahme natürlich der Inder — mit grösster Freude begrüsst werden.

Mit dem Gesagten ist so ziemlich Alles erschöpft, was gegenwärtig an wirthschaftlichen Erzeugnissen im Tangagebiet hervorgebracht wird. Es drängt sich nun vor Allem die Frage auf, was geschehen müsse, um das erstrebte Ziel, die fruchtbringende Entwickelung der Colonie, zu erreichen? Die Antwort lässt sich wohl am einfachsten in die Worte zusammenfassen: „Steigerung der Production."

Wenn man diese grosse Aufgabe in ihre Bestandtheile zerlegt, so handelt es sich hier um die erhöhte Ausbeutung schon bekannter und Erschliessung neuer wildvorkommender Producte des Landes, um die Förderung der landwirthschaftlichen Thätigkeit der Eingeborenen, und schliesslich um Plantagenbau im grossen Massstabe, verbunden mit der Einrichtung neuer Verkehrsmittel.

In Bezug auf die wildvorkommenden Producte wurde schon bei Aufzählung der bereits gegenwärtig bekannten darauf hingewiesen, wie die Ausfuhr derselben gehoben werden könnte und wie besonders Kautschuk zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Neue Producte wurden bereits gefunden, und dürfte besonders die botanische Durchforschung des Landes noch mehr zu Tage fördern. So kommt beispielsweise der Baobab (Adansonia digitata), Kiswahili Mbuyu, überall und besonders im Vorlande massenhaft vor. Sein Bast ist in der Papierfabrication verwerthbar und wird aus West-Afrika (speciell Angola) seit Langem mit Vortheil exportirt, obwohl ich im Westen nirgends Landschaften gesehen habe, wo der Baum so häufig ist wie im Tangagebiet. Der Umstand, dass die Eingeborenen den Bast des Mbuyu bereits zu Seilerarbeiten verwenden, also mit der Gewinnung seit Langem vertraut sind, würde die Einführung dieses Productes als Handelsartikel noch erleichtern. Wie ich in Erfahrung gebracht habe, kann ein geübter Arbeiter in einem Tage zwei Lasten (120 engl. Lv.) des Bastes gewinnen; der Kaufpreis von einer Rupie für diese Menge wäre schon ein überreicher, so dass die Tonne Baobab-Fibre auf etwa acht Rupies zu stehen käme.

Inwieweit die verschiedenen, unter dem Namen „Ukonge" bekannten Faserarten die Ausfuhr lohnen, wird die Zukunft lehren. Für den localen Handel, besonders nach Sansibar, würde sich wohl auch die Ausbeutung des in den Wäldern Ost-Usambaras häufig vorkommenden Betel- (Tambuu-) Blattes lohnen. Die weiteren Reichthümer dieser Wälder, die vor Allem in Holz, dem harten, prächtigen Holz der Waldriesen bestehen, sind zur Ausbeutung noch nicht reif: sie bedürfen der Verkehrsmittel.

Die ungeheuren Wildmassen der Ebenen werden wohl bald einer hoffentlich nicht allzu rücksichtslosen Ausbeutung entgegengehen. Denn sie können sowohl direct im keineswegs unbedeutenden Thierhandel Verwendung finden, als auch in Fellen, Gehörnen u. dgl. mannigfache Producte liefern.

Nicht sehr viel verspricht das Mineralreich, von welchem als schätzbares Product erst ein Fledermausguano-Lager mittlerer Güte bei Tanga bekannt ist, das für Verwendung im Lande selbst die Ausbeutung verlohnen würde. Eisen ist in den Bächen der Gebirge überall als Magneteisen reichlich vorhanden und entstammt offenbar grösseren Erzlagern; doch ist eine einträgliche Ausbeutung selbstverständlich ausgeschlossen. Die bei Kahe und in anderen Steppengebieten häufigen Salzefflorescenzen bestehen der Hauptsache nach aus Soda mit Beimischung von Kochsalz, sind also so gut wie werthlos. Was freilich die mächtigen Salzmassen anlangt, die am Manjarasee nach übereinstimmender Aussage der Swahilihändler in meterhohen Lagen anstehen, so scheinen dieselben anderer Beschaffenheit zu sein und wäre deren Untersuchung sehr wünschenswerth.

Für die Entdeckung von Kohlenlagern ist wenig Hoffnung. Wenn irgend wo, so scheint sie am ehesten in der schmalen Thonschieferzone zwischen dem Kiluluhügel und dem Usambara-Abfall denkbar, doch berechtigt der anscheinend absolute Mangel an Fossilien in diesen Schichten zu keinen Erwartungen. Ueber das Vorhandensein anderer Erze als der oben erwähnten zu sprechen, wäre bei einem krystallinischen Gebiete völlig müssig; es ist möglich, dass sie vorhanden sind, aber man kennt sie nicht.

Was die Hebung der eingeborenen Production anlangt, so kann wohl kein Zweifel darüber sein, dass dieselbe von

allergrösster, entscheidenster Wichtigkeit ist. Denn durch sie allein könnte der angestrebte Beitrag der deutschen Colonien zur Lösung der socialen Frage des Mutterlandes durch Schaffung eines neuen Absatzgebietes für die einheimische Ueberproduction erzielt werden. Es sollte keiner Erwähnung bedürfen, dass eine Einfuhr europäischer Güter, ohne entsprechende Ausfuhr afrikanischer Producte nutzlos ist, d. h. dass es nicht genügt, dem nackten Neger ein Lendentüchlein zu geben, sondern dass dieser auch etwas dafür hergeben müsse, wenn der ganze Handel überhaupt einen Zweck haben soll. Und doch hört man immer wieder die lächerliche Phrase wiederholen, dass es sich weniger um die afrikanischen Producte, als um das Absatzgebiet für europäische handle.

Um nun die Production der Eingeborenen, auf welche es ankommt, zu heben, ist es zweifellos nothwendig, dass Eingeborene in genügender Zahl überhaupt vorhanden seien. Dies ist aber im weitaus grössten Theil unseres Gebietes nicht der Fall. Höchstens die Küste und Usegua können als genügend besiedelt gelten, schon im Vorlande trifft man ausgedehnte bewohnbare, doch unbewohnte Striche, und gerade in den fruchtbarsten Landschaften, in Usambara und Pare, ist die Bevölkerungszahl eine verschwindend kleine.

„Vermehrung der Bevölkerung" wäre also vorerst das wichtigste Ziel unserer wirthschaftlichen Politik in diesen Ländern, ein Ziel, welches sich als keineswegs unerreichbar darstellt, wenn man die Gründe untersucht, die überhaupt die Bevölkerungsdichte zu einer so geringen gemacht. Einer dieser Gründe wird sofort klar, wenn man etwa Usambara mit einem europäischen Gebirgslande vergleicht. In Europa leben die Bewohner vorzugsweise in den fruchtbaren Thälern und denken im Allgemeinen nicht daran, sich auf Berggraten oder Kuppen niederzulassen. In Usambara ist genau das Gegentheil der Fall, die Thäler sind gänzlich unbewohnt und mehrfach nur mit dem Waldmesser in der Hand gangbar, während die Dörfer gleich Adlernestern auf den unzugänglichsten Felsgipfeln liegen. Wenn auch ein natürlicher Hang der Waschambaa, sich in ähnlicher Weise anzusiedeln, nicht geleugnet werden kann, so scheint mir

dieser doch mehr anerzogen als angeboren zu sein, und ist die ursprüngliche und Hauptursache dieser ungewöhnlichen Dorfanlage in Vertheidigungsgründen gegen feindliche Ueberfälle zu suchen. Früher kamen dieselben hauptsächlich von aussen, von Usegua und Taïta, in den letzten Jahrzehnten aber haben Bürgerkriege, welche der Usurpator Semboja angestiftet, ungeheuren Schaden verursacht und die fruchtbarsten tropischen Niederungen des Landes, das früher stark besiedelte mittlere Sigi- und Luengerathal, zu unbewohnten Wildnissen gemacht.

Auch gegenwärtig dauert der latente Kriegszustand, welcher jeden Verkehr der feindlichen Districte untereinander und die Besiedelung der unbeschützten fruchtbaren Niederungen ausschliesst, noch ungeschwächt fort. Er könnte erst schwinden, wenn Semboja und sein Sohn Kimueri abgesetzt und der rechtmässige Herrscher Kiniassi zum Häuptling ernannt würde. Dann wäre mit einem Schlage der innere Friede gesichert, die Eingeborenen könnten sich mit Ruhe dem Ackerbau widmen und einen Wohlstand erreichen, der in wenigen Jahrzehnten die Bevölkerungsziffer namhaft heben müsste.

Von aussen her werden die Waschambaa und vor Allem ihre Nachbarn, die Wapare, durch Einfälle der Massai schwer bedrängt, die ganze Landschaften, wie das fruchtbare Mittel-Pare und die prächtigen Weideplateaus Nordwest-Usambaras fast ganz entvölkert haben. Die energische, rücksichtslose Verfolgung dieses Raubgesindels wäre dringend nothwendig und würde die Viehzucht, welche sich trotz Massai und Seuchen auf verhältnissmässig so bedeutender Höhe erhalten hat, ungeheuer heben und der Bevölkerung abermals neue Wohlstandsquellen erschliessen.

Dies könnte ferner noch durch planmässige Einführung neuer Culturgewächse geschehen. Vor Allem habe ich in manchen Districten des Gebirges, wie am Hochplateau von Pare, im Nordosten Usambaras und ähnlichen über 1500 Meter hoch gelegenen Strichen beobachtet, dass die rein tropischen Culturgewächse der Niederung nicht mehr recht gedeihen. Sorghum kommt nicht fort, Mais setzt nur verkümmerte Kolben an, und auch von den Hülsenfrüchten

können die meisten nur mit Mühe aufgebracht werden. Und doch sind diese Plateaugegenden reich bewässert und mit üppiger Krautvegetation bedeckt, leisten auch als Viehweiden vortreffliche Dienste. Wenn jedoch das Vieh durch widrige Umstände, z. B. durch einen Einfall der Massai Schaden leidet, so sind die Eingeborenen von jeder Nahrung entblösst und rettungslos schwerer Hungersnoth preisgegeben, die oft ganze Landschaften entvölkert.

Es scheint daher geboten, neue Culturpflanzen, beziehungsweise solche Varietäten der schon vorhandenen einzuführen, welche ein derartiges Höhenklima vertragen. Das Capland, die Maskarenen, eventuell auch die Canarischen Inseln und Madeira werden als subtropische Gebirgsländer sicher im Stande sein, geeignete Samen zu liefern. Aber auch europäische Getreidearten würden vielleicht dort mit Erfolg angebaut werden können. Es wäre eine schöne Aufgabe für die neue deutsche Mission in Mlalo, Versuche in dieser Hinsicht anzustellen und den Bewohnern der benachbarten Grasplateaus neue Nahrungsquellen zu erschliessen.

Was nun die eigentliche Ausfuhrsproduction der Eingeborenen anlangt, welche mit dem grösseren Wohlstand und der steigenden Bevölkerungsziffer, verbunden mit geeigneten Massnahmen, anwachsen soll, so ist die Cultur der Oelfrüchte gewiss von besonderer Wichtigkeit. In unserem Gebiete ist die Arachiscultur nahezu unbekannt, Sesam dagegen schon verbreitet und daher die günstigsten Aussichten darbietend. Es ist kaum zu bezweifeln, dass die Eingeborenen des Vorlandes und Useguas, welche heute schon grössere Getreidemengen nur zu Ausfuhrzwecken anbauen, sich rasch auf die Sesamcultur werfen werden, sobald sie erst erkannt haben, wie viel werthvoller das letztere Product ist und zugleich vor den betrügerischen Handelskniffen der Inder geschützt sind. Gerade in dieser Hinsicht ist der europäische Factoreibetrieb besonders vielversprechend und von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft auch schon eingeleitet worden. Von der Möglichkeit einer Hebung der Kopraproduction und den Vortheilen, welche die Einführung der Oelpalme bietet, war schon oben die Rede.

Was den Tabak anbelangt, der heute schon ein nennenswerthes Ausfuhrsproduct Usambaras ist, so liegt die Möglichkeit gewiss nahe, die Eingeborenen, denen diese Cultur schon einmal vertraut ist, zu veranlassen, neben dem landesüblichen Knaster auch bessere, exportfähige Sorten zu bauen. Bei dem Umstand, dass den Leuten dadurch kaum grössere Mühe und ansehnlicherer Gewinn erwächst, wäre ein Versuch in dieser Richtung zweifellos der Mühe werth. Dass die Neger überhaupt geneigt sind, fremde, ihnen zusagende Culturspflanzen anzunehmen, zeigt wohl am meisten die Thatsache, dass eine ganze Reihe der wichtigsten und verbreitetsten Nahrungsgewächse Mittel-Afrikas, wie der Maniok, der Tausenden von Negern die Hauptnahrung liefert, erst vor kaum 400 Jahren aus Amerika eingeführt wurden.

Die Hebung der eingeborenen Viehzucht hängt mit der Abhaltung der Massaigefahr innig zusammen. Die grasigen Hochplateaus Usambaras und Pares, die von den Viehseuchen so ziemlich verschont werden, sind in dieser Hinsicht weitaus die begünstigtesten Gebiete. Doch würden auch Bondëi und Digo, wo früher bedeutende Viehheerden bestanden, bald wieder solche aufbringen können.

So sehr auch die Wichtigkeit der eingeborenen Production betont werden muss, so ist dieselbe doch jedenfalls nur allmählich, im Laufe von Jahren und Jahrzehnten entwickelbar. Der deutsche coloniale Unternehmungsgeist scheint jedoch mit Recht keineswegs gesonnen, sich einzig auf diesen langsamen Entwickelungsgang zu verlassen, sondern will selbstthätig mit kräftiger Hand zur Hebung des wirthschaftlichen Lebens Ost-Afrikas beitragen.

Um ein Bild zu bekommen, inwieweit unser Gebiet in dieser Hinsicht ein Arbeitsfeld eröffnet, ist es vor Allem wichtig festzustellen, ob das Klima des Landes dem Europäer überhaupt zuträglich ist. Die Küste kann als ziemlich günstig genannt werden. Zwar treten schwere Fieber manchmal auf, und leichten Anfällen sind fast alle Europäer ausgesetzt. Doch sind Todesfälle, wie sie beispielsweise in manchen Küstenplätzen West-Afrikas zu den Alltäglichkeiten gehören, hier doch ziemlich selten. Besonders die Regierungsbeamten, Kaufleute und andere

Europäer, die an den Küstenplätzen ein geregeltes, dem Klima angemessenes Leben führen, befinden sich im Allgemeinen wohl. Wie überall in den Tropen, so zeigt es sich auch hier, dass mit dem Comfort auch der Gesundheitszustand sich hebt.

Von den Küstenplätzen ist Tanga weit gesunder als Pangani, ziemlich gesund dürften auch Muoa, Kwale und Mtangata sein, während die Orte an der sumpfigen Mansabai minder begünstigt erscheinen.

Weit ungesünder als die Küste ist das Vorland, besonders Bondëi, wo man bisher ziemlich schlechte Erfahrungen gemacht hat. Die Beamten der Plantagen (Amboni und Lewa) sind durch ihre Thätigkeit inmitten frisch aufgewühlten Bodens natürlich besonders exponirt und leiden stark an Fiebern. In Lewa, wo die Beamten ziemlich gut untergebracht und ebenso verpflegt werden, ist der Gesundheitszustand ein besserer. In Amboni, wo die Pflanzer sich monatelang in Zelten und Negerhütten aufhielten und auch in Bezug auf Nahrung sich kaum von den Eingeborenen unterschieden, blieben die Folgen, Todesfälle und schwere Erkrankungen, auch nicht aus.

Weit typischer jedoch als die Plantagenbeamten, die eben naturgemäss stärker ausgesetzt sind, sind die Missionäre der Universitäts-Mission, die ihre Stationen an möglichst günstigen Punkten anlegten und sich in Lebensweise und Comfort nicht von den Europäern der Küste unterscheiden. Diese leiden besonders schwer unter dem Klima, in allen Stationen trifft man ganze Reihen von Gräbern und auch die Lebenden sehen hohläugig und fieberhaft aus. Es mag sein, dass gerade die Anlagen ihrer Stationen auf luftigen Höhen, wo sie den Miasmen der Küstenniederungen und wohl auch Pembas, welche durch die Brise gebracht werden, ausgesetzt sind, Manches zu diesem Resultate beigetragen. Doch sind Fieber im Vorlande, besonders in Bondëi, notorisch häufiger und auch die Küstenleute, die sich dahin begeben, sind denselben ausgesetzt. Mit Bondëi auf gleicher Stufe dürften sämmtliche Niederungen, also Usegua, das Panganithal, das Luengerathal und die Sigisenkung stehen. Besonders schlechtes Klima hat das Mündungsgebiet des Pangani, das Mkomasithal mit Kihungui und Gonja und Taveta. Die Steppen und

Orte mit Steppenklima, wie Aruscha, dürften die gesundesten Striche der Tiefländer sein.

In Bezug auf die Hochgebiete von Usambara und Pare besitzen wir kein bestimmtes Beobachtungsmaterial, da ein Europäer sich noch niemals dauernd dort aufgehalten. Doch scheint es mir fraglos, dass diese kühlen, fruchtbaren Gebiete sich wenn auch nicht als absolut gesund, so doch als weit gesunder als die Niederungen herausstellen werden. Die angenehme Luft, das meist vortreffliche Trinkwasser, die Möglichkeit reichlicher Nahrungsbeschaffung, alle diese Factoren scheinen mir sehr zu Gunsten dieser Hochgebiete zu sprechen.

Wenn es überhaupt ein mittelafrikanisches Gebiet gibt, wo der Europäer sich jahrelang ohne Schaden für seine Gesundheit aufhalten kann, so muss es hier sein. Eine andere Frage, deren Lösung erst in der Zukunft liegt, ist die, ob einzelne dieser Landschaften nicht selbst dem europäischen Landwirth einen günstigen Boden zur dauernden Ansiedelung gewähren würden. Wenn es sich um Süd-Europäer (Italiener, Spanier, Südslaven) handeln würde, so möchte ich diese Frage, wenigstens was die Hochgebiete West-Usambaras anbelangt, entschieden bejahen. Deutsche jedoch, und besonders Norddeutsche, sind den klimatischen Einflüssen überhaupt viel mehr ausgesetzt, und es wäre daher ein unverantwortliches Wagniss, das die schwersten Folgen nach sich ziehen könnte, jetzt schon solche in Usambara ansiedeln zu wollen.

Es handelt sich also vor Allem um wirthschaftliche Anlagen unter europäischer Leitung mit farbigem, sei es importirtem, sei es einheimischem Arbeitermaterial.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist die Einführung und Zucht von Nutzthieren. Was die Rinder anbelangt, so glaube ich, dass eine rationelle Zucht derselben zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Denn im Gegensatz zu anderen Erzeugnissen, deren Rentabilität immer gewissen Schwankungen obliegt, bieten Fleisch- und Molkereiproducte bei dem immer steigenden Dampferverkehr im Indischen Ocean stets Gewähr auf vortheilhaften Absatz. Um in dieser Hinsicht sicher zu gehen, wäre vor Allem ein wissenschaftlich gebildeter Fach-

mann nach den betreffenden Gebieten, also besonders nach den Hochweideländern zu entsenden. Derselbe hätte die Frage zu lösen, ob und welche Art des vorhandenen Zeburindes sich zur Veredelung durch rationelle Zucht eignet, oder ob und welche Kreuzungen mit ausländischen Viehrassen nothwendig erscheinen. Er hätte ferner zu entscheiden, ob die Zucht ihr Hauptaugenmerk auf die Erzielung von Mastvieh oder milchreicherer Arten zu richten habe und wie den häufigen, in ihrem Wesen noch gänzlich unbekannten Seuchen beizukommen sei. Auf Grund eines solchen Gutachtens können dann Praktiker die Sache in Angriff nehmen, welchen sich in den viehzüchtenden Eingeborenen, besonders Wapare und Wambugu, erfahrene Gehilfen bieten würden. Gegenüber dem Plantagenbau hat solche rationelle Viehzucht den bedeutenden Vortheil, dass zwei Hauptschwierigkeiten, die Transport- und die Arbeiterfrage, wegfallen. Auch in Bezug auf Kleinvieh und Geflügel wäre wohl manche Verbesserung möglich.

Einen besonderen Werth hat auch die Zucht von Lastthieren, welche der Calamität des Trägertransportes nach dem Innern ein Ende machen könnten. Vor Allem könnten die Waniamwesi-Esel, die bereits vielfach verwendet werden und täglich an der Küste im Preise steigen, in grossem Stile gezüchtet werden. Dazu eignen sich am besten trockene Gebiete, wie der Steppenstreif zwischen Bondëi und der Küste, oder der Rand der Umba-Nyika bei Buiti (Wassegeju). Dort wären an geeigneten Punkten, nicht zu weit von einem fliessenden Gewässer, kleine Stationen zu errichten, deren Obsorge man eingeborenen Angestellten überlassen kann und die der europäische Leiter nur zeitweise besucht. Dabei könnten auch Kreuzungsversuche mit Maskat- und schwarzen Swahili-Eseln gemacht werden, obwohl ich nicht glaube, dass daraus besonders gute Lastthiere hervorgehen würden. Solche Eselstationen könnten nach und nach längs den Karawanenstrassen landeinwärts angeschoben werden und den Verkehr ungeheuer erleichtern.

Zur Erschliessung der grossen Steppengebiete, welche, wie die Massai-Ebene, gegenwärtig nur zu gewissen Jahreszeiten gangbar sind, würden jedoch die Esel nicht ausreichen, sondern müssen

auch Kameele herangezogen werden. Dieselben können aus Süd-Arabien (Aden) oder den Somalihäfen unschwer bezogen werden, und sind auch thatsächlich in einzelnen Exemplaren an allen Küstenplätzen in Verwendung. Auch hier müsste das Hauptgewicht vorerst auf die Zucht gelegt werden, die natürlich ebenfalls an möglichst trockenen Punkten in Angriff zu nehmen wäre. Die Vorlandsnyika und der Rand der Umbasteppe wären die küstennächsten geeigneten Punkte. Sobald jedoch einige Resultate erzielt sind, wäre die betreffende Station nach Aruscha, das mit seinem Wüstenklima wie geschaffen zum Kameelplatz ist, zu verlegen. Als Wartemannschaft kämen hierbei vor Allen Somali in Anbetracht. Es ist selbstverständlich, dass das Kameel, welches feuchtes Tropenklima nicht verträgt, nur in den Steppenlandschaften zur Verwendung kommen könnte, deren Erschliessung jedoch dann erreicht wäre.

Die Einführung geeigneter Reitpferde und Reitrinder ist schon mehrfach in Angriff genommen worden.

Noch sei es mir gestattet, bei dieser Gelegenheit auf die Möglichkeit der Zähmung des afrikanischen Elephanten hinzuweisen, welche schon so oft erörtert wurde, ohne dass man jemals einen Versuch in dieser Hinsicht gemacht hätte. Denn die missglückte Einführung indischer Elephanten in Ost-Afrika durch die belgischen Expeditionen blieb in Bezug auf den afrikanischen Elephanten ohne Einfluss. Dennoch möchte ich entschieden befürworten, wenigstens einmal einen Versuch einzuleiten, der ja nur geringe Kosten verursachen könnte. Man braucht nur einige erfahrene Singhalesen oder Inder, welche sich auf den Fang und die Zähmung von Elephanten verstehen, unter geeigneter Leitung an einem Orte zu stationiren, wo solche in der Umgebung vorkommen, um in Jahresfrist auf ein bestimmtes Ergebniss — sei es nun positiv oder negativ — rechnen zu können.

Zeigt es sich, dass der afrikanische Elephant nicht zähmbar ist, so hat man wenigstens die Beruhigung, den Versuch, das edle Thier der Cultur zu retten, nicht unterlassen zu haben. Sind jedoch die Versuche erfolgreich, wie nach dem Ausspruche erfahrener Thierkenner fast sicher zu erhoffen, so ist

das schliessliche Ergebniss von unabsehbarer Bedeutung. Man kann sagen, dass an dem Tage, wo es gelingt, den afrikanischen Elephanten als Lastthier zu verwenden, die Entwickelung Mittel-Afrikas mindestens um ein Jahrhundert vorgeschritten sei. Dann ist mit einem Schlage der Trägertransport überflüssig, alle grossen Projecte, wie Bahnbau nach dem fernen Innern, Transport grosser Dampfer nach den Seen und Anlage wirthschaftlicher Stationen im Herzen Afrikas, deren Ausführung gegenwärtig erst in weiter Ferne liegt oder doch nur mit unsäglichen Anstrengungen und Opfern in Angriff genommen werden kann, sind dann ihrer Lösung nahe.

Es wäre daher gewiss der Mühe werth, den Versuch zu machen, ob der Elephant, gegen den jetzt ein so wüthender Vernichtungskrieg geführt wird, nicht doch in edlerer Weise nutzbar gemacht werden könnte. Gerade das nordöstliche Deutsch-Ostafrika bietet darin ziemlich günstige Bedingungen. In der Nähe der Küste sind im Luengerathale fast ständig Elephanten zu finden. In grösserer Zahl jedoch trifft man sie in der Kilimanjaro-Niederung, besonders in der Umgebung von Aruscha. Dieser Ort wäre also wohl der geeignetste, um Versuche behufs Fang und Zähmung junger Elephanten anzustellen.

So grosse Wichtigkeit ähnliche Versuche auch besitzen, so haben dieselben doch in erster Linie für die Erschliessung des fernen Innern einen Werth. Die Zukunft unseres küstennahen Gebietes jedoch liegt vor Allem im Plantagenbau. Wenn auch ein grosser Theil des Landes mit Steppen bedeckt und daher unproductiv ist, so sind doch glücklicherweise ausgedehnte Striche in vortrefflicher Lage vorhanden, die mit Bestimmtheit auf gute Ergebnisse rechnen lassen. Es kommen hier das Küstengebiet und Vorland, vor Allem aber Usambara in Anbetracht.

An der Küste und im Vorlande, Gebiete, deren einziger Mangel stellenweise Wasserarmuth ist, sind bereits drei Unternehmen, die Baumwollfarm Kikokwe und die Tabakspflanzungen Lewa und Amboni im Gange, die sämmtlich zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Auch könnten in diesen Gebieten die schon vorhandenen Cocos- und Oelfrucht- (Sesam-) Pflanzungen

unter richtiger Leitung zu weit grösserer Bedeutung gebracht werden.

Noch ungleich günstiger liegen die Striche am Fusse der Usambaraberge und Usambara selbst, welches drei Vegetationsformen, üppige tropische Niederungen am Ostrand und im Luengerathal, dichte, hochstämmige Urwälder in Handëi und weite, prächtige Hochweidegebiete in West-Usambara aufzuweisen hat.

Was die Arbeitskräfte anbelangt, so mag es immerhin rathsam sein, neue Unternehmungen mit fremden Arbeitern, sei es nun Kuli oder West-Afrikaner (Wai-boys), gewissermassen in Schwung zu bringen, mit der Zeit jedoch werden die ungleich billigeren Eingeborenen, deren man sich ja schon in Lewa mit Erfolg bedient, zweifellos ausreichen.

Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat eben jetzt eine Expedition unter dem Agronomen Dr. Hindorf nach Usambara geschickt, deren Aufgabe vor Allem in der Anlage von Versuchsplantagen in verschiedenen Höhenregionen besteht. Durch diese wird mit Sicherheit fachmännisch festgestellt werden, welche Culturpflanzen in den verschiedenen Vegetationsgebieten und Höhenzonen des Vorlandes und Usambara den Anbau in grösserem Stile verlohnen. Denn, wenn man auch bei wasserreichen, üppigen Gebieten die Ueberzeugung bekommt, dass sie fruchtbar und zum Plantagenbau geeignet sind, so ist es doch für den Reisenden unmöglich, mit Bestimmtheit auszusagen, welches Gewächs gerade an einer bestimmten Stelle gedeihen würde.

Bei den sehr grossen Vortheilen, welche Usambara dem Plantagenbetriebe zweifellos eröffnet und die sich in den Schlagworten: Leichtigkeit des Grunderwerbes, Wasserreichthum, Fruchtbarkeit des Bodens und Vorhandensein verschiedener Höhenzonen zusammenfassen lassen, scheint es erstaunlich, dass wirthschaftliche Unternehmungen dortselbst noch nicht im Gange sind. Dennoch ist dies sehr begreiflich, da eben ein sehr wichtiger Factor, die Verbindung mit einem Hafenplatz, fehlt. So schmal auch der Landstreifen ist, der sich zwischen dem Gebirge und der Küste ausdehnt, so genügt derselbe vollkommen, um

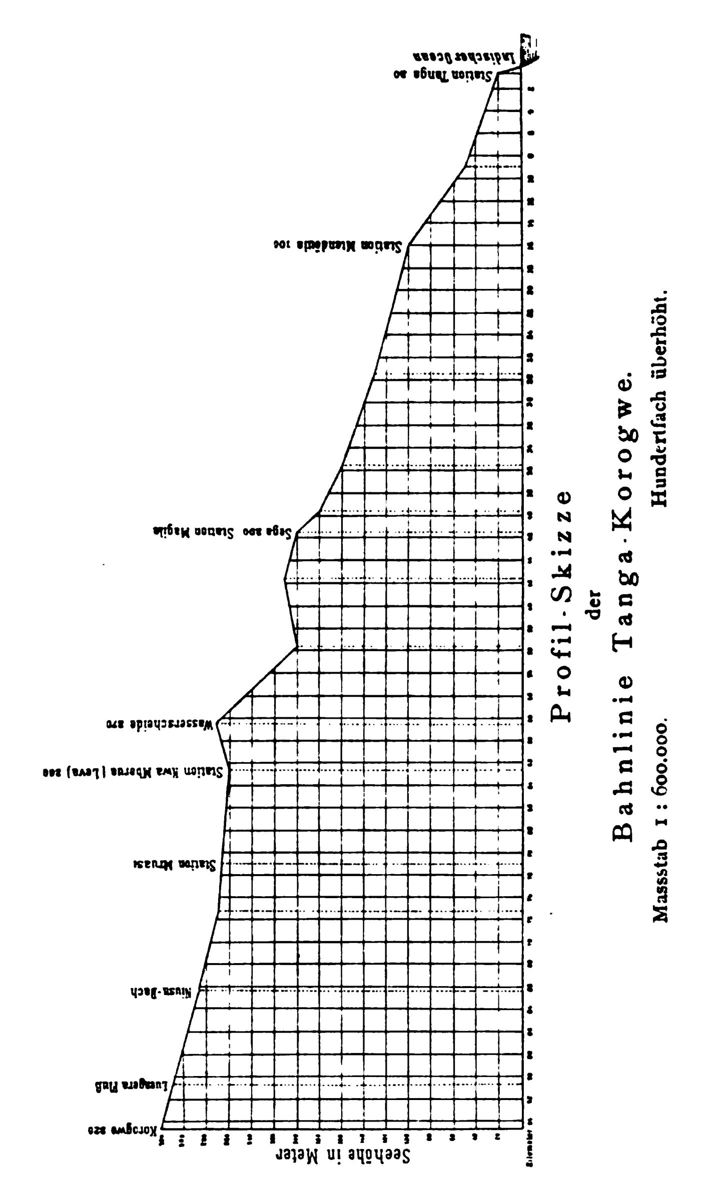
dasselbe gewissermassen abzuschliessen, wenn er nicht durch ein Communicationsmittel, eine Eisenbahn, durchschnitten wird.

Schon nach meiner ersten Reise in Ost-Afrika, auf der ich das herrliche Bergland von Usambara kennen gelernt, habe ich auf die dringende Nothwendigkeit einer solchen Bahn hingewiesen, ohne welche Usambara für immer ein begrabener Schatz bleiben würde. Zu meiner Freude ist diese Anregung von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft aufgegriffen worden, mir selbst war es gegönnt, in mehrmonatlichen Streifzügen nicht nur das gesammte Gebiet zu erforschen, das durch die Bahn wirthschaftlich erschlossen werden soll, sondern auch die bequemste und vortheilhafteste Linie derselben festzustellen. Gegenwärtig ist die Usambarabahn über das Stadium der Vorberathungen bereits hinaus und wir können hoffen, die technische Durchführung derselben demnächst in Angriff genommen zu sehen.

Aus technischen sowohl, wie aus wirthschaftlichen Gründen hat sich die Anlage einer Erschliessungsbahn von Tanga nach Korogwe als die vortheilhafteste Linie herausgestellt. Dieselbe besitzt eine Länge von rund neunzig Kilometer, eine Zahl, die der Wirklichkeit sehr nahe kommen dürfte. Die Steigung ist ganz unbedeutend und beträgt durchschnittlich drei Meter pro Kilometer. Auch sonst sind die technischen Schwierigkeiten nicht hervorragend.

Der Anfangsbahnhof wäre vorerst auf der Höhe der Uferrampe von Tanga, etwa zwischen der Stadt und der deutschen Mission zu errichten. Dort ist die Rampe am leichtesten zugänglich und der Ankerplatz der Dampfer am nächsten. Durch fast flaches, leicht ansteigendes, offenes Terrain führt die Trasse von Tanga nach Mtendëule, hierauf durch stärker bewaldete Gegend nach Bondëi, wo das Land einen hügeligen Charakter annimmt. Doch kann mit Benutzung des Mkulumusithales und der in dasselbe einmündenden Msangasisenkung die Wasserscheide nach den Ruvuzuflüssen unschwer erreicht werden. Von dort führt die Trace an sanften Hängen, überschreitet den Niusubach und den Luengera und erreicht Korogwe am Panganiflusse.

An grösseren Arbeiten wären nur die Abholzungen zwischen Mtendëule und Bondëi und Erdbewegungen zwischen Magila und



Kwa Mberua nöthig. Da jedoch eine grosse Fahrgeschwindigkeit nicht erforderlich ist und kleinere Curven daher nicht vermieden

zu werden brauchen, so könnten letztere auf ein Minimum beschränkt werden. Am empfehlenswerthesten wäre eine Schmalspurbahn von sechzig Centimeter bis zu einem Meter Spurbreite, die in der Art der militärischen Feldbahnen, also mit möglichst geringem Unterbau, fürs erste vollkommen genügen würde. Der Kalk der Jurazone wird schon seit Jahren von den Missionären in Magila mit Erfolg zum Kalkbrennen benutzt. Da die krystallinischen Schiefer Bondëis erprobt treffliche Bausteine liefern, so wäre das Material für die Durchlässe und für die beiden Brücken (über den Niusu und Luengera) leicht zu beschaffen.

Sumpfiges Terrain ist auf der ganzen Strecke nirgends als in der nächsten Umgebung Korogwes vorhanden und könnte auch dort leicht umgangen werden. Als Schwellenmaterial wäre wohl Eisen zu empfehlen, da die Herstellung der Schwellen aus den Hölzern Usambaras zu umständlich wäre. Wasser ist zwischen Tanga und Bondëi spärlich, doch bei Verbesserung der vorhandenen Brunnen genügend, von da ab reichlich vorhanden. Heizmaterial für die Locomotiven bietet das vorhandene Holz des Nebenterrains vorerst in reichlicher Menge.

Als farbiges Arbeitermaterial wären zunächst die vielen in Sansibar und an der Küste befindlichen indischen und schwarzen Handwerker (Fundis) zu nennen. Diesen müsste ein Stock von etwa dreihundert tüchtigen Küstenleuten beigegeben werden. Die Hauptmasse der Arbeiter wären jedoch Wabondëi und Waschambaa. Falls der Bahnbau, wie ja sicher zu erwarten ist, diesbezüglich die Unterstützung der Regierung findet, wird man selbst ganz bedeutende Mengen von Arbeitern (Männer, Weiber und Knaben) unschwer erhalten können. Der Lohn für Küstenleute beträgt zehn Rupies pro Mann und Monat, für Eingeborene zwanzig Pesa pro Mann Taglohn. Erstere werden auf Kosten des Dienstherrn für etwa fünf Pesa täglich beköstigt, Letztere beköstigen sich selbst.

Der Bahnbau wäre in drei Sectionen, Tanga-Magila, Magila-Kwa-Mberua und Kwa-Mberua-Korogwe auszuführen. Die beiden ersteren würden ihre Nachschübe von Tanga, die letztere von Pangani erhalten.

Die weitaus grösste Schwierigkeit, neben welcher alle technischen vollkommen in den Hintergrund treten, ist die Anwerbung und Erhaltung der eingeborenen Arbeiter. Dennoch möchte ich, nachdem ich das Land nun gründlich kennen gelernt, unbedingt die Verwendung solcher empfehlen. Ich bin überzeugt, dass, wenn die Bauleitung mit Verständniss und genauer Berücksichtigung der localen Verhältnisse diesen Leuten gegenüber vorgeht, das Schlussresultat ein günstiges sein wird und dass die Baukosten sich ungleich niedriger stellen werden, als bei Verwendung fremder Arbeiter.

Die Wahl Tangas als Ausgangspunkt bedarf kaum einer besonderen Begründung. Denn der Ort mit seinem vortrefflichen Hafen, mit seiner gesunden Lage und fruchtbaren Umgebung ist der natürliche Knotenpunkt des nordöstlichen Deutsch-Ostafrika. Pangani mit seinem schlechten Hafen und seiner niedrigen Lage inmitten von Sümpfen kann dagegen nicht in Anbetracht kommen. Allerdings hat sich der Karawanenverkehr in den letzten Jahrzehnten mehr nach Pangani gezogen. Da jedoch die Gründe, welche diese Ablenkung des Handels von Tanga nach Pangani verursachten, ausschliesslich im Sklavenhandel lagen und daher gegenwärtig keinen Bestand mehr haben, so wird Tanga die Stellung, die es durch Jahrhunderte einnahm, bald wieder errungen haben.

Wenn von einer Ablenkung des Handels die Rede ist, so bezieht sich dies nur auf den grossen Karawanenverkehr; in Landesproducten (Getreide, Sesam, Kautschuk u. s. w.) ist, wie aus der Zollstatistik hervorgeht, die Ausfuhr Tangas heute schon bedeutender als die Panganis, dessen Ueberlegenheit einzig in Elfenbein liegt, seit der Sklavenhandel nicht mehr möglich ist. In Bezug auf die Verwaltung ist Pangani gegenwärtig allerdings Tanga gleichgestellt, ja hat durch Zuweisung eines grösseren Gebietes sogar ein gewisses Uebergewicht erlangt. Da die rein militärischen Gründe, welche dafür allein massgebend sein konnten, gegenwärtig nicht mehr bestehen und es in Pangani ebenso ruhig ist wie in Tanga, so wird zweifellos der Sitz der Centralverwaltung bald nach Tanga verlegt werden.

Der Mittelpunkt aller wirthschaftlichen Bestrebungen, die sich ja bekanntlich nicht nach dem Sitze der Verwaltung, sondern nach den natürlichen Vortheilen richten, ist Tanga schon heute, es übertrifft an Zahl und Bedeutung deutscher Privatunternehmen nicht nur Pangani bei weitem, sondern auch die meisten übrigen Küstenplätze Deutsch-Ostafrikas.

Die erste Station der Bahn wäre Mtendëule, wo fruchtbarer Lateritboden ansteht und Pflanzungen, die keine grosse Bewässerung erfordern, möglich wären. Besonders in Bezug auf die Verproviantirung der Stadt Tanga und des Hafens könnte dieser Ort von Wichtigkeit werden. Die Vorlandsnyika, welche hierauf durchschnitten wird, bietet kein günstiges Terrain für Plantagen. Doch müssten hier die Kalkbrennereien angelegt werden, da der Jurakalk ungleich besseres Material liefert als der krystallinische Küstenkalk. Der bedeutende Kautschukreichthum dieses Striches könnte ausgebeutet und Stationen für Esel- und Kameelzucht angelegt werden.

In Bondëi, dem welligen, fruchtbaren Lande, wo schon ausgedehnte Getreidefelder der Eingeborenen sich befinden, liegt immerhin noch Land genug brach, um Plantagen in grösserem Massstabe zu eröffnen. Die Hauptstation wäre hier Magila (Sega) an der Einmündungsstelle des Msangasi in den Mkulumusi. Hier befindet sich schon seit Jahrzehnten eine englische Mission, hier ist schon heute ein commercieller Mittelpunkt Bondëis, wo sich die Eingeborenen einmal in jeder Woche zum grossen Markt Mgunga (Mambo Sassa) vereinigen. Von hier aus würde die Getreideausfuhr Bondëis vom ersten Tage an der Bahn zufallen. Doch ist diese nur von geringer Bedeutung im Vergleiche damit, dass Magila der Schlüssel zu den fruchtbaren, wasserreichen Gebieten der Sigisenkung und der Waldgebiete Usambaras ist. Der ganze Plantagenbetrieb Ost-Usambaras, die Holz- und Kautschukausfuhr aus den Wäldern würde in Magila ihren Mittelpunkt haben.

Durch Bondëi führt die Bahn weiter zur Station Kwa-Mberua, bereits im Gebiete des Panganiflusses. Dies wäre der Mittelpunkt der fruchtbaren Gebiete um den Tongueberg, vor Allem der Verladeplatz für die deutsche Plantage Lewa, die da-

durch von dem ungünstigen Pangani abgelenkt und wirthschaftlich an Tanga angeschlossen würde. Eine weitere Station, ebenfalls inmitten fruchtbarer Landschaften, die für Plantagenbetrieb sehr günstig sind, wäre Mruasi. Von dort würde die Bahn durch grösstentheils flaches Land mit Ueberschreitung der Flüsse Niusu und Luengera nach Korogwe führen.

Das heutige Korogwe scheint auf den ersten Blick wenig geeignet, der Endpunkt einer Bahnlinie zu werden. Auf den Felsinseln des reissenden Ruvu liegen, aneinandergedrängt, die Hütten der Waruvu, die nur durch halsbrecherische Stege mit dem Ufer verbunden sind. Das Ruvuthal selbst ist theilweise versumpft, und die Anlage einer Niederlassung mag einige Schwierigkeiten bereiten. Doch dürften die Höhen jener niedrigen Hügelzüge, die den Eingang zum Luengerathale bezeichnen und den linken Thalrand des Panganithales bilden, dazu geeignet sein.

In ganz anderem Lichte erscheint Korogwe, wenn man es nicht vom Standpunkt seiner jetzigen geringen Bedeutung, sondern von dem seiner geographischen Lage betrachtet. Vor Allem liegt der Ort an zwei bedeutenden Handelsstrassen Inner-Afrikas, wovon die eine von der Küste durch das Massailand nach Kavirondo am Victoriasee, die andere über Nord-Unguu nach Irangi und Ugogo führt. Diese würden in Korogwe ihren natürlichen Stapelplatz haben, wo sie sich beim Ausmarsch mit Waaren für den Inlandhandel versehen, beim Heimmarsch ihr Elfenbein absetzen könnten, das dann mit der Bahn nach Tanga befördert würde. Auf diese Art würden die Producte der Karawanenstrassen nach Tanga abgelenkt werden, ohne die Träger und Trägerlieferanten in Pangani irgendwie zu schädigen. Uebrigens bestehen ja die Panganikarawanen doch nur zum kleinen Theil aus Panganileuten, mindestens ebensoviele Träger sind aus Mtangata, Kigombe, Bondëi, ja selbst aus Usango und Uniamwesi, und würden ebensogut nach Tanga gehen, wenn sich von dort Gelegenheit zu Reisen bieten würde.

Wie schon mehrfach erwähnt, spielt jedoch der grosse Karawanenverkehr, der eben nur Elfenbein liefert, in Bezug auf Bahnbau keine Rolle. Wenn die Usambarabahn auf die paar Ladungen Elfenbein angewiesen wäre, die sie höchstens im Jahre

zu befördern haben wird, so müsste man sie wohl als recht hoffnungsloses Unternehmen bezeichnen. Glücklicherweise sind jedoch von Anfang an Aussichten auf andere, wenn auch weniger werthvolle, so doch in der Masse ungleich wichtigere Artikel vorhanden. Denn Korogwe ist wie geschaffen dazu, um die bedeutende Getreideausfuhr des nördlichen Usegua zu centralisiren. Heute schon, wo die Wasegua auf den mühsamen Trägertransport nach Pangani und Sadani angewiesen sind, produciren sie weit über Bedarf Getreide (Sorghum und Mais). Bei ihrem erstaunlichen Unternehmungsgeist würde sich der Anbau der Getreidearten und Oelfrüchte noch ganz bedeutend heben, wenn ihnen die Möglichkeit gegeben ist, ihre Producte in Korogwe, also in ihrem eigenen Lande, loszuschlagen. Auch die Producte Usambaras, Kautschuk, Holz, Vieh, Tabak u. s. w., würden der Factorei Korogwe zuströmen, die überhaupt bestimmt ist, ein Handelscentrum Ost-Afrikas zu werden. Doch nicht in dieser Hinsicht allein liegt die Bedeutung des Endpunktes der Usambarabahn, sondern auch in seiner ausgezeichneten Lage in Bezug auf den Plantagenbau. Oeffnet sich doch bei Korogwe das weite, üppige Luengerathal, dessen Aeste bis ins Herz der fruchtbaren Hochgebiete Usambaras führen, ein Land, wie geschaffen, um Anpflanzungen aller Art einen günstigen Boden zu bieten.

Nicht zu unterschätzen ist ferner der Umstand, dass Korogwe bei der Anwesenheit der wasserreichen Flüsse Pangani und Luengera auch späteren gewerblichen Unternehmungen die nothwendigen Vorbedingungen eröffnet.

Von Anfang an hat also die Usambarabahn auf Frachten zu hoffen. Zur Ausfuhr würden die Getreidemassen Useguas und Bondëis, und sehr bald auch Holz aus Usambara gelangen. Die Einfuhr dagegen wäre durch die Materialien der Mission in Magila, der Plantage Lewa und der zahlreichen neuen wirthschaftlichen Unternehmungen gesichert, deren Entstehung schon während des Baues der Bahn bestimmt zu erwarten ist.

Die eigentliche Rentabilität kann sich allerdings erst zeigen, sobald die Bahn ihre erschliessende Wirkung ausgeübt hat, sobald die Plantagen und Factoreien, deren Anlage erst durch die Bahn ermöglicht worden, die ersten Erträgnisse liefern. Denn die

Usambarabahn ist vor Allem als echte Pionnierbahn zu betrachten, welche berufen ist, die Anlage wirthschaftlicher Unternehmen in Usambara zu begünstigen und aus diesen dann ihren Hauptgewinn ziehen soll.

Wenn wir, über den Rahmen unseres Forschungsgebietes hinaus, einen Blick auf die Allgemeinheit werfen, so drängt sich uns unwillkürlich der Gedanke auf, dass Ost-Afrika an der Schwelle einer neuen Zeit steht. Mit Macht dringt die Cultur allerwärts vor, und Länder, die man vor Kurzen kaum dem Namen nach kannte, werden bald beginnen, im wirthschaftlichen Wettbewerbe eine Rolle zu spielen. In dieser neuen Bewegung ist dem nördlichen Theile des Schutzgebietes eine hervorragende Rolle bestimmt. Sein natürlicher Mittelpunkt, der Hafen von Tanga, ist heute schon durch eine regelmässige Dampferlinie direct mit Deutschland verbunden. Bald wird auch die Linie nach Bombay, welche zur Festhaltung des indischen Handels an der Küste und zur Ablenkung desselben von Sansibar von unumgänglicher Nothwendigkeit ist, eröffnet werden und Tanga eine wirksame Concurrenz gegenüber dem bisherigen ostafrikanischen Emporium, Sansibar, ermöglichen.

Um die Bedeutung Tangas richtig zu würdigen, müssen wir weit hinaus über die Küstengebiete nach jenen fernen Strichen am Victoriasee blicken, die zu den fruchtbarsten und hoffnungsvollsten Inner-Afrikas gehören und die in Tanga den nächsten deutschen Küstenhafen besitzen. Schon sind deutsche Pionniere unter Leitung eines Emin Pascha dort thätig. Bald wird die Specialforschung ein nüchternes, klares Bild jener wenig bekannten Länder entwerfen, auf Grund welches dann deutscher Unternehmungsgeist, deutsche Thatkraft dort Fuss fassen kann. Mag immerhin das Elfenbein schwinden, neue Verkehrsmittel, Dampfer und Eisenbahnen werden uns von diesem unsicheren Producte unabhängig machen und uns die eigentlichen Reichthümer des Landes, die Schätze des Bodens erschliessen. Dass diese Zeit herannaht, ist für mich, der ich die Länder im Herzen Afrikas auf meiner Kongoreise ebenfalls geschaut, nicht zweifelhaft. Doch werden wohl noch viele und grosse Opfer und geraume Zeit nöthig sein, um dieses Werk zu vollenden.

Den küstennahen Gebieten dagegen, vor Allem Usambara und seinen Nebenländern, lässt sich mit Sicherheit rasches Aufblühen vorhersagen. Gar mächtige Veränderungen haben platzgegriffen, seit ich 1888 mit Dr. Hans Meyer Usambara zuerst besucht. Damals waren die politischen Verhältnisse an der Küste ungeklärte, das Araberthum erhob bedrohlich sein Haupt, und die Zukunft lag trübe und wenig hoffnungsreich vor uns. Heute weht an Stelle der rothen Sultansflagge das Banner des Deutschen Reiches, und die morsche arabische Wirthschaft ist durch das kraftvolle deutsche Regiment ersetzt. Längst ist Ruhe und Ordnung an der Küste gesichert, und auch im Innern wird sich die Lage bald klären, wenn die einzigen Feinde der öffentlichen Ordnung dortselbst, Semboja und die Massai, endlich die Macht der deutschen Gerechtigkeit gefühlt haben.

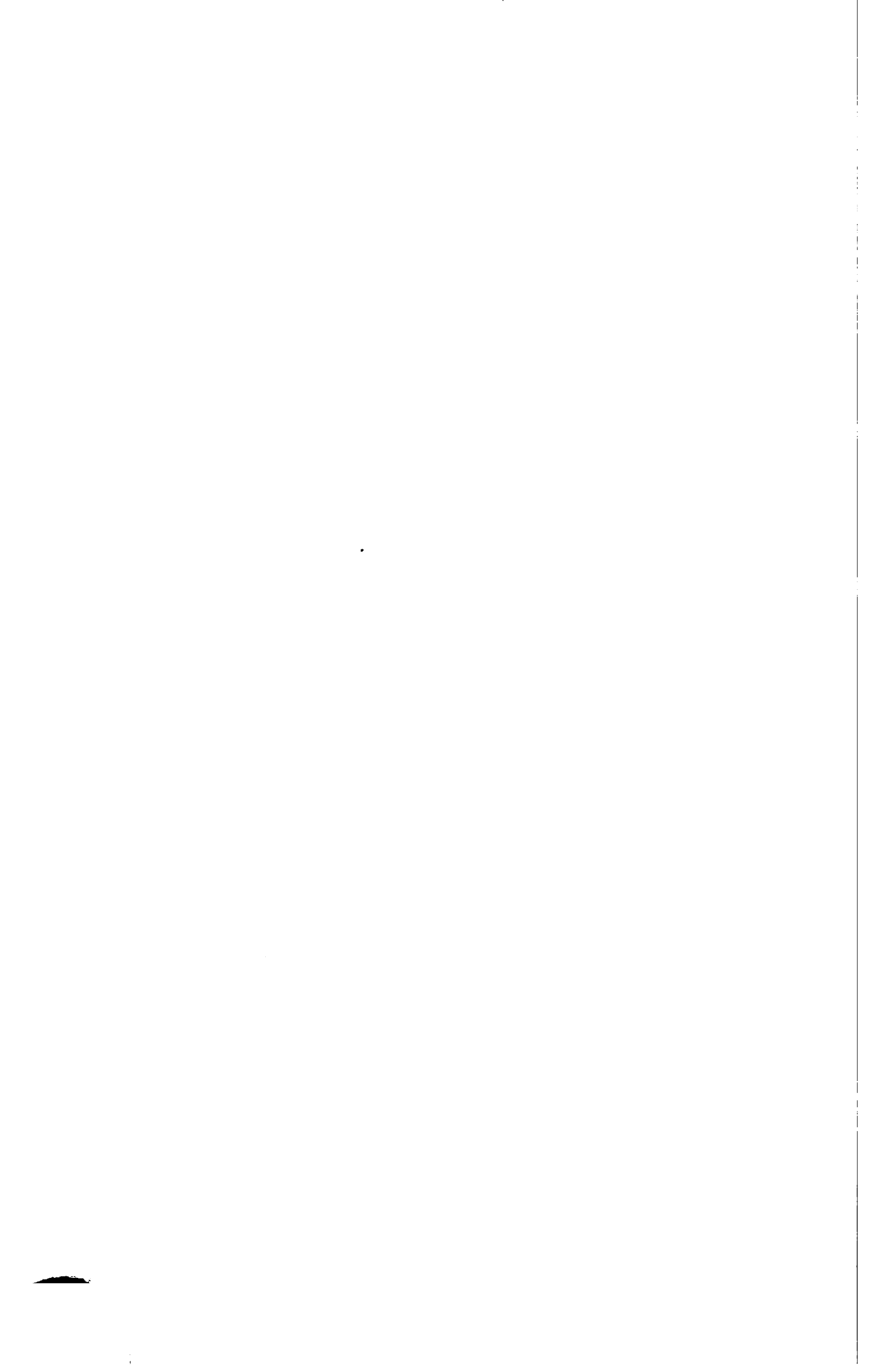
Die Aufmerksamkeit der colonialen Kreise richtet sich immer mehr auf Usambara; schon sind mehrere wirthschaftliche Unternehmungen im Vorlande thätig, andere, Plantagen und Handelshäuser stehen im Begriffe, die praktische Erschliessung des Landes in Angriff zu nehmen. Das Usambara-Bahnproject, welches ich in meiner ersten Veröffentlichung über das Land nur zögernd und auf die Gefahr hin, belächelt zu werden, angeregt, steht gegenwärtig schon auf sicherer Grundlage und geht hoffentlich einer nahen Durchführung entgegen. Ist diese erst zur Thatsache geworden, dann wird sich Usambara mit einem Schlage verändern.

In die Tropenwildnisse des Luengera und Sigi, in die dunkeln Urwälder Handëis wird die Cultur eindringen. Wo ich mit meinen Leuten, das Waldmesser in der Hand, schrittweise einen Pfad bahnen musste, da werden weite Plantagen entstehen und in den Hochgebieten, die wir unter nicht geringen Mühen durchforscht, werden Sanatorien und Farmen angelegt und Missionen gegründet werden. Den Waschambaa wird Deutschland dann wohl auch den Frieden, die Befreiung vom unwürdigen Joche Semboja's gebracht haben, und in Ruhe können sie sich der Viehzucht, dem Ackerbau widmen.

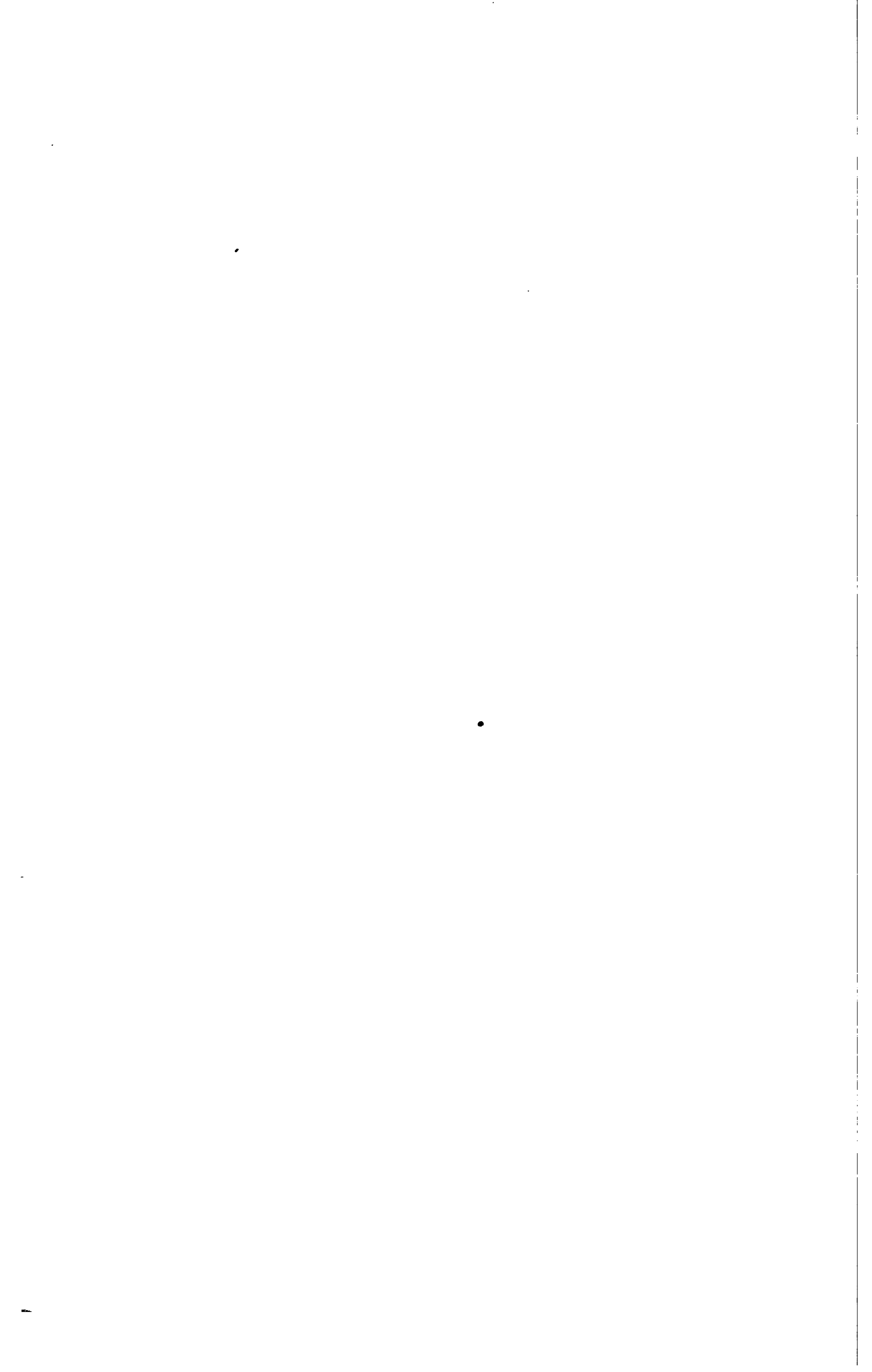
Wenn ich heute an Usambara zurück denke, so tauchen in meiner Erinnerung besonders jene glücklichen Stunden auf,

welche ich, auf beherrschender Kuppe der Hochdörfer, gar oft in der Abenddämmerung an meinem einsamen Lagerfeuer verlebt. Gleich einem glühenden Feuerball näherte sich die Sonne immer mehr dem Horizonte der gewaltigen Nyikasteppe. Ueber die breiten Gebirgsthäler hatte der Abend schon seine Schatten gesenkt, die Hänge begannen sich in Dunkel zu hüllen, und nur die schroffen Felskämme erstrahlten noch im Sonnenglanze. In weiten Abständen stiegen die dünnen Rauchsäulen der verstreuten Dorfstätten aus dem Walde auf.

Wenn dann der tropische Sonnenuntergang mit seiner ergreifenden Farbenpracht verblasst, wenn die Nacht mit der Schnelligkeit der Gleicherländer heranbrach und die vertrauten Formen der Berge immer mehr in unsicherer Dunkelheit verschwammen, dann wurde unwillkürlich meine Phantasie rege. Meine Gedanken flogen in die Zukunft, mein geistiges Auge sah statt der herrlichen Wildniss vor mir ein noch herrlicheres, der Cultur erschlossenes Usambara. Wenn jemals dieser Traum in Erfüllung geht, -wenn je Usambara dem deutschen Mutterlande mehr wird als ein blosser geographischer Begriff, dann können auch wir, die wir als Erste das jungfräuliche Land durchstreift, um der Cultur ihren sichersten Führer, die Karte, zu liefern, dann können auch wir uns sagen: „Wir haben nicht umsonst gearbeitet".



ANHANG.



I.

Untersuchung einiger von Dr. Oscar Baumann in Ost-Afrika gesammelter Getreidearten

von

Prof Dr. F. Körnicke.

Oryza sativa L. Var. italica Al. Tanga no. 6. „Mpunga" var. „Ngoja." Einzelne Aehrchen mit kurzen Grannen. Die Scheinfrüchte haben die gewöhnliche Form, 7·5 Millimeter lang, 3·5 Millimeter breit.

Oryza sativa L. Var. Baumanni Kcke. Spiculis muticis, maturis flavidorubidis; fructibus laete rubris. Bondei. no. 7. „Mpunga" var. „Dude."

Einzelne Aehrchen sind begrannt. Die Scheinfrüchte haben die gewöhnliche, gelbröthliche Farbe. Durch die hellrothen Früchte von den anderen Varietäten ihrer Abtheilung verschieden.

Eleusine coracana Gaertn. Tschagga, Kilimanjaro. no. 8. Kiswahili „uimbi".

Andropogon Sorghum Brot. Die Zusammenstellung der Varietäten in Körnicke und Werner, Handbuch des Getreidebaues I, S. 306, konnte aus Mangel an Material nur sehr dürftig ausfallen. Die reichen Zusendungen, welche mir G. Schweinfurth aus Aegypten und Arabien machte, ferner die Exemplare, welche ich von H. Schinz aus Südwest-, sowie durch P. Ascherson von Baumann und Stuhlmann aus Ost-Afrika zur Bestimmung erhielt, machen es nun nothwendig, eine schärfere Trennung der Varietätengruppen und Varietäten durchzuführen. Auch diese Eintheilung kann keine endgiltige sein, denn es fehlen mir die meisten südeuropäischen Formen, sowie die Varietäten

aus Asien (mit Ausnahme von Arabien, die ich besitze) und Amerika. Eine besondere Abtheilung „Glutinosus" muss später aus denjenigen Varietäten gebildet werden, deren Stärkemehl sich abweichend verhält und mit wässeriger Jod-Jodkaliumlösung gelbbraun färbt, ohne bei Sättigung schwarz zu werden, und sich beim Kochen anders verhält, als gewöhnliches Stärkemehl. Ich habe früher auf diese Verschiedenheit beim Klebreis und der Klebhirse (Paniceum miliacum L.) aufmerksam gemacht. Von Andropogon Sorghum Brot. und Panicum italicum L. werden dergleichen Varietäten in China und Japan cultivirt. Ich habe jedoch keine erhalten können.

Bei allen arabischen und den meisten afrikanischen Formen treten die Früchte frei zu Tage, indem sie (der gewöhnliche Fall) die Klappen überragen oder durch ihre Breite diese auseinander drängen. Bei vielen lösen sie sich schon bei einem gelinden Druck aus den Klappen, bei anderen, wo sie etwas fester sitzen, werden sie sich durch Dreschen oder andere Massregeln leicht trennen lassen. Bei den Formen mit eingeschlossenen Früchten sind die letzteren ohne besondere Vorrichtungen sehr schwer zu trennen. Bei diesen scheint es übrigens die Form der Früchte zu sein, wodurch es kommt, dass die Klappen sie völlig einschliessen. So weit ich es untersuchen konnte, sind bei ihnen die Früchte länglich, während sie bei den ersteren breitverkehrteiförmig oder fast kreisrund sind.

Im Handbuch des Getreidebaues habe ich bei Aufstellung der Varietäten darauf keine Rücksicht genommen, weil ich darüber völlig im Unklaren war. Jetzt würde ich nach diesen Unterschieden bei sonst gleichem Verhalten zwei Varietäten bilden. So behält bei der var. Usorum Nees die mit sichtbaren Früchten ihren Namen, während meine dort erwähnte Gartenpflanze den Namen var. Miegii erhält. Von den Varietäten im Handbuch des Getreidebaues gehören zu denen mit frei zu Tage tretenden Früchten var. cafer Ard., niger Ard., bicolor L., cernuus Ard. und Neesii Kck.; wahrscheinlich auch var. Truchmenorum C. Koche. Die übrigen Varietäten haben sämmtlich eingeschlossene Früchte. Nach diesen Verschiedenheiten würden die Unterabtheilungen gebildet werden.

Statt der zwei Hauptgruppen werde ich jetzt drei bilden, indem ich von der Gruppe II Contractus eine dritte, Compactus, trenne. Als Repräsentant der letzteren kann die var. cernuus gelten (abgesehen von der Umbiegung des Halmes). Zu Contractus gehören die Varietäten mit mehr oder weniger aufrechten, anliegenden Zweigen, deren Dichtigkeit sehr verschieden ist nach der Länge der Zweige. Bei Compactus sind die Zweige sehr kurz und steif, so dass die Früchte dicht aneinander gedrängt stehen, wie gemauert (nur nicht in einer Fläche). Bei sämmtlichen hierher gehörigen Varietäten sind die Rispen eiförmig. Doch lassen sich vielleicht auch andere Formen finden. Fast sämmtliche ägyptische Formen gehören hierher, z. B. alle, welche ich von G. Schweinfurth erhielt. Bei allen liegen die Früchte frei zu Tage.

In Bezug auf die Farbe der Klappen ist zu bemerken, dass nicht immer alle in einer Rispe gleichgefärbt sind. Namentlich sind sie oft an den männlichen Aehrchen und an den weniger gut ausgebildeten Scheinfrüchten blassgelb gefärbt, während die übrigen dunkler (rothbraun oder schwarz) sind. Oder die einzelne Klappe ist an der Basis dunkel, an der Spitze hell. In diesem Falle gilt die Farbe der Mehrzahl der Klappen oder wie sie gleich beim ersten Beschauen ins Auge fällt. Gewöhnlich ist dies die dunkle Farbe.

Im Uebrigen mache ich wiederholt darauf aufmerksam, dass bei meinen Varietäten an Gleichartigkeit nicht zu denken ist, sondern dass sich innerhalb einer Varietät sehr grosse Verschiedenheiten in der Form, Grösse und Dichtigkeit der Rispen und Früchte, sowie in der Farbennuance der letzteren finden können, was ich als Sorte bezeichne.

Was die einheimischen Namen betrifft, so bezeichnet „Mtama" die Art in ihrem ganzen Umfange, wie der deutsche Name „Mohrhirse". Bei anderen Namen dürfte aber oft nur eine Cultursorte gemeint sein. Sehr wahrscheinlich werden aber, wie es nicht selten auf unseren Getreideäckern der Fall ist, andere Sorten einer Hauptsorte oder Varietät beigemengt sein. Nimmt nun der Reisende einen beliebigen Fruchtstand aufs Gerathewohl heraus, so kann dieser leicht von der eigentlichen Sorte ver-

schieden sein und der ihm mitgetheilte Name irre führen. So scheinen die folgenden Varietäten Baumanni und elegans auf einem Acker gestanden zu haben, und der angegebene einheimische Varietätenname wird nur einer derselben zukommen.

Bei den folgenden Beschreibungen ist zu beachten, dass sie gewöhnlich nur nach einer, selten nach zwei oder mehreren Rispen angefertigt sind. Man darf sich also nur an das Hauptsächliche halten, nicht an das Nebensächliche, wie Grösse und etwas andere Nuance in der Farbe.

Andropogon Sorghum Brot. Var. Baumanni Kcke. Panicula effusa, subumbelliformi, rhachi truncata; fructibus glumas superantibus, gilvis vel gilvorufescentibus; glumis nigris.

Die Varietät steht am nächsten der var. cafer Ard., unterscheidet sich aber durch die schwarzen (glänzenden, bei der Reife kahlen) Klappen.

Davon liegen zwei Rispen von verschiedenen Feldern in Nord-Usegua vor, die kleiner sind als bei dem Exemplare Arduino's in seiner Abbildung von seiner var. cafer. Die eine, no. 28, Kiswahili „Mtama", Kisegua „Kizufu" genannt, hat eine wesentlich kleinere Rispe und kleinere 3·5 Millimeter lange, 3 Millimeter breite, isabellfarbig-röthliche Früchte. Bei der anderen grösseren Rispe no. 1ᵃ, Kiswahili „Mtama ebele" genannt, sind sie 4·5 bis 5 Millimeter lang, 4 Millimeter breit, isabellfarbig, nur etwas ins Röthliche spielend. Bei beiden sind sie verkehrt-eiförmig oder breitverkehrt-eiförmig; die Griffel dicht nebeneinander stehend.

Andropogon Sorghum Brot. Var. elegans Kcke. Panicula effusa, pyramidata; fructibus glumas superantibus, albis, opacis; glumis nigris (propartim flavescentibus).

Nördliches Usegua no. 1ᵃ. Kiswahili „Mtama jebele", also wohl mit der vorigen Varietät auf demselben Felde. Von der var. bicolor L. nur durch die lockere Rispe verschieden. Die Rispenspindel und die (dünnen) Rispenzweige bei der Reife ganz kahl, nur an den Ansatzstellen der Nebenzweige zuweilen einige Härchen. Die Klappen an den unfruchtbaren Aehrchen blassgelb, an den fruchtbaren glänzend schwarz, viele blassgelb, andere am unteren Theile schwarz, am oberen blassgelb. Die Früchte, aus den Klappen

herausragend, verkehrt-eiförmig, kreisrund, weiss und matt wie gebleichte Knochen, gleich denen der var. cernuus Ard., 5 Millimeter lang, 4·5 Millimeter breit; Griffel nahestehend.

Andropogon Sorghum Brot. Var. Ondongae Kcke. Panicula contracta; fructibus glumas superantibus, rubris; glumis nigris.

Von var. aethiops Kcke. mit eingeschlossenen Früchten, durch die herausragenden Früchte verschieden.

Die eine Rispe, no. 3, von Buiti, Ebene am Westabfall von Usambara, Wassegedju, dort „Kitembo" genannt, ist 12 Centimeter lang, 3·3 Centimeter dick. Die Rispenzweige kurz, kahl, nur an der Basis behaart. Die dunkelrothen, verkehrt-eiförmigen Früchte 4·5 Millimeter lang, 4 Millimeter breit. Die Griffel ziemlich dicht nebeneinander. Die schwarzen Klappen bei der Reife kahl, glänzend. Die andere Rispe no. 4, von Budi Elze, Kiswahili „Tschugi", ist 14 Centimeter lang, 5 Centimeter dick; sie hat längere, schlankere, aber anliegende Zweige. Die Früchte sind 5 Millimeter lang, 4 Millimeter breit; die Griffel dicht nebeneinander. Bei beiden erscheinen die Früchte unter der Lupe violettroth. Ich habe diese Varietät schon früher von H. Schinz aus Ondonga (Amboland) zur Bestimmung erhalten. Die Farbe der Früchte ist aber bei der letzteren reiner, hellgelbroth.

Andropogon Sorghum Brot. Var. Schenckii Kcke. Panicula contracta, fructibus glumas superantibus, laete flavido-rubris (saturate gilvis); glumis flavescentibus.

Nördliches Usegua. Kisegua „Gobero". Die Rispe zusammengezogen, länglich, 27 Centimeter lang. Die Rispenzweige dünn, nur an den Verzweigungen schwach behaart, sonst wie die Spindel kahl. Klappen blassgelb, reif kahl oder fast kahl. Früchte aus den Klappen herausragend, hellgelbröthlich (gesättigt isabellfarbig), breitverkehrt-eiförmig, 5 Millimeter lang, 4 Millimeter breit; Griffel dicht bei einander. Dieselbe Varietät wurde von A. Schenck bei Burchfeld nördlich vom Magalisberge im Juni 1886 gesammelt.

II.

Bohnen aus Ost-Afrika, gesammelt von Dr. O. Baumann 1890.

Von

Prof. Dr. P. Ascherson.

1. Cajanus indicus Spr. Kiswahiliname: Mbasi. Pare Jun. Im tropischen Afrika überall cultivirt und nach der Meinung vieler und der competentesten Schriftsteller, wie Schweinfurth, Alph. De Candolle, daselbst einheimisch, jedenfalls aber schon in alten Zeiten nach Süd-Asien und seit der Entdeckung Amerikas auch nach den tropischen Ländern dieses Welttheiles gebracht, wo sie Pois d'Angola, Pois de Congo, Pois pigeon, Pigeon pea, in Mauritius Ambrevade heisst.

2. Dolichos Lablab L. Kisw.: Mbegu. Pare, Jun. Im tropischen Afrika und in den Nilländern bis Aegypten (in Mittel- und Unter-Aegypten aber mehr nur als Zierpflanze) in mehreren Formen allgemein cultivirt und nach Schweinfurth dort auch einheimisch. Von altersher aber auch im tropischen Asien cultivirt.

3. Vigna sinensis (L.) Endl. Kisw.: Kunde. Mit braunem und schwarzem Samen Kahe Jun. Mit braunem Samen Nord-Usegua. Im tropischen Asien und Afrika allgemein cultivirt und wahrscheinlich in beiden einheimisch. Eine Varietät mit weissem Samen und schwarzem Nabelfleck (Dolichos Lubia Forsk., D. melanophthalmus DC.) ist die gewöhnlichste Bohne Aegyptens und auch in Süd-Europa nicht unbekannt. Nach Körnicke ist dies die Pflanze, die bei den Alten Phaseolus hiess (welches also nicht eine unserer Phaseolusarten war).

4. Phaseolus vulgaris Savi. Kisw.: Boga (?). Pare und südliches Pare mit weissem Samen. Kisw.: Muharaga. Tschagga mit braunem Samen. Diese Bohne, unsere gemeine Schwert- oder Vits-, Stangen- und Krupbohne, Fisole, ist in der alten Welt ausserhalb Europas wenig und namentlich im tropischen Afrika fast gar nicht bekannt; selbst in Aegypten kennen und bauen sie nur Europäer. Wittmack hat neuerdings (seit 1879) nachgewiesen, dass sie aus Amerika stammt und in Europa vor 1500 nicht

kannt war. Das Vorkommen in Ost-Afrika, das auch schon nach den Sammlungen anderer, neuerer Reisender (Ehlers, v. Höhnel) durch Schweinfurth constatirt ist, ist also sehr auffällig und rührt doch wohl von Einfuhr aus Europa her. Schweinfurth theilt mir nachträglich mit, dass sie nach den letzten Sammlungen W. Schimper's neuerdings auch in Abessinien cultivirt wurden.

5. Ph. Alunatus L. Kisw.: Mbegu. Muala, Süd-Pare, Juli. In den Tropen überall cultivirt, auch in Afrika an vielen Orten bekannt, aber wohl zweifellos ebenfalls aus Amerika stammend.

6. Ph. Mungo L. Kisw.: Çhooko, Kahe. Jun. Aus dem tropischen Asien und Afrika, an vielen Orten bekannt und cultivirt wie Vigna, scheint in beiden einheimisch. Auch in den oberen Nilländern überall cultivirt, hört aber in Ober-Aegypten nach Norden bald auf. Dagegen ist sie in Syrien schon von altersher unter dem indisch-arabischen Namen Mâsch bekannt und als solche auch in den Märchen der Tausend und Eine Nacht (Geschichte des dummen Xailun) erwähnt.

III.

Schmetterlinge, gesammelt von Dr. O. Baumann

bearbeitet von

A. F. Rogenhofer

k. u. k. Custos.

Die im Nachfolgenden verzeichnete Ausbeute an Schmetterlingen, die Herr Dr. O. Baumann in dem von ihm bereisten Gebiete sammelte, gibt ein ziemliches Bild dieses Theiles von Ost-Afrika. Man ersieht daraus den Zusammenhang der Fauna des grössten Theiles des schwarzen Welttheiles in einer Ausdehnung vom Cap bis weit über den Fuss der hohen Schneeberge, die in den oberen Theilen schon starke Anklänge an die abessinische Fauna zeigen. Namentlich erreichen manche Gruppen, wie die Pieriden (Callosune voran) und Acraeiden hier den Höhepunkt an

Mannigfaltigkeit der Artentwickelung und stellen an den Scharfsinn des Entomologen bezüglich des Auseinanderhaltens der oft sehr nahen und höchst interessanten Formen gewaltige Anforderungen.

Obwohl im besagten und südlich angrenzenden Gebiete ziemlich fleissig gesammelt ward, so übersteigt das von Herrn Dr. O. Baumann mitgebrachte Materiale an Zahl der Arten jede frühere bekannt gewordene Ausbeute.

So brachte Dr. Peters aus Mozambique 85 Rhopalocera, davon 28 Nova und 23 Heteroceren mit 11 neuen species, bearbeitet von Hopffer.

Gerstäcker führt im Werke der K. v. d. Decken'schen Expedition unter 40 Arten (davon 29 Rhopaloceren) die verhältnissmässig grosse Zahl von 13 neuen auf.

In Johnston's Kilima-Ndjaro zählt Godman 21 Tagfalter, darunter 3 neue auf, ebenda Butler 6 Heterocera fast nur den Gattungen nach. Oberthür (in Études entomologiques III, 1878) verzeichnet die Ausbeute Raffray's mit 78 Rhopaloceren-Arten, davon 3 neue und 10 Heteroceren mit 8 neuen Species. Butler in Proceed. zoolog. Society, London 1888, S. 91, gibt die Ergebnisse der Expedition des unglücklichen Bischofs Hannigton und M. Jackson bekannt; er beschreibt unter 39 Arten 13 neue.

Das neueste Verzeichniss der Lepidopteren des Kilimanjaro-Gebietes, gesammelt von Dr. Hans Meyer, bestimmt von Fromholz, zählt 63 Rhopaloceren und 5 Heteroceren auf, wovon einige Species fraglich aufgeführt, mit den von mir beschriebenen identisch sein dürften.

Herr Dr. O. Baumann sammelte im Ganzen 112 Arten, davon fast 100 Tagfalter in mehr als 300 Stücken, was in Anbetracht, dass von kleineren Formen, wie: Lycaeniden und Hesperiden, fast nichts vorliegt, als gewiss beträchtlich bezeichnet werden muss und seinem Sammelfleisse ein glänzendes Zeugniss ausstellt.

Es sind hier neun neue Arten, sowie das bisher unbekannte ♀ einer Species beschrieben, und 13 Arten konnten wegen nicht genügend guter Erhaltung, meist in einzelnen Stücken vorhanden, nicht näher charakterisirt werden, es ist also fast ein Viertel der Ausbeute unbekannt gewesen.

Ein ähnliches Materiale liegt uns aus dem südlich anstossenden Gebiete Usagara und dem Nord-Unguugebirge vor, das der nun in Madagaskar weilende Herr F. Sikora in den Jahren 1887 und 1888 sammelte, das ebenfalls über 100 Arten Tagfalter und eine gleiche Zahl von Heteroceren, namentlich Kleinschmetterlinge enthält.

Rhopalocera.

1. Papilio Nireus L. Var. Brontes Godman. Proc. zool. Soc. London 1885, S. 541. ♂ Tschagga.

1a. Die Stammart Nireus, sehr gross mit schmaler, grünlicher Binde. Kisungu, Mittel-Pare.

2. Pap. Policenes Crm., Eimer, Artbildung etc., Tf. V, f. 2, grosse Stücke, Schembekesa, Usambara.

3. Pap. Demoleus L., gross, Pare, Kwambugu.

4. Pap. **nobilis** Roghf. **n. sp.** ♂, Verh. zool.-bot. Ges. 1891, 2. Heft, 563. Nyikasteppe.

5. Eurema senegalensis, Bd. Taveta, Süd-Pare.

6. Eur. caffra Feld. Kisungu, Usangi (Nord-Pare).

7. Eur. Oberthueri Mab.? Bull. zool. II. 1877, 223 Schele. Kisungu.

8. Mylothris narcissus Butler (Proc. 1888). Pare.

9. Myl. sp. aff. Pigeae. Usangi.

10. Myl. Rüppelii (Koch). Felder, Trimen south afric. buttfl. III. 1889, Taf. X, f. 3, S 34. ♂ Mtai, Pare.

11. Myl. Agathina Cr. Trimen l. c. III. 30. Nyikasteppe.

12. Myl. Saba Fab. ♂ Kisuani.

13. Myl. Orbona Hüb., Zutr. 985. ♂ Panganithal.

14. Belenois sp. aff. Raffrayi. Oberth. Et. III., Mbalu, Hochweiden von Usambara, 1. Mai 1890.

15. Bel. Thysa Hopff. ♂ Schembekesa.

16. Pieris Simana Hopff. var. ♂ Pare.

17. Pier. Mesentina Cr., Mabille in hist. phys. d. Madagascar v. XIX, Taf. 53, f. 2, weit verbreitet in der Nyikasteppe, Tschagga, Aruscha, Kahe.

18. Pier. Zochalia B., Trimen, l. c. III. 57, pl. X, f. 6. (♀) Kwambugu. 1 ♀ mit weisslichen Hinterflügeln. Hinterflügelunterseite erinnert an jene von Melanargia Arge Slz.

19. Pier. Gidica God. Trimen, l. c. pl. XI, f. 2. ♂ Usangi, Nyikasteppe.

20. Pier. Johnstoni Crowley Trans. ent. Soc. London 1887, 35 pl. III. f. 2, sec. Trimen, l. c. III. 74, var. Helice L. ♀ Mtai.

21. Pier. Severina Cr. Trimen, l. c. III. 68. Häufig und weit verbreitet von der Küste bis Taveta. Unterseite d. Hinterflügel stark abändernd, mit wenig Schwarz (var. Agrippina Feld). Hierher auch vielleicht Belenois infida. Butl. Proc. zool. Soc. 1888, S. 78.

22. Pier. Spilleri Staudg., Trimen, l. c. III, 54. 2 ♂♀ nur im Panganithal Februar, ein gelbes ♀ mit schwach orange angeflogenem Wurzelfelde der Hinterflügel.

23. Herpaenia Eriphia God. Trimen, l. c. III, 78. Var. A. Die dunkeln Stücke mit Lucas, Fig. 2, Taf. 28, bis auf den weissen Zellenstrich genau stimmend, H. iterata Butler Proc. zool. Soc. 1888, p. 96, aus derselben Gegend halte ich für kaum verschieden. 2 ♂♀ Pare, Kisuani, Mtai, Nyikasteppe.

24. Eronia Leda B. Trimen, l. c. 174. ♀ Kisungi.

25. Catopsilia florella Fb., Trimen l. c. 185, gross, ♀ gelb; weit verbreitet bis Tschagga, Nord-Ungun.

26. Colias Electra L. Trimen, l. c. 165 Shele. Kwambugu 2 ♂.

27. Idmais Protomedia Klug, Staudg. ex. Tagf., Taf. 23. Mabille hist. phys. d. Madagascar XIX, Taf. 39, f. 5 (♂ sehr licht), 2 ♀ Hinterflügelunterseite mit breit bräunlichen Adern, bis 65 Millimeter gross, Nyika, Aruscha.

28. Id. Eris Klg. Trimen, l. c. 93, Aid to identific. Insects II. Taf. 143, f. 3 (♀). Pare, Tschagga, Kahe, Nyikasteppe. 1 ♀ der Ruvusteppe stimmt in der gelblichen Färbung mit Reiche's Figur 2, pl. 31 in Ferret et Gallin. Voyage en Abyssinie.

29. Id. Vesta Reiche (non Staudg.). ♂ Kisuani.

30. Id. aurigineus Butl. 2 ♂♀ Kisungu, Kisuani, Tschagga; grösser, unten heller, kleinere Form unten dunkler von Kwambugu, Usegua, Mbalu.

31. Id. Dynamene Klg., Mabille, l. c. Taf. 41, f. 8. 2 ♂♀ Kahe, Ruvu-Nyikasteppe.

32. Id. Halimede Klg., Mabille, l. c. Taf. 41, f. 6, 7. 2 ♂♀ Ruvu, Pare, Aruscha.

33. Callosune Jone God., Hopff. Taf. 21, f. 1. 2. ♂ Nyikasteppe.

34. C. Hildebrandtii. Staudg., exot. Tagf. 44, Taf. 23. ♂ Nyika; ♀ s. Anhang.

35. C. miles Butl. ann. and mag. n. h. V. Ser., XII. 1883, 105. ♂ Pare, Nyika.

36. C. Gavisa Wallgr. Trimen, l. c. III. 134. ♂ Tschagga.

37. C. Trimeni Butl. (Achine Hb. non Cr.) Trimen, l. c. III. 131. ♂ Mtai.

38. C. Omphale God., Trimen, l. c. III. 142. ♂(♀ Roxane Feld.). Mtai, Nyikasteppe.

39. C. Pseudacaste Butl.? (Eupompe Luc. ♀) var. verdunkelt ohne Roth. Mtai, Usegua.

40. C. Evarne Klg. (non Wllgr.). ♂ Simbili, Mtai, Kahe.

41. C. Auxo Luc., Trimen, l. c. III. 120. ♂♀ Kisuani, Nyika, Mtai, Usegua, Mgambo im dichten Walde.

42. Danaus Chrysippus L. Trimen, l. c. I, 51, Pare. Ein Uebergang zur Varietät Alcippus mit sehr dunkeln Ober- und weisslicher Mitte der Hinterflügel. Von Nord-Unguu.

43. D. Dorippus Klg. Symbol. Taf. 48, f. 5, nur mit braunen Hinterflügeln, weit verbreitet von der Nyikasteppe durch Pare bis Taveta und Tschagga; 2 ♀ aus Usambara, Ende April 1890 gefangen, zeigen bei dunkler Basis der Vorderflügel aussen eine weissliche Subapical-Fleckenreihe.

44. Amauris Hanningtoni Butl. Proc. zool. Soc. 1888, p. 91. ♂♀ Pare, ♀ nur 70 Millimeter, hat den Aussenrand der Vorderflügel weniger eingezogen.

45. A. Ochlea B. Trimen, l. c. I. 60. ♂ Wugire.

46. Hyalites (Acraea) Neobule Dbl., Trimen, I. 137. Tschagga.

47. H. insignis Dist. zool. Proc. 184, 1880 (Balbina Oberth. Étud. d'Entomol. XII. 1888, 6. Taf. III, f. 8). Usambara im Walde; die Form mit zusammengeflossenen Flecken der Hinterflügel selten.

48. H. Encedon L. Trimen, l. c. I. 163 (Usagarae Staudg. i. l.), Nyikasteppe, Pare, Tschagga.

49. H. v. Lycia Fab. Staudg., Taf. 33, S. 83. Kisuani.

50. Gnesia sp. bei perenna ♂ Taveta, geflogen.

51. G. sp. bei Zethes, ♀ Bumbuli (C. Usambara).

52. G. natalicu Bsd. ♂ Usambara, Nyika, Pare, ♀ dunkel von Schembekesa.

53. G. **Rosina** m. **n. sp.** ♂ Verh. d. zool.-bot. Ges. 1891, 2. Hft., 565. ♂ Nyika.

54. Telchinia Oncaea Hopff., Trimen, l. c. 147. ♂ Nyika.

55. T. sp. affinis priori, ♂♀ Ende November Nyika.

56. T. Cabira Hopff., Trimen, I. 173, die Flecken röthlichgelb. bis zur Vorderflügelwurzel sich ziehend. Mtai, Usangi, Ebene bei Mlalo.

57. Planema sp. verflogen. ♀ Pare.

58. Pl. montana (Butl.?) m. Annal. d. naturhist. Hofmuseums 1891, VI, 3. Heft. ♂ von Hemsiga, ♀ von Pare.

59. Pl. Jacksoni E. Sharpe, ann. and mag. nat. hist V. 1890 335, und Waterhouse Aid to identif. Ins. II. Taf. 189, f, 1. Nyika. 3 ♀, eines mit 70 Millimeter Spannung, ähnlich P. Esebria mit breiterer Subapicalbinde, das Weiss der Hinterflügel mehr gelblich, der schwarze Rand der Hinterflügelunterseite röthlich-gelb überflogen.

60. Planema Telekiana m. Annal. d. k. k. naturh. Hofmuseums VI. 1891, 3. Heft. ♂ Pare.

61. Pl. confusa m. **n. sp.** Johnstoni Butl. Proc. zool. Soc. 1888, S. 91. ♀, non Godman in Johnston's Kilima-Ndjaro, Anhang, S. 348. ♂ Usangi, Pare, ♀ Nyika, Tschagga.

62. Atella Phalantha Dr., Trimen, l. c. I. 189. ♂♀ Tschagga.

63. Pyrameis cardui L., Trimen, I. 200. Nord-Unguu, Pare. Tschagga, Usegua. Nicht lebhaft gefärbt.

64. Junonia Cebrene Trimen, l. c. I. 210. Usegua, Pare.

65. J. Clelia Crm., Trimen, l. c. I. 214. Pare, Usambara.

66. Precis (?) Sophia Fab. Trimen, I. 221 und III. 400. Ann. d. naturh. Hofmuseums VI. 1891, 3. Heft, aus vach. infracta Butler, Proc. zool. Soc. London 1888, S. 63. Usambara.

67. Pr. Cloantha Cr., Trimen, I. 222, var. natalensis Staudg. exot. Tagf. 101, T. 38. Nord-Pare.

68. Pr. Octavia Cr., Trimen, I. 229. Usambara.

69. Pr. Sesamus Trimen, I. 231, pl. IV, f. 3. Nord-Pare.

70. Pr. Guruana m. Verh. zool.-bot. Ges. XLI. 1891, 2. Heft, 564. ♀♂ Nord-Nguru.

71. Pr. vetula. Staudg. exot. Tagf. 1885, S. 101. ♂ Pare.

72. Pr. Kowara Ward (1871)? Mittel-Pare, ♂ Kisungu.

73. Pr. natalica Feld. Trimen, l. c. I. 238. Mabille hist. d. Madag. pl. 13, f. 5. ♂♀ Kisuani, Nord-Unguu.

74. Pr. Elgiva Hew., Trimen, l. c. 240, Staudg. 100, Tf. 37. Nord-Unguu, Usambara, Pare, Mgambo im dichten Walde; die Unterseite zwischen Graubraun (Zipha Butl.) und Gelb abändernd. 3 ♂♀.

75. Salamis anacardii L., Trimen, I. 244. ♂ Pare, Nyika; nicht gross, licht.

76. Eurytela Dryope Cram., Trimen, I. 261. ♀ Taveta.

77. Eur. Hiarbas Dr., Trimen, I. 258. ♀ Kwambugu.

78. Eur. Ophione Cr. 114 Trimen, I. 258. ♂ Nyika.

79. Byblia (Hb., Hypanis Bsd.) Ilithyin Dr., Trimen, l. c. I. 264, Roghf. Ann. d. naturh. Hofmuseums VI. 1891, 3. Heft, mit Druvy's Figur stimmend, ♂ bis 55 Millimeter gross. Kahe, Pangani-thal, Taveta; aus der Nyika die Form Götzius Hbst. (= vulgaris Staudg.) auch an den Stanleyfällen des Kongo von Dr. O. Baumann gefangen.

80. Hypolimnas Misippus L. Trimen, I. 277, Staudg. exot. Tagf. 136, Taf. 46. ♂ Nyika, ♀ Pare.

81. Catuna Sikorana Roghf. Verh. zool.-bot. Ges., Bd. 39, 1889, Sitzb., S. 76 und ib. Bd. 41, 2. Heft, S. 563, ♀ von Schembekesa, November 1890, 2000 Meter, 66 Millimeter gross, Hinterflügel unten ockergelb, der weisse Subapicalfleck breiter.

82. Euphaedra Neophron Hopff., Trimen, I. 304. ♂ Gonja, Simbili, mehr ins Blaue als ins Grüne (wie b. Hopff.) schillernd.

83. Euph. violacea Butler (Euryphene v.). Proc. zool. Soc. London 1888, p. 91, Roghf. Ann. d. naturh. Hofmuseums, VI. 3. Heft, 1891. ♂♀ Gonja, Kahe.

84. Hamanumida Daedalus Fab., Trimen, I. 309, Staudg. T. 52, unten weiss gefleckt, ♂ Simbili.

85. Aterica Theophane Hopff. ♂. Gonja.

86. Charaxes (O. Nymphalis Ltr.) Neanthes Hew., Trimen, l. c. I. 320 und III. 406. ♂ Usagara, Ebene.

87. Ch. Eupale Dr., Staudg. Ex. 171, Tf. 58. ♂ Nord-Unguu.

88. Ch. Baumanni m. Verh. zool.-bot. Ges. 1891, XLI. 564. 4 ♀ Pare.

89. Physceneura (Wllgr. 1857, Maniola Staudg. 228) Leda Gerstk., Trimen, l. c. I. 71. Nord-Usambara, Mgambo, gegen Süden häufiger.

90. Mycalesis Eusirus Hopff. Trimen, l. c. I. 105. Gonja, Mgambo, Schele, Taveta.

91. Myc. v. Evenus Hopff. (M. Usugarae, Staudg. i. l.). Schele.

92. Myc. Danckelmani m. **n. sp.** ♂♀ Mgambo, Nord-Unguu (Juli).

93. Myc. (Samanta Moore) perspicua. Trimen, l. c. I. 107. Simbili, Mtai.

94. Chrysophanus peculiaris m. **n. sp.** Usambara, 1200 Meter.

95. Ismene Pisistratus Fab. Trimen, l. c. III. 371, pl. XII, f. 10. ♂ Kisuani, Tschagga.

96. Ism. sejuncta Mabille et Vuillot, Novitates lepidopt. fasc. III. Jan. 1891, pl. III, f. 2 (♀). Das ♂ hat gestrecktere Vorderflügel, die etwas höher gefärbte orange Behaarung der Hinterflügelwurzel reicht kaum bis zum Mittelfelde.

Heterocera.

97. Arichalca Sternecki m. **n. sp.** Bondëi.

98. Sphinx convolvuli L. ♀ von gewöhnlicher Grösse und Färbung. Kahe.

99. Nyetemera Antinorii Oberth. Ann. Mus. civ. Genova XV. 1879, 174 ta I, f. 1 ♀. Nyika.

100. Eusemia africana Butl.? Ann. a. magas. nat. hist. XV. 4. ser. 1875, 142 (Beschreibung zu dürftig). 2 ♀ Pare, Usambara.

101. Egybolia Vaillantina Stoll. Pare, Ebene.

102. Hypercompa zebra m. **n. sp.** ♂ Kwambugu.

103. Antheraea sp. ♂, verflogen, nahe A. Buchholzi Plötz; Maassen und Weymer, Beitr. z. Schmetterlingskunde, IV. Heft, T. XXXI, f. 56. Pare, Gonja, Juni Abends im Lager.

104. Jana Eurymas H. Sch.? Sammlg. aussereur. Schmetterlinge. Heterocera, Taf. XXI, f. 98. ♀ Heboma.

105. Ophideres materna L. Nord-Pare.

106. Patula macrops Crm. Usangi.

107. Cyligramma fluctuosa Crm. Simbili.

108. Cyl. Latona Crm. Pare, Nyika.

109. Achaea chamaleon Gue. Usambara und var. Lienardi Bsd. Schele.

110. Ortholitha? sp. Pare.

111. Geometride, verflogen.

34*a*. Callosune Hildebrandti Staudg., Weibchen, die in der Zeichnungsanlage mit dem ♂ übereinstimmen und nur die üblichen Färbungsunterschiede zeigen, vermag ich nur hierher zu ziehen, da sie auch sonst in der Grösse, 55 Millimeter, zu keinem der mitgebrachten ♂ passen.

Am ähnlichsten ist es C. Annae Wallg.; Trimen, l. c. III. 114. (= cinerascens Staudg., Taf. 23.)

Die Unterschiede vom ♂ sind:

Die Wurzel der Vorderflügel breit schwärzlich, dicht fein gelblich beschuppt, das weisse Mittelfeld schmal mit schwarzem Fleck in der sich erweiternden Zelle 1. Mittelpunkt schwarz, rund, sehr nahe der innen schwarz begrenzten sechsfleckigen, röthlichgelben Subapicalbinde, Rand schwärzlich, Fransen hell.

Hinterflügel vorwiegend schwärzlich, im etwas gelblich überflogenen weissen Discus die aus vier Flecken bestehende Binde, der schwarze Rand verfliesst längs den Adern, Fransen weiss, schwach gescheckt.

Unterseite: Vorderflügelwurzel blassgrünlich, schwärzlich begrenzt saumwärts, fast die Hälfte röthlichgelb, die Spitze heller, Adern schwärzlich, Innenrand weiss, Fleckenreihe wie oben.

Hinterflügel weisslichgelb, Wurzel bis zum doppelten Mittelpunkte grünlich überflogen, fleckenweise aufgelöst durch einen röthlichen Strich in der Mitte jeder Zelle, Adern gebräunt, Costa schwach orange; Fühler schwarz.

61. Planema confusa m. n. sp. Kopf, Hüften und Spitze der ockergelben Palpen schwarz, Leib oben schwarz, an den Ringen gelbgefleckt, Bauch ocker.

Oberseite: Vorderflügel russigschwarz mit weisser Subapicalbinde, aus drei Flecken bestehend, je einen in Zelle 1. 2 (in der Gabel) und 4.

Hinterflügel, Wurzel und Rand, letzterer breit, russigschwarz mit schmutzigweissem Mittelfeld, das durch russige Striemen (beim ♂) verdüstert erscheint. Fransen dunkel.

Unterseite: Vorderflügel blässer mit hellerem Costalrande, gelblichem Spitzen- und schwarz gestriemtem Aussenrande, der beim ♀ unter der Mitte etwas eingezogen ist.

Hinterflügel: Wurzel ockergelb, schwarz gefleckt mit einer aus sieben länglichen schwarzen Flecken bestehenden Reihe begrenzt gegen das weissliche Mittelfeld, welches in Zelle 5 sich ausbuchtet; Rand russigbraun, nach innen rostroth begrenzt, in den Zellen schwarz gestriemt.

Haltzangen des ♂ honiggelb, sparsam gelblich behaart, wenig gebogen, Spitze abgerundet.

Nach der kurzen Beschreibung Butler's l. c. und nur nach dem treffenden Vergleiche mit Amauris Haningtoni Btl. kann man erkennen, dass Butler diese Art vor sich hatte und selbe irrig für das ♀ der rothen Johnstoni Godm. hielt.

Dies kann aber nicht der Fall sein, weil mir von diesen zwei Arten beide Geschlechter, die sonst in der Färbung übereinstimmen, vorliegen.

92. Mycalesis Danckelmani m. n. sp. Verwandt mit Eusirus Hpff., aber durch die tiefschwarze Unterseite und die scharfwinkelige Randbinde der Vorderflügelunterseite sofort zu erkennen.

Oberseite: Vorderflügel schwarzbraun, die Saumbinde (beim ♀ breiter und etwas heller) mit kleinen Spitzen und grösserem gelbgeringten Auge in Zelle 2, nach innen scharf gelblich begrenzt.

Hinterflügel einfarbig, Fransen dunkel. ♂ mit gelblichem Haarpinsel.

Unterseite: Oberflügel bis zu zwei Dritttheilen der Fläche tiefschwarz, die scharf begrenzte weissliche Randbinde saumwärts mehr oder weniger berusst, mit den zwei Augenflecken in Zelle 4 ziemlich ausgebuchtet, von da winkelig zur Costa gehend.

Hinterflügel in der Randbinde mit je einem schwach gekernten Auge in jeder Zelle, die drei nahe dem Innenwinkel grösser und deutlich schwarz mit weisser Pupille; beim ♀ grösser, die

Randbinde heller mit deutlicher dunklerer, gezackter Saumlinie, auch auf den Vorderflügeln.

♂ 50, ♀ 52 Millimeter Spannung.

Mgambo, Nord-Nguru, von Sikora in Usagara, v. L. v. Höhnel auch in Meru gesammelt. (M. C.) Nach dem Freunde Herrn O. Baumann's, dem Kongoreisenden Dr. Frh. v. Danckelman in Berlin, auf Wunsch des Entdeckers benannt.

94. Chrysophanus (Hb., Polyommatus aut.) peculiaris m. Stirne weiss mit zwei feinen schwarzen Striemen, Palpen weiss, Endglied fein schwarz, Fühler schwarz, innen weiss geringelt, Leib bräunlich, grau behaart, Brust und Beine weisslich, Tarfen dunkel, Bauch gelblich.

Oberseite: Vorderflügel gestreckt, grau mit einem Stich ins Bräunliche, dunklerem Mittelmonde und gleicher Randlinie.

Hinterflügel gleich, mit schwarzem Makel in Zelle 2 und einem Doppelfleck im Afterwinkel.

Unterseite: Vorderflügel weisslich mit schwach gelblicher Costa und gleich gefleckten Saummonden, starkem länglichen Mittelmonde (der oben durchscheint), eine Reihe von fünf schwarzen Flecken, bräunlicher Randbinde und schwarzen Fransen.

Hinterflügel weiss mit tiefschwarzen Punkten in der gewöhnlichen Anordnung bei den Lycaenen, Afterwinkel röthlichgelb, saumwärts schwarz gefleckt, in Zelle 2 ein schwarzes, bläulich aufgeblicktes Auge, Randlinie braun, Fransen schwarz mit feinen weisslichen Enden. Spannweite 41 Millimeter, ♂.

Usambara in circa 1200 Meter Höhe; erinnert von oben an Lyc. Parsimon Fab. und Ch. Xanthoides Boid. Die gerundete Flügelform gleicht aber mehr Ch. Thoe Boid., die fast weisse Unterseite und starken schwarzen Flecken entfernen die Art von beiden.

97. Arichalca (Wllgr. 1858) Sternecki m. n. sp. 34 Millimeter. Etwas kleiner als A. erythropyga Wllg. Wien. ent. Monatsschr. IV. 38. Fühler gebrochen, Reste schwarz, Stirne und Rücken erzgrün, Scheitel und Palpen kirschroth, Schulterdecken goldig, Hinterleib gelb mit schwarzem Fleck auf jedem Ringe, Beine und Bauch metallisch schwarz, After röthlich.

Vorderflügel dicht mit grünspangrünen Schuppen bedeckt, mit drei kirschrothen, schwarzgesäumten Binden bis zur Mitte, an der Flügelspitze und der Costa drei längliche und am Aussenrande zwei gleichgefärbte Flecken, von denen der obere einen zinkenartigen Anhang nach innen hat. Saum metallgrün.

Hinterflügel gelb mit schmalem schwarzen Rande und Fransen.

Unterseite: Oberflügel schwärzlich, an der Wurzel gelb, die Zeichnungen röthlich durchscheinend; Hinterflügel wie oben, Rand nach vorne metallisch beschuppt. ♂? Bondëi.

Zu Ehren des Herrn k. u. k. Oberstlieutenant Ritter v. Sterneck, Vorstand der Sternwarte des k. und k. militär-geographischen Institutes benannt.

102. Hypercompa (?) zebra m. n. sp. Nahe H. bellatrix Wlk. (63 Millimeter), aber kleiner (56 Millimeter) und zarter; Grundfarbe der Vorderflügel etwas heller als die ockergelben Hinterflügel, Binden der Vorderflügel schmäler und tintenschwarz, nicht bleiglänzend wie bei bellatrix, im Innenwinkel fehlen die zwei Saumflecken.

Hinterflügel ohne Mittelbinde, mit rundlichem Costal- und nierenförmigem Randfleck, breiter, in Zelle 4 schmal gebuchteter tintenschwarzer Saumbinde. Unterseite gleich, nur die Spitzenbinde der Vorderflügel und der Vorderrand der Hinterflügel heller.

Rücken gleich bellatrix, Hinterleib an den Seiten nicht gefleckt, Brust, Bauch und Beine schwarz, Mittel- und Hintertarfen heller. Usambara, Kwambugu, Ende April.

IV.

Untersuchung von sechs Schädeln aus dem Paregebirge

von

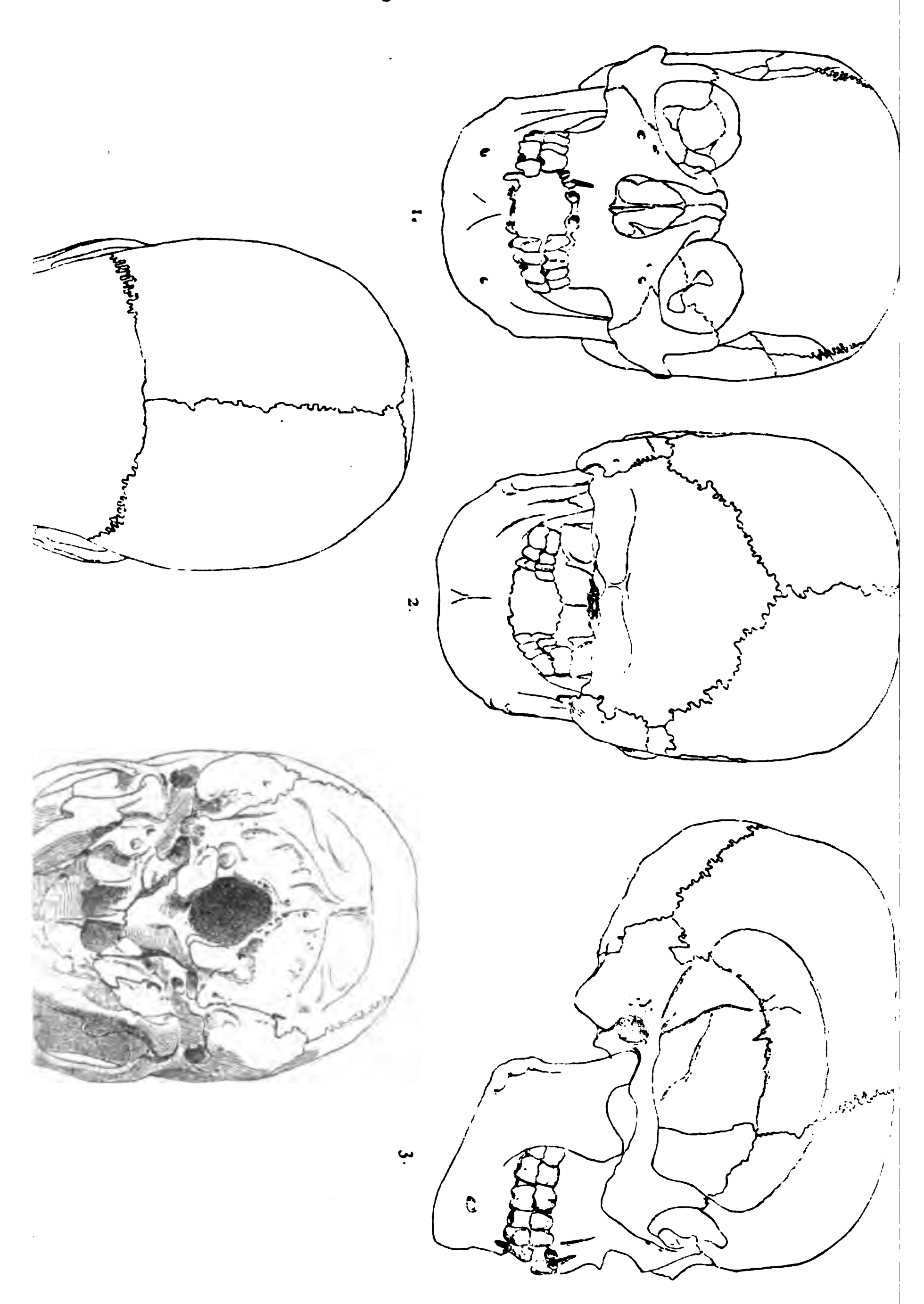
Dr. A. Weisbach
k. und k. Oberstabsarzt.

Die nachfolgenden Schädel hat Dr. Oscar Baumann von seiner letzten Reise mitgebracht, und zwar die ersten fünf aus Süd-Pare, dem Stamme der Wapare angehörig, den sechsten vom

Stamme der Wagueno in Nord-Pare. Beide Volksstämme gehören ihrer Sprache nach zur grossen Bantufamilie.

Wapare 1. Schädel eines circa 30 Jahre alten Mannes; mässig grosser Dolichocephalus (Index 715) an der unteren Grenze der Hypsicephalie (Höhenindex 752), Knochen schwer, daher die eher kleine Schädelhöhle (1410 CC. mit Erbsen bestimmt), die Nähte reichzackig, besonders die Lambdanaht, wo rechts unten ein grosses Zwickelbein. Obere Ansicht lang, schmaloval, Stirne breit abgestutzt, Schläfen flach, Hinterhaupt bogenförmig abgerundet, Hinterhauptsansicht hoch, schmal-, fünfeckig, oben und unten gleichbreit; Hinterhauptsschuppe glatt, ohne Rauhigkeiten, Interparietaltheil kurz. Untere Ansicht: Hinterhaupt parabolisch, Receptaculum etwas aufgerichtet flach; for. occ. klein, schmal, Condyli klein flach; Flügelfortsätze breit; Gaumen gross, sehr tief, leptostaphylin (792); zwischen den beiden oberen, inneren Schneidezähnen ein weiter Zwischenraum. Seitenansicht lang und hoch; Stirne senkrecht, glatt (ohne arcus), stark gewölbt (sagitt. Sehne: Bogen = 1 : 1·158), Scheitel sehr wenig gewölbt, Hinterhaupt flachbogig; Zitzenfortsätze massiv, Gesicht prognath mit sehr schiefem Zahnfachfortsatz. Vorderansicht: Gesicht gross, leptoprosop (953), Jochbeine angedrückt; Stirne in der Mitte stumpfkielförmig vorgewölbt, Orbitae viereckig, hypsikonch (864); Nasenwurzel breit, Nasenbeine mässig breit, an der Wurzel fast flach, dann vorstehend, Nasenöffnung breit, platyrrhin (560), die spina nas. inf. aber deutlich. Unterkiefer sehr gross, stark mit breitgerundetem Kinn und steilen, grossen, sehr breiten Aesten.

Wapare 2. Mann, circa 30 Jahre alt; mässig grosser (1440 CC.), sehr ebenmässiger orthocephaler (712) Langschädel (728), leichten Knochenbaues mit sehr armzackigen Nähten. O. sehr regelmässig, schmaloval mit breiter Stirne, sehr wenig gewölbten Schläfen und wenig sichtbarem, flachbogigem Hinterhaupte. H. rundlich; Hinterhauptschuppe glatt, Interparietaltheil lang. U. Hinterhaupt kurz, parabolisch, Receptaculum flach; for. occ. klein, rhombisch, Condyli sehr klein, flach und niedrig; Flügelfortsätze schmal; Choanen gross, breit; Gaumen mesostaphylin (847); zwischen den inneren oberen Schneidezähnen ein 7 Millimeter weiter


1.
2.
3.

Zwischenraum. S. lang, Stirne senkrecht, glatt, stark gewölbt (1·151 in sagittaler), Scheitel flach, Hinterhaupt flachbogig; Zitzenfortsätze massiv, kurz, Gesicht etwas alveolarprognath. V. Gesicht gross, breit, chamaeprosop (881), Jochbeine angedrückt; Stirne schön gewölbt, Orbitae viereckig, hypsikonch (894); Nasenwurzel sehr breit, Nasenbeine klein, schmal, flachrückig, Nasenöffnung gross, sehr breit, platyrrhin (574), mit deutlichem unteren Rande und kleinem, scharfen Nasenstachel. Unterkiefer gross, stark, Kinn breit gerundet, Aeste gross und breit, schräge aufsteigend.

Wapare 3. Mann, circa 40 Jahre alt. Kleiner (1390 CC), leichter, rehr ebenmässiger Dolichocephalus (722) an der Grenze zwischen Ortho- und Hypsicephalie (750), mit sehr feinzackigen Nähten. O. Sehr regelmässig, schmaloval mit breiter Stirne, flachen Schläfen und etwas vorragendem, abgestutzten Hinterhaupte. H. rundlich, schmal. Hinterhauptsschuppe glatt, ziemlich gewölbt, Interparietaltheil lang. U. Hinterhaupt breitparabolisch, Receptaculum etwas aufgerichtet, kurz; for. occ. gross, oval; Condyli klein, flach, niedrig, Flügelfortsätze breit, Choanen gross, breit; Gaumen gross, lang, leptostaphylin (720), Zähne flach abgeschliffen, die oberen, inneren Schneidezähne nahe beisammen stehend. S. hoch, länglich. Stirne etwas geneigt, arcus angedeutet, stark gewölbt (1·162), Scheitel wenig gewölbt, Hinterhaupt etwas vorgebaucht. Zitzenfortsätze kurz, mässig stark. Gesicht stark prognath, alveoli sehr schief. V. Gesicht chamaeprosop (844), Jochbeine angedrückt; Stirne breit, ihre Mittellinie firstförmig angedeutet; Orbitae sehr gross, viereckig, hypsikonch (878); Nasenwurzel mässig breit, Nasenbeine klein, schmal, flachrückig; Nasenöffnung breit, platyrrhin (560), mit verstrichenem, untere Rande und deutlicher, kleiner spina anterior. Unterkiefer gross, stark, Kinn schmal gerundet, seine Aeste steil, gross, sehr breit.

Wapare 4. Mann, circa 40 Jahre alt. Kleiner (1155 CC.), schwerer orthocephaler (724) Mesocephalus (763) mit meist armzackigen Nähten. O. länglichoval, Stirne sehr breit abgestutzt, Schläfen flach, Hinterhaupt wenig stumpf vortretend. H. rundlich, Hinterhauptschuppe stark gewölbt, glatt, Interparietaltheil

kurz. U. Hinterhaupt schmalparabolisch, Receptaculum flach, lang; for. occ. klein, länglich; Condyli klein, niedrig, ganz flach; Flügelfortsätze breit; Gaumen flach, sehr breit und kurz, bradystaphylin (911), zwischen den inneren, oberen Schneidezähnen ein kleiner Zwischenraum; Choanen klein, sehr niedrig. S. lang; Stirne senkrecht, stark gewölbt (1·138), glatt; Scheitel oben flach, hinten rasch abfallend zum wenig vorstehenden Hinterhaupte; Zitzenfortsätze klein; Gesicht orthograth. V. Gesicht klein, sehr breit und niedrig, chamaeprosop (825); Stirne, sowie die Nasenwurzel sehr breit, Nasenbeine gross, flachrückig, Nasenöffnung breit, platyrrhin (574), mit scharfem unteren Rande, aber undeutlicher Spina. Orbitae klein, viereckig, chamaekonch (783). Unterkiefer stark, Kinn schmal zugespitzt, Aeste ziemlich steil, niedrig, sehr breit.

Wapare 5. juv. mit 14 Zähnen im Oberkiefer und offener Synchondrosis basilaris. Kleiner, dünner hypsicephaler (776) Dolichocephalus (739) mit armzackigen Nähten. O. sehr regelmässig schmaloval; Stirne breit, Schläfen flach, Hinterhaupt etwas stumpf vorragend. H. sehr hoch, schmal, oben gerundet. Schuppe glatt, mit sehr kurzem Interparietaltheile; im rechten Schenkel der Lambdanaht ein grosses Zwickelbein. U. Hinterhaupt lang, schmalparabolisch, Receptaculum lang, flach, aufgerichtet; for. occ. gross, breit; Condyli klein, flach, niedrig; Gaumen klein, breit, flach, brachystaphylin (853). S. sehr hoch, kurz, Stirne senkrecht, stark gewölbt, glatt, Scheitel oben flach, hinten rasch abfallend zum wenig vorgebauchten, flachen Hinterhaupte. Zitzenfortsätze sehr klein. Beiderseits die alae magnae des Keilbeines derart verschmälert, dass sie als ganz schmale Streifen knapp hinter dem Jochbeine nur mit dem Stirnbeine in Berührung stehen, während die weit nach vorne gerückte Schläfenschuppe das Stirnbein in 1·5 Centimeter Ausdehnung berührt. V. Gesicht schmal, prognath, Jochbeine sehr angedrückt; Stirne stark gewölbt, Orbitae gross, viereckig, hypsikonch (914); Nasenwurzel fast flach, Nasenbeine klein, schmal, apertura platyrrhin (547), unten scharfrandig, spina kaum angedeutet; alveoli kurz, sehr schräge.

Wagueno. Schädel eines circa vierzigjährigen Weibes; sehr kleiner (1090 CC.), leichter, orthocephaler (727) Mesocephalus

(775) mit sehr armzackigen Nähten. O. langoval, Stirne breit abgestutzt, Schläfen flach, Hinterhaupt wenig vorragend. H. rundlich, Pfeilnahtgegend etwas vortretend, Hinterhauptsschuppe glatt, Interparietaltheil mässig lang. U. breitparabolisch, Receptaculum kurz, flach, etwas aufgerichtet; for. occ. klein, Condyli stark, ziemlich convex, aber niedrig; Flügelfortsätze breit. Choanen gross, sehr hoch (Index 815); Gaumen gross, lang, leptostaphylin (711). S. lang, hoch; Stirne senkrecht, ganz glatt, Hinterhaupt etwas vorstehend; Warzen klein. Gesicht prognath. V. Gesicht breit, Stirne in der sagittalen Richtung vorgewölbt; Orbitae sehr gross, hypsikonch (918); Nasenwurzel sehr breit, nicht vertieft, Nasenbeine schmal, ganz flachrückig, apertura gross, hyperplatyrrhin (608) mit verstrichenem unteren Rande und sehr kleiner spina ant.; alveoli hoch und schief.

Alle diese sechs Schädel stimmen in vielen Beziehungen miteinander überein; sie sind klein, schmal, meistens Orthodolichocephali mit breit abgestutzter, senkrechter, glatter, stark gewölbter Stirne, flachen Schläfen und wenig vorragendem, flachbogigem Hinterhaupte ohne vortretende Muskelleisten und tuberos. occ. externa.

Ihr Receptaculum ist etwas aufgerichtet, flach; die condyli occip. sind klein, niedrig, flach, die Flügelfortsätze breit, die Choanen breit und niedrig, der Gaumen meistens gross, nicht selten mit einem ansehnlichen Zwischenraume zwischen den inneren Schneidezähnen. Das Gesicht ist chamaeprosop, wenig prognath, mit angedrückten Jochbeinen, viereckigen, hypsikonchen Augenhöhlen, breiter flacher Nasenwurzel, schmalen Nasenbeinen, platyrrhiner apertura pyriformis, deren unterer Rand, wie auch die spina nasalis, jedoch deutlich ausgeprägt ist. Der grosse starke Unterkiefer besitzt ein gerundetes, keineswegs zurücktretendes Kinn und grosse, steile, breite Aeste.

Mit den von Virchow („Neue Untersuchungen ostafrikanischer Schädel" in Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1891, VIII) beschriebenen Schädeln der Wabondëi, Wadigo, beide aus dem niedrigen Vorlande von Usambara, und Wakamba, aus dem Lande Ukambani in der Nähe des Keniagebirges, stimmen unsere Schädel in mancher Beziehung überein,

wie in der geringen Grösse, der langen Gestalt (bald dolicho- bald mesocephal) bei verschiedener Höhe (entweder ortho- oder hypsicephal), in der Hypsikonchie und Platyrrhinie.

Masstabelle.

Masse	Wapare Nr. 1 ♂ c. 30 J.	Nr. 2 ♂ c. 30 J.	Nr. 3 ♂ 40 g J.	Nr. 4 ♂ 40 g J	Nr. 5 juv.	Wagueno ♀ 40 J.
Rauminhalt (CC.)	1410	1440	1390	1155	1120	1090
Umfang 14*)	509	528	495	507	447	480
Grösste Länge 2	186	188	180	178	161	169
Grösste Breite 4	133	137	130	136	119	131
Höhe 6	140	134	135	129	125	123
Breitenindex	715	728	722	763	739	775
Höhenindex	752	712	750	724	776	727
Nasenwurzel bis tuberos. occ. est: Sehne	180	173	169	169	153	157
Nasenwurzel bis tuberos. occ. est: Bogen	311	332	308	308	282	294
Breite der Schädelbasis	115	126	122	124	103	116
Querumfang 16	312	305	290	292	264	281
Vorderhauptslänge	120	112	111	108	101	101
Sagittaler Stirnbogen	139	129	129	123	115	114
Vorderhauptsbreite	100	111	105	108	99	104
Horizontaler Stirnbogen	160	174	163	169	144	155
Kleinste Stirnbreite 5	96	104	99	98	86	96
Vorderhauptshöhe 7	140	134	135	129	126	122
Mittelhauptslänge	107	121	106	113	106	106
Sagittaler Scheitelbogen	118	136	116	127	118	120
Ohrbreite	124	132	122	129	112	125
Scheitelbeinbreite: Sehne	104	100	94	102	96	92
Scheitelbeinbreite: Bogen	121	111	108	120	113	108
Keilschläfenlänge	91	91	96	83	78	82
Hinterhauptslänge	98	92	90	90	86	89
Sagittaler Hinterhauptsbogen	116	114	105	110	97	106
Interparietal- Länge	53	60	58	54	45	55
Receptaculum- Länge	59	48	44	52	49	44

*) Die beigefügten Zahlen bezeichnen die identischen Masse nach der Frankfurter Verständigung.

Masse		Wapare Nr. 1 ♂ c. 30 J.	Nr. 2 ♂ c. 30 J.	Nr. 3 ♀, 40 gJ.	Nr. 4 ♂ 40 gJ.	Nr. 5 juv.	Wagueno ♀ 40 J
Hinterhauptsbreite		109	106	109	104	95	104
Querer Hinterhauptsbogen		142	133	142	140	131	125
Hinterhauptshöhe		119	116	116	114	111	106
Warzenabstand 18a		97	101	107	103	88	97
Schädelbasislänge 10		107	101	104	96	89	96
For. occ. m.	Länge 12	34	34	38	34	38	31
	Breite 13	28	28	32	27	28	26
Gesichtshöhe 19		122	119	114	109	..	-
Mittelgesichtshöhe 20		75	67	69	66	58	67
Obere Gesichts-	Breite 18	108	112	110	106	96	109
Joch-	Breite 18	128	135	135	132	109	—
Gesichtsindex		935	881	844	825	—	—
Mittelgesichtsindex		585	496	511	500	532	—
Jochbeinlänge	Sehne	83	79	85	81	71	76
	Bogen	93	90	99	93	80	—
Oberkiefer-	Länge 30	109	97	102	95	89	98
	Breite	97	100	94	98	83	100
Gaumen-	Länge	53	46	50	45	41	45
	Breite 29	42	39	36	41	35	32
	Index	792	847	720	911	853	711
Orbita-	Breite 23	37	38	41	37	35	37
	Höhe 25	32	34	36	29	32	34
	Index	864	894	878	783	914	918
Nasen-	Wurzelbreite	25	29	21	24	19	25
	Höhe 21	50	47	50	47	42	46
	Breite 22	28	27	28	27	23	28
	Index	560	574	560	574	547	608
Choanen-	Breite	26	31	31	30	26	27
	Höhe	21	22	22	18	21	22
	Index	807	709	709	600	807	815
Untere Gesichtsbreite		106	98	102	97	–	—
Unterkieferlänge (Bogen)		231	203	229	221	—	—
Ast-	Höhe	57	54	50	49	—	—
	Breite	40	35	41	39	—	—

V.

Proben der Kissegeju- und Kiparesprache

von

Dr. Oscar Baumann.

Nachfolgende sprachliche Materialien wurden von mir Eingeborenen abgefragt, die ausser ihrer Muttersprache auch Kiswahili verstanden, mit welchen ich also direct verkehren konnte. Der Vorgang war derart, dass ich den Leuten das betreffende Kiswahiliwort (oder den betreffenden Satz) vorsagte, worauf diese es in ihrer Sprache wiedergaben. Um eine Controle dieses Verfahrens zu ermöglichen, sowie um den Vergleich zu erleichtern, habe ich dem deutschen auch den ursprünglichen Kiswahilitext beigegeben. Als Gewährsmänner für Kissegeju dienten mir hauptsächlich ein Mann und eine Frau aus Buiti, für Kipare zwei Männer aus Süd-Pare.

	Kiswahili	Kissegeju	Kipare
Eins	moja	moti	muesu
Zwei	mbili	elle	biri
Drei	tatu	datu	tatu
Vier	nne	niaa	nne
Fünf	tano	itano	sanu
Sechs	sita	dandatu	tandatu
Sieben	saba	muassa	fungate
Acht	nane	nianya	nane
Neun	kenda	kenda	ekenda
Zehn	kumi	ikumi	kumi
Elf	kuminamoja	kumina moti	kumina muesu
Zwanzig	ishrin	mirongo ili	mirongo miili
Hundert	mia	ianna	igana
Fünfhundert	hamsomia	maianna dano	magana masanu
Einmal	mara moja	marra moti	kamuesu
Zweimal	mara pili	marra aili	nikeri
Dreimal	mara tatu		ntatu
Viermal	mara nne		ninne
Fünfmal	mara tanu		nsanu
Wie oft?	mara ngapi?	marra ienno?	nikangahi?

	Kiswahili	Kissegeju	Kipare
Wann bist du gekommen?	umekuja lini?	uassa uende?	wasa rini?
Heute	leo	monte	iki
Morgen	kesho	roio	niabo
Gestern	diana	ioro	mtonto
Sogleich	sasa hivi	ualendu au	sia naha
Wo gehst du hin?	una kwenda wapi?	ujinako?	uátongahi?
Hier	hapa	awa	aha
Dort	kule	koola	hala
Alle (Leute)	(watu) wote	atu onde	uose
Allein (ich)	pekeangu	orinie uengaa	neretua muenie
Wieviele (Leute)?	wangapi?	atu aienna?	wanga?
Ja	ndio	ndego	nihikio
Nein	lá	takori	tehena
Drinnen	ndani	deni	deni
Draussen	nje	koiossa	nanje
Voran (sein)	mbele	moja	arongore
Hinten	nyuma	tina	nyuma
Oben	ju	uru	halanga
Unten	chini	ndi	ahasi
Sonne	njua	muado	suwa
Mond	muesi	mueri	mueji
Regen	mvua	nduara	mbua
Tag	mchana	mdenia	iki
Nacht	usiku	utoku	kio
Kalt	baridi	mwefo	mpeho
Hitze	moto	mogi	moto
Feuer anzünden	(ku) washa moto	acha mogi	
Wald	msitu	daka	msitu
Berg	mlima	goka	tuvi
Hügel	kilima		mgongo
Wasser (Fluss)	maji	massi, russi (Fluss)	pombe
Das Wasser ist heiss	maji ana moto	massi me mogi	pombe áwatikwa
Das Wasser ist kalt	maji ana baridi	massi me mwefo	pombe éhvie
Rauch	moshi	ingi	moshi
Eisen	chuma	kirea	menia
Stein	mawe	jive	ibue
Baum fällen	kukata miti	kutema mti	tatema mti
Süsse Kartoffel	kiasi	rasi	kiogwe
Banane (Frucht)	ndisi	maruo	majibu
Banane (Pflanze)	mgomba	ngenda	
Mais	mhindi	bemba	hemba
Bohnen	kunde	ndorok	pojo

	Kiswahili	Kissegeju	Kipare
Pfeffer	pilipili	pilipili	vipili
Stock	fimbo	ndata	msata
Mein Stock ist lang	fimbo langu mrefu	ndata iakua ndassa	msatanga ndesu
Salz		muniu	muniu
Hund	mbwa	nguro	ikui
Der Hund bellt	mbwa analia	nguro nakoru	ikui isaia (gurue)
Rind	ngombe	ngombe	ngombe
Kuh	ngombe mke		ngombe ashe
Stier	ngombe mume		ngombe nsau
Ziege	mbusi	mburri	mbuji
Schaf	kondoo	ngundu	gonji (goto)
Zebra	punda miria	foro	nsagi
Flusspferd	kiboko	boko	mvuru
Krokodil	mamba	mamba	mamba
Maus	panya	mbeia	mgosue
Affe	kima	tue	kima
Vogel	ndege	niuni	idege
Huhn	kuku	ngugu	kuruvi
Ei	yai	tumbe (pl. watumve)	magi
Milch	maziwa	maria	mave
Schlange	nyoka	soka	nioka
Pyton	nyoka mkubwa	tara	bili
Insecten	wadudu	dudu (pl. adudu)	mashungushungu
Fisch	samaki	nguluma	nguluma
Biene (Honig)	nyuki	suki	ndoke
Horn	pembe	ruvea	luhembe
Elfenbein	pembe ya tembo	ruvea ra'sou	tembo
Mann	mume	mrume	ubange
Weib	mke	moka (pl. aka)	bora
Diese Frau hat sechs Kinder geboren	mke huyu amezaa watoto sita	moka oio oshara ana tendatu	mche hau amezaa muana mtandatu
Wo bist du geboren?	umezaliwa lini?	wa sharuaku?	umogi uehi?
Er ist todt	amekufa	akógua	afua
Kind	mtoto	muana	kadiana kadori
Heirat	arussi	iambula	msanga
Vater	baba	papa	wawa
Mutter	mama	mama	mcheku
Bruder	ndugu	ndugu	ndugu
Schwester	dada	dugu iakwa	lumburia
Grossvater	baba mkubwa	papa ngulu	kaka
Grossmutter	mama mkubwa	ngolu	koko
Greis	mzee	mzee	mgossi msima(kimeku
Er ist alt	ana mzee		ana mgossi msima

	Kiswahili	Kissegeju	Kipare
Familie	nduguie	ndugushakwa	jinaua
Volk	kabila	kabila	kisuku
Knochen	mfupa	moindi	windi
Stirne	komo	kidangu	wusho
Gehirn	bongo	uongo	bongo
Gesicht	uso	kidangu	wusho
Fleisch	nyama	nyama	nyama
Blut	damu	takame	sakame
Haut	ngosi	nduara	muiri
Haupthaar	nyuele	shele	nuii
Kopf	kichwa	mutue	mutu
Auge	ijo	rido	siso
Brauen	kope	niusi	mazinzi
Ohren	mashikio	kutu	sikio
Nase	puo	juru	mpua
Mund	domo	mromo	momo
Zahn	meno	meio	madiego
Zähne spitzmachen	ku chonga meno		ku mchagasha
Zunge	ulimi	rurimi	lumi
Hals	shingo	gingo	singo
Arm	mkono	koko (pl. moko)	mkono
Ellenbogen	kisigino	kissigino	kigussuno
Finger	kidole	chara (pl. jiara)	kichaa
Nagel	ukucha	nduara	lukombe(sing.kombe)
Brust	kifua	kati	pafu
Busen (weiblicher)	maziwa	ria	masee
Bauch	tumbo	ndani	nifu
Fuss	mguu	kuru (pl. mauru)	guugu
Knie	gote	mavindi	kunkuru
Sohle	wayo	niari	irato
Handfläche	kiganda cha mkono	kifumba	maganza
Waschen (Zeug)	ku fua (nguo)	guji fua (ngoa)	kusuka (suke)
Speise	chakula	usuro	kijo
Ich esse	ninakula	ngoria	nila kijo
Er isst	anakula		ela kijo
Hunger	njaa	sara	ndsota
Trockene (Sache)	(kitu) kikavu		kijumu
Ohrklotz			kijvua
Ohrschmuck			sigare
Haus	nyumba	nyumba	nyumba
Thor	mlango	mromo	mlangu
Stuhl	kiti	kitumbe	fumbi
Topf	mtungi	mvuko	sangu

	Kiswahili	Kissegeju	Kipare
Löffel	kijiko	kiko (pl. miko)	muko
Messer	kisu	kaviu (pl. tuviu)	kahandu
Axt	shoka	ndoko (pl. madoka)	hoia
Markt	gulio	cete	kiete
Sprechen	kusema	kuamba	tu tete
Rufen	kunita	ku muita	ku muitanga
Sehen	kuona	gu mona	
Er sieht	anaona		erereha
Gross	mkubwa	mkulu	mbaha
Klein	ndogo	mdodo	mdori
Krankheit	ugonjwa	uruari	eua
Medicin	dawa		uganga
Weiss	nieupe	kitu kisaru	diewa
Schwarz	nieusi	muiru	jiru
Klug	mwenyi akili	akili	eche
Dumm	mpumbafu	mdu mlim (pl. wadu wadimu)	rundu
Pfeil	mshari	muji	muvui
Bogen	uta		wuta
Schwert	simme	ruvio	muandu
Speer	mkuki	tummo	chummo
Schild	mgao	ngao	mgosa
Ich koche Essen	na pika chakula	nguruo ussuro	narunga gijo
Feuer	moto	mogi	moto
Rauch	moshi		moshi
Eisen	chummah		menia
Trommel	ngoma	ngoma	ngoma
Tanzen	kucheza	ku tinda	ngasso
Ich kaufe	nina nunua	gu doja	nizora
Häuptling	jumbe	zumbe	mfumua
Sklave	mtumwa	muera	nzora
Freund	rafiki	niasso	buia oder sela
Fremder	mgeni	miueni (pl. aieni)	mageni
Krieg	mvita	ita	kondo
Friede	amani	amani	takundana
Gut	mwema	nessa	nihedi
Schlecht	mbaya		kiwiwi
Lüge	mwọngo	uvungu	mongo
Ich liebe meinen Bruder	ninapenda ndugu-jangu	ngue nadugi shakwa	namkunda ndugu-jangu
Suchen	ku tafuta	gula-cha	nenda
Ausruhen	ku pumusika	ku pumusika	nahema
Sitzen	ku kaa kitako	gu kaala	neikasi

	Kiswahili	Kissegeju	Kipare
Schneiden	ku kata		ni tema (ich)
Den Baum schneiden	ku kata mti	gu tema mti	
Der Stock bricht	fimbo anavunjika	fimbo iakwa kunika	data abeka
Ich breche den Stock	na vunja fimbo		neibaa data
Der Stock ist zerbrochen	fimbo amevunjika	fimbo iakwa iraunika	data yeteka
Ich schlage	ninapiga		ni bige
Ich werde dich schlagen	nitakupiga	nsakuala	
Ich schöpfe Wasser	Ninateka maji		nitaha pombe
Wasser schöpfen	Kuteka maji	gukawa massi	
Ich decke zu (Topf)	Ninafunika	ningujika wuko	nifulikira sangu
Viele	engi	engi	wangi
Neu	mpya	nivia	shaa
Alt	mbovu	uru	yafaka
Ich freue mich	nina fraha	gonanessa	nimkunda
Er ist ein guter Mann	Ana mtu mwema		ana mdu edi
Dieser ist ein guter Mann	Huyu na mtu mwema	oio ni mdu mdolo	
Diese sind gute Leute	Hawa wana watu wema	onde ni a tu wadoro	
Früher war er ein guter Mann jetzt ist er schlecht	Zamani alikaa mtu mwema, sassa ana mbaya	uekara alimdu mdoro, nendau ni mpei	
Die Ziege trinkt Wasser	mbusi anywa maji	mburi kunia massi	mbuji janua pombe
Ich gebe der Ziege Wasser zu trinken	nina mpa maji a kunywa kwa mbusi	warinie nguva mburi massi aniue	mbuji naeka pombe
Er hat die Thüre geöffnet	akafungua mlango		ajugua muangu
Die Thüre öffnen	kufungua mlango	gudora mromo	
Ich friere	ninaona baridi	gona wefo	neitigie peho
Es regnet	mvua ana kuniya	nduara nigura	wua ja biga
Ich habe ihn ergriffen	nimem kamata		nsamgura
Gestern habe ich ihn gefangen	diana nimem kamata	uoro namkuata	
Er ist ermordet worden	alichinjwa	odesua	amkomua
Dieser Mann ist gut	mtu huyu nimwema	mdu oio ni mdoro	mdu huu niedi
Dieser Mann ist nicht gut	mtu huyu simwema	mdu oio si mdoro	mdu huu siedi

	Kiswahili	Kissegeju	Kipare
Dieser Mann ist besser als alle Leute (sehr gut)	mtu huyu mwema a kushinda watu wote	mdu oio ni mdoro-wadu onde	mdu huu niedi a kele wagenji oshe
Ehemals als er kam	zamani alipokuja	kara nalikuoisa	avkai ezie
Wer ist es?	nani?	Nomue?	niuani?
Wer ist der Besitzer?	mwenyeve nani?	muene numue?	niakueni niuani?
Wie viele Kinder hast Du?	una watoto wangapi?	uana ienna?	una wanavo?
Ich will essen	nataka kula	ulacha korie	naenda kulakijo
Ich will nicht essen	sitaki kula	silacha korie	
Er war drei Tage beim Vater	alikaa siku tatu kwa baba	Gukala matuku ma-tatu kwa papa	neike misi mitatu kwa wawa
Ich habe keine Bataten	sina viasi	sikuende irasi	sina uiogue
Er hat nicht	hana	tana	tena
Wir haben nicht	hatuna	ije tuturi	tabura
Er kann die Trommel schlagen	ana jua ku piga ngoma	nomenie koalla ngoma	eweiwua kubiga
Er kann nicht	hajua	tomenia	ngoma

VI.

Ostafrikanische Melodien

in Musik gesetzt von Eugène Thomas.

Die nachfolgenden Melodien hatten die Herren Raphae Hofman und Componist Eugène Thomas die Güte, nach meinen Angaben niederzuschreiben. Die beistehende Version ist nach der Schreibart des Herrn Thomas abgedruckt, welche die Originale völlig genau wiedergibt. Obwohl ganz unmusikalisch, besitze ich doch genügendes Melodiengedächtniss, um für die Richtigkeit der Lieder, deren ich die meisten unzähligemale gehört, einstehen zu können.

Nr. 1 wird abwechselnd auf der Mundharmonika gespielt und gesungen; der Text: „Maniema (u-)nenda wapi? Sokote, sokote twende" bedeutet „Maniema, wohin gehst du? Drehen wir (dir den Hals um) und gehen wir." Das Liedchen, welches sich

auf ein Ereigniss im Aufstande beziehen soll, war zur Zeit meiner Anwesenheit allgemein beliebt.

Nr. 2. Text: „(Tu) gawanye kidogo," „Lasst uns ein wenig theilen."

Der Text zu Nr. 3 ist mir nicht bekannt, der Melodie dürften fremde Einflüsse zu Grunde liegen.

Nr. 4. Text: „Oh selo! Maili amekuja ameleta nguo", d. h. „O, ein Schiff! Der Postdampfer (mail) ist gekommen und bringt uns Kleider." Die Melodie wird abwechselnd auf der Flöte geblasen und vom Chor gesungen.

Nr. 5. Mit diesem beginnt die Reihe der „Nyimbo za ngoma", Tanzlieder, nach welchen aber nicht unbedingt getanzt werden muss. Auch die epischen Lieder, welche sich an Tagesereignisse anlehnen, werden dieser Gruppe beigezählt.

Der Text von Nr. 5: „Pani kiti nikae kitako tumbuize wangu mananasi," „Gib mir den Stuhl, um darauf zu sitzen und meine Ananas zu verzehren" — ist der Beginn eines längeren, bekannten Liebesliedes, dessen Text Steere (Swahili tales, p. 472) schon veröffentlichte. Es wird mit diesem und anderen Texten oft genug in Sansibar und an der Küste zum Tanz gesungen.

Nr. 6. Sehr allgemeines Tanzlied aus Sansibar. Text: „Domokaya we (-we) usioni kitambi cheupe," „Du Lügenmund, sieh keinen weissen Lendenschurz," womit jemand seine ungetreue Geliebte ermahnt, keinen Mann anzusehen.

Nr. 7. In Pangani und Tangaküste allgemein. Text: „Ukaya, hauna jebu, akampa mwenyewe mbaya," oder in richtiger Wortstellung: „Hauna jebu, akampa mwenyewe ukaya mbaya," d. h. „Er hat kein Halsgeschmeide, so gab derselbe ihr denn eine schlechte Kopfbinde," wobei von einem Liebhaber die Rede ist, der in Ermangelung von Schätzen der Geliebten ein Kopftuch (Ukaya) gibt.

Nr. 8 Eines der verschiedenen „Bagamoyo Bombom", die in der Aufstandszeit beliebt waren. Das vorliegende stammt von der Tangaküste, die Melodie des in Sansibar üblichen (Bagamoyo bombom matanga ulaya) ist mir leider entfallen. Text: „Bagamoyo bom bom, Bushiri amesema, na Wadachi nende home," d. h. „Bagamoyo bum bum, Buschiri sagte, nun Deutsche, geht heim" (home).

Nr. 9 handelt von der Einnahme von Tanga. „Mdachi alipokuja akashuk (-i-)a Mnarani, akasema kisungu: foëni, ngia ndani foëni," „Als der Deutsche kam, landete er bei der Säule, und sagte auf deutsch: vorwärts, geht hinein, vorwärts." Merkwürdig sind die deutschen Worte: „foëni, ngia ndani foëni," von welchen das erstere jedenfalls aus „vorwärts" entstanden ist, während ngia ndani auf gut Kiswahili „geht hinein" bedeutet.

Nr. 10. Lied in vielen Strophen, in welchen etwas lehrhaft allerlei Lebensregeln vorgetragen werden. In Pangani beliebt. Vorliegender Text: „Mke ukutaka muacha tena, mpa taraka umuache, mpa na pesa zake tena kunenda kwa baba yake kana wewe sarua tena kipendo cha moyo wake," „Wenn du deine Frau verlassen willst, so gib ihr den Scheidungsact, damit Du sie verlassest, gib ihr auch ihr Geld, damit sie zu ihrem Vater gehe, wenn du schon die Liebe ihres Herzens vergessen hast." Das Wort „sarua" soll mit „sahau" gleichbedeutend sein, doch möchte ich für die Richtigkeit der Uebersetzung der letzten Zeile des Liedes nicht einstehen. Die Sänger wissen gar oft selbst nicht, was das von ihnen Gesungene bedeutet.

Nr. 11. Echtes Tangalied, dem allerlei Texte unterschoben werden. Der vorliegende: „Saïdi Effendi, aleva tembo" „Saïdi Effendi, er betrinkt sich mit Palmwein," bezieht sich auf einen Sudanesen-Unterofficier, der gerne etwas tief ins Glas guckte.

Nr. 12. Ein Lied, das die kleinen Kinder zu ihren Spielen singen: „(Ni) kae (ni) vaa nguo, haina mapindo," „Da bin ich und trage ein Kleid, das keinen Saum hat."

Nr. 13. Sehr verbreitetes Tanzlied mit verschiedenen Texten. Der vorliegende: „Oh mamanguwee, shindo moja bassi, tatosha" heisst: „O, du meine Mutter, ein Schuss wird genügen."

Nr. 14 und 15 sind allgemein bekannte Ruderlieder, die ich zum erstenmal am oberen Kongo von den Sansibar-Matrosen des Kongostaates singen hörte. Der Text von Nr. 14: „Kartassi na wino, matajiri a Kiamu, kartassi na wino" heisst: „Papier und Tinte, die reichen Leute von Lamu, Papier und Tinte." Es soll jedenfalls so viel bedeuten als: „Papier und Tinte mag für die reichen Leute in Lamu passen, wir armen Teufel müssen hier das Ruder führen." Noch berühmter ist Nr. 15, welches schon Kersten

citirt: „Pemba kwema mno, sina chombo cha kwendea," „Pemba (die Insel) ist sehr gut, ich habe kein Schiff, um hinzureisen."

Nr. 16. Die Melodie ist nicht Kiswahili, sondern arabisch. Das Lied wurde früher von den Kindern in der Koranschule von Tanga gesungen. Der Text ist weder Kiswahili noch arabisch und dürfte nichts Anderes als eine sinnlose Zauberformel sein.

Nr. 17 singen die Wassegeju zur Bambustrommel. Der Text (in zwei Strophen) ist Kiswahili: „Mapema na kwenda lima, lima ufuta kwa msungu. Msungu 'na sassa simba, kata boriti kwa bwana mkubwa," d. h. „Frühmorgens gehe ich ackern, ackere Sesam für den Weissen. Der Weisse ist jetzt ein Löwe: schneidet Bauholz für den grossen Herrn." Der „grosse Herr" ist der deutsche Chef der Station Tanga, der Bauholz von den Leuten verlangte und sie zur Sesamcultur anhielt.

Nr. 18 sangen meine Leute fast täglich zum Tingespiel. Der Text „Oh jebele haina kulongela" bedeutet: „O, Jebele ist nicht zu tadeln." Dabei ist unter Jebele eine süsse Sorghumvarietät verstanden. Das Wort „kulongela" ist Kibondëi und bedeutet tadeln.
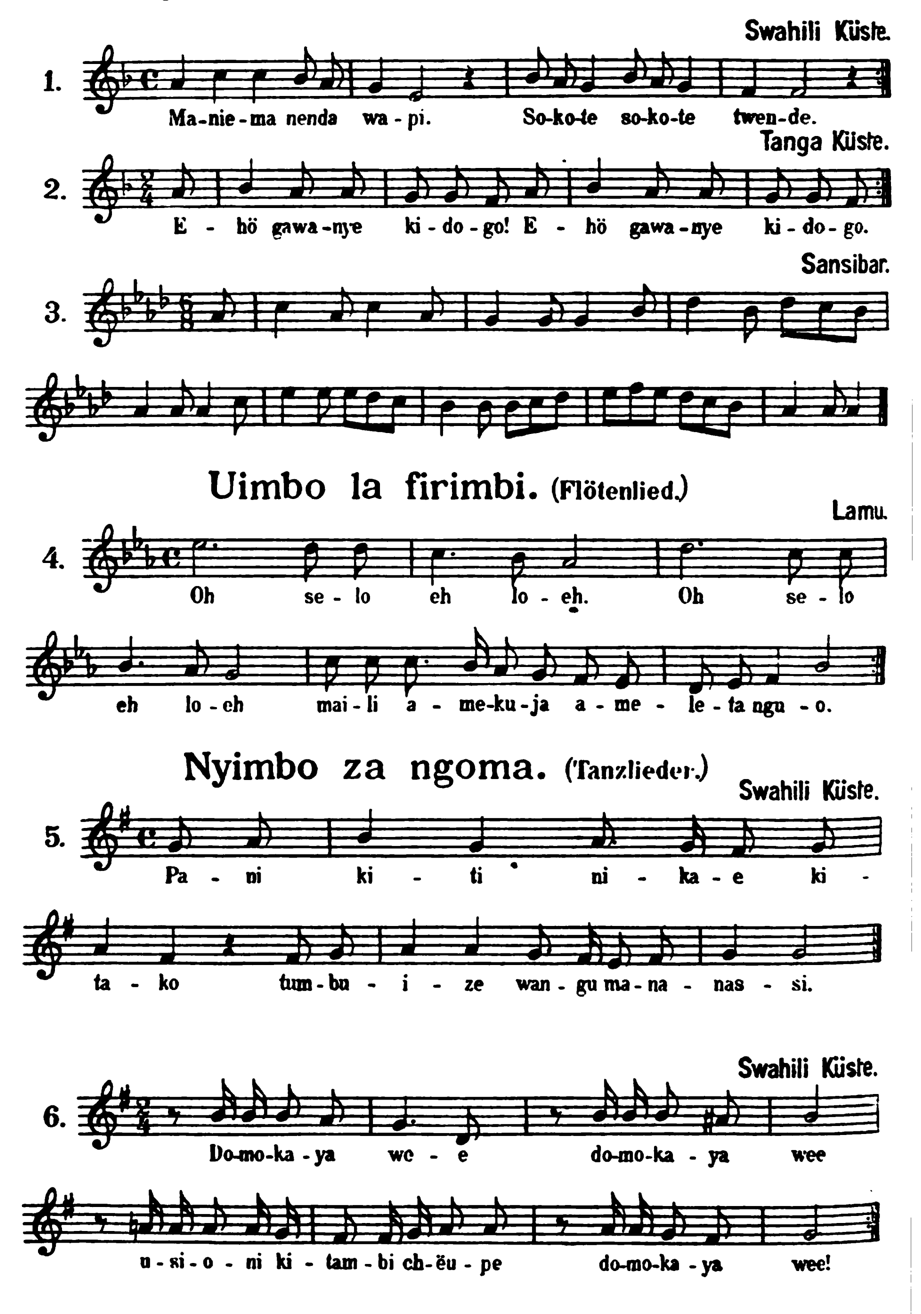
Nr. 19. „Rumbe (ya) taruma," „Der Rand des Topfes," ist mit allerlei Umschreibungen der einzige Text dieses Liedes. Die schwarze Suria eines Banyans in Tanga, welche, mit allerlei Schmuck geziert, tagsüber am flachen Dach des Hauses zu liegen pflegte, sang stundenlang diese eigenartig schwermüthige Melodie.
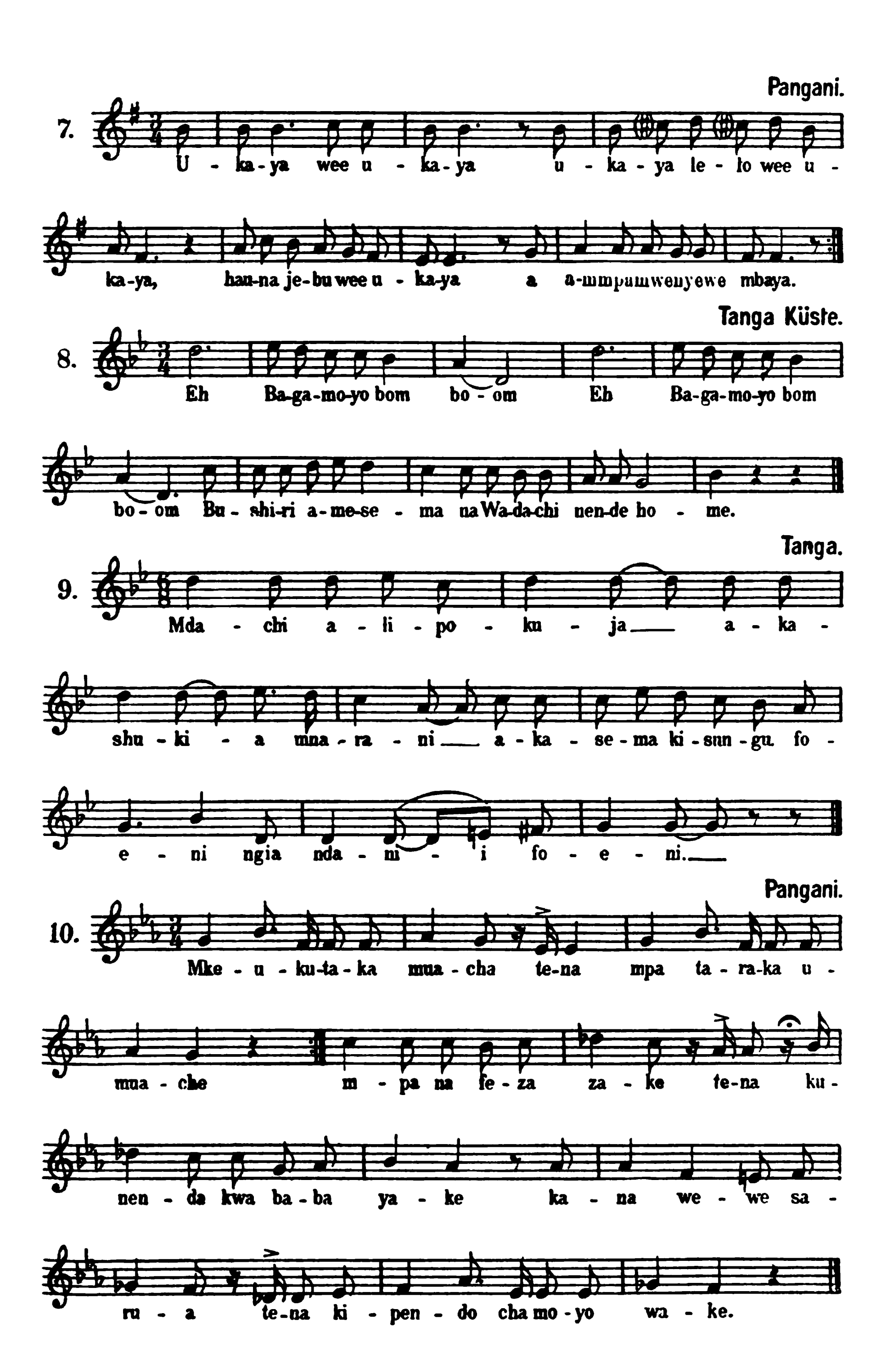
Nr. 20. Massailied und Nr. 21 Parelied sind die einzigen Proben aus dem Hinterlande, da die Melodien der Inlandstämme in ihrer unglaublichen Einfachheit sehr schwer zu merken sind. Die hübschesten Lieder haben die Wakamba, doch konnte ich keines derselben behalten. Um so geläufiger ist mir Nr. 22, welches meine Wasaramoträger mit verschiedenen, mir unverständlichen Kisaramotexten, in welchen viel von „mzinga" (Kanone) und „Kuru findo" (Repetirgewehr) die Rede war, ganze Nächte hindurch zu ihren Tänzen sangen.
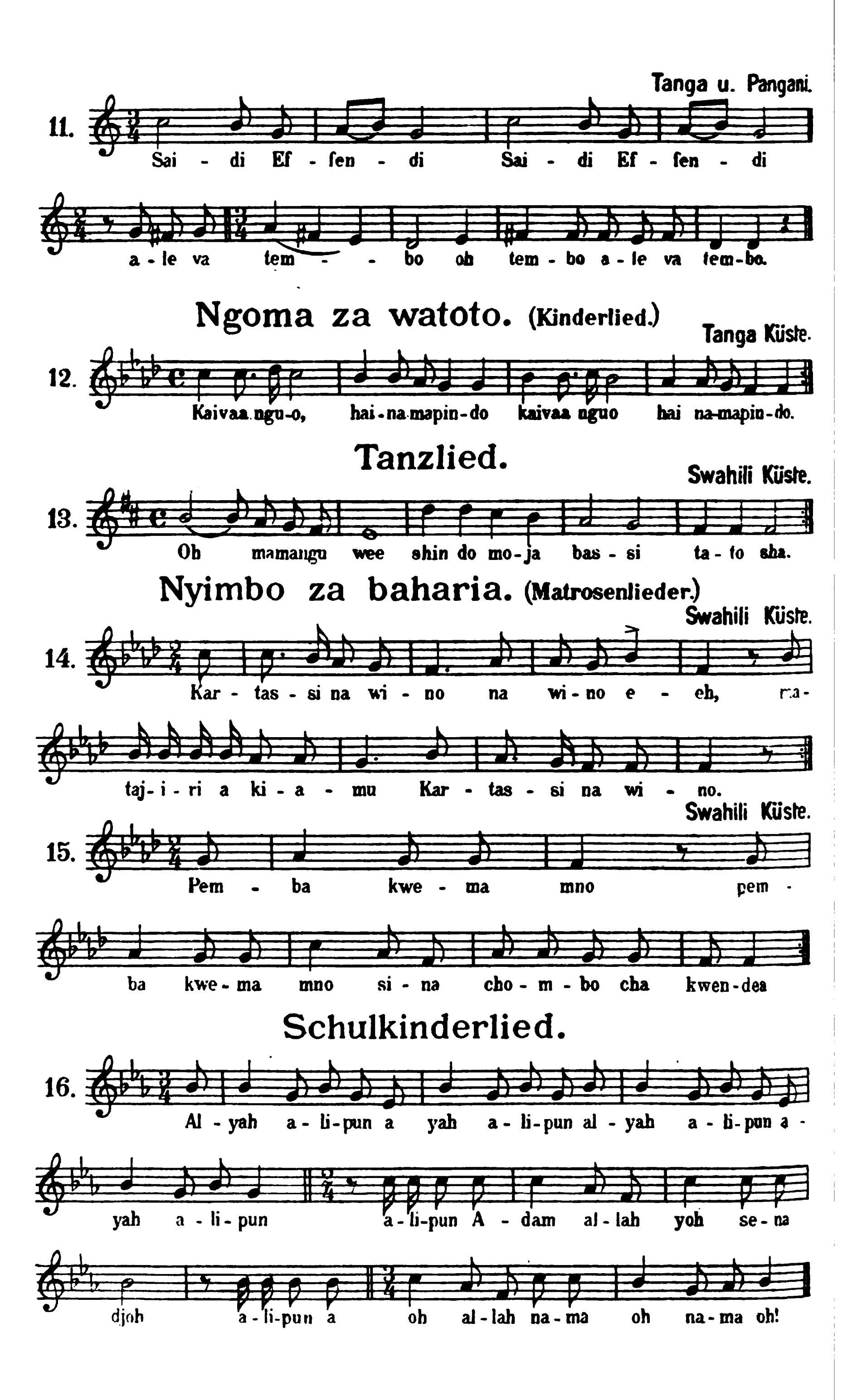
Dr. Oscar Baumann.

Kisuahili-Lieder.

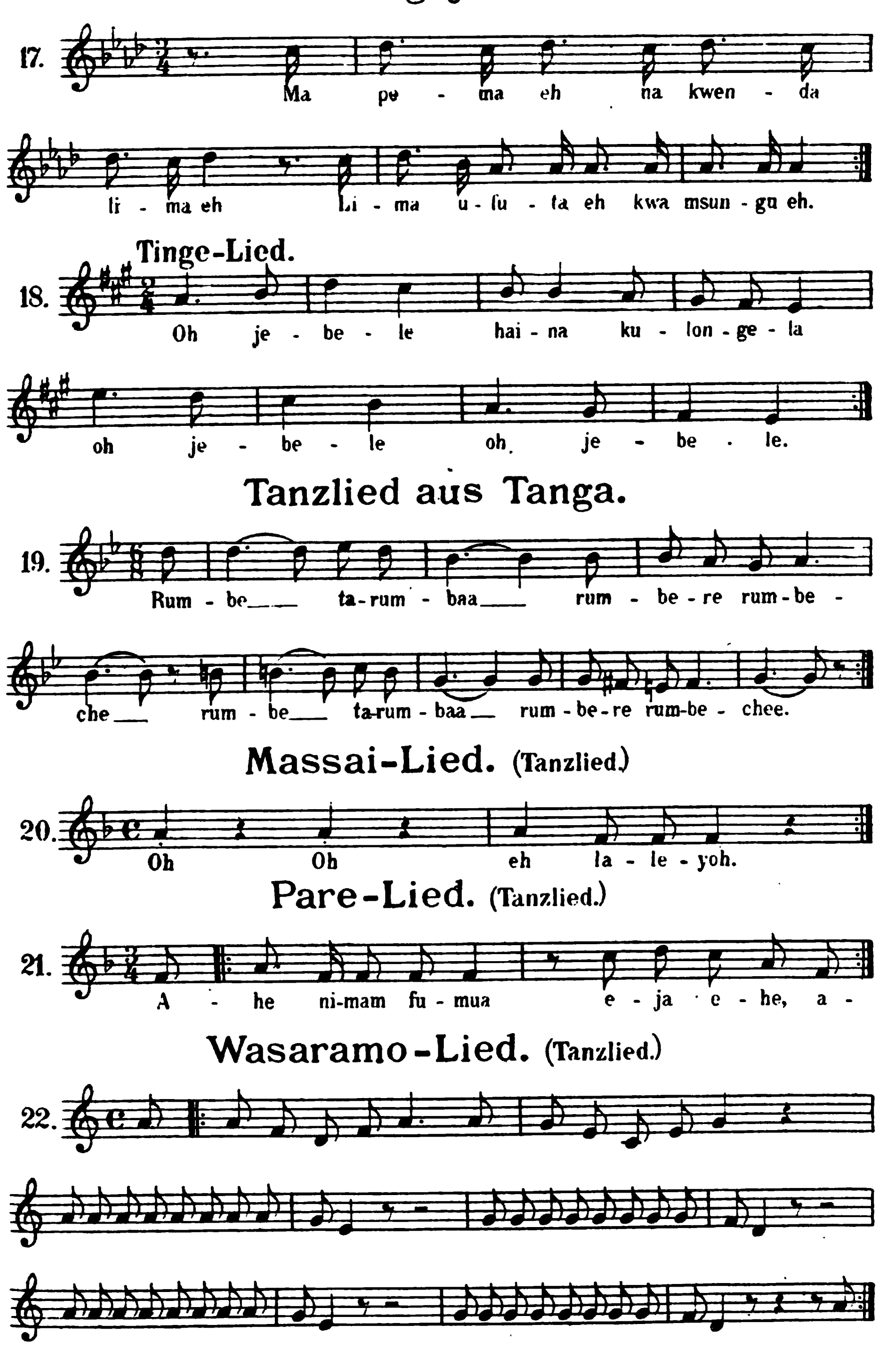
Nyimbo za kinanda. (für Mundharmonika.)




Pangani.
7.
U - ka - ya wee u - ka - ya u - ka - ya le - lo wee u -
ka - ya, han-na je - bu wee u - ka-ya a
mbaya.
Tanga Küste.
8.
Eh Ba-ga-mo-yo bom bo - om Eh Ba-ga-mo-yo bom
bo - om Bu - shi-ri a-me-se - ma na Wa-da-chi nen-de ho - me.
Tanga.
9.
Mda - chi a - li - po - ku - ja a - ka -
shu - ki - a mna - ra - ni a - ka - se - ma ki - sun - gu fo -
e - ni ngia nda - m - i fo - e - ni.
Pangani.
10.
Mke - u - ku-ta - ka mua - cha te-na mpa ta - ra-ka u -
mua - che m - pa na fe - za za - ke te-na ku -
nen - da kwa ba - ba ya - ke ka - na we - we sa -
ru - a te-na ki - pen - do cha mo - yo wa - ke.


Tanga u. Pangani.
11.
Sai - di Ef - fen - di Sai - di Ef - fen - di
a - le va tem - - bo oh tem - bo a - le va tem - bo.
Ngoma za watoto. (Kinderlied.)
Tanga Küste.
12.
Kaivaa ngu-o, hai-na mapin-do kaivaa nguo hai na-mapin-do.
Tanzlied.
Swahili Küste.
13.
Oh mamangu wee shin do mo-ja bas - si ta - to sha.
Nyimbo za baharia. (Matrosenlieder.)
Swahili Küste.
14.
Kar - tas - si na wi - no na wi - no e - eh, ma-
taj - i - ri a ki - a - mu Kar - tas - si na wi - no.
Swahili Küste.
15.
Pem - ba kwe - ma mno pem -
ba kwe - ma mno si - na cho - m - bo cha kwen - dea
Schulkinderlied.
16.
Al - yah a - li - pun a yah a - li - pun al - yah a - li - pun a -
yah a - li - pun a - li - pun A - dam al - lah yoh se - na
djoh a - li - pun a oh al - lah na - ma oh na - ma oh!

Wassegeju-Lied.



VII.

Bemerkungen zur Karte

und Vorschläge betreffs der Landesaufnahme von Ost-Afrika

von

Dr. Oscar Baumann.

Die Aufnahmen, welche den dem Buche beigegebenen Karten zu Grunde liegen, wurden auf zwei Reisen, 1888 und 1890, ausgeführt. Ich lasse hier die dabei zurückgelegten Routen, chronologisch geordnet, nachfolgen:

1888. 22. August bis 18. October. Pangani — Lewa — Magila — Mkalamu — Kisara — Hundu — Mschihui — Mlalo — Mbaramu — Gonja — Kihuiro — Masinde (— Wuga — Mlalo — Kwamba — Masinde) — Tarawanda — Korogwe — Lewa — Pangani.

1890. 4. März. Tanga — Sigifluss — Amboni — Tanga.

8. März bis 6. Mai. Tanga — Amboni — Bombuera — Misosue — Kwa Tschaua — Maramba — Kilanguë — Simbili — Kiranga — Kombola — Mgambo (Handëi) — Msasa — Maniombe — Mabori — Korogwe — Wugire — Bungu — Manka — Nguiro — Wuga — Bumbuli — Schembekesa — Handëi (Kwa Mschusa) — Hemsiga — Mascheua — Mtai (Mschihui) — Dara — Nyikalager — Kihuiro — Lungusa — Mnasi — Mti — Mtai — Mbalu — Langui — Mlangoi — Mlalo — Siga — Schumme — Kihuiro.

15. Mai bis 4. Juni. Kihuiro — Ndungu — Gonja — Pare. Vikombe — Kisuani — Pare Kisungu — Ikindi — Ndorue — Kiritsche — Ugueno — Yipesumpf — Taveta — Motschi.

14. Juni bis 29. Juli. Motschi — Kahe — Aruscha — Opuni — Same — Muemba — Kuisu — Mscheua — Wudeh — Tschomme — Mlato — Mschascha — Tanda — Muala — Buiko — Mkaramo — Lussanga — Begu — Mairanga — Miembule — Mgera — Kilwa — Kwedigassa — Mairanga — Kwa Mdoë — Korogwe.

4. bis 21. August. Korogwe — Luengerathal — Lungusa — Kisara — Bombo — Daluni — Buiti — Gombelo — Massungu — Masola — Jesa — Maharani — Wanga — Fizoni — Muoa.

22. bis 28. August. Bootfahrten und Touren in der Umgebung von Muoa.

28. August bis 1. September. Muoa — Mansa (Boma — Mansa) — Doda (Kwale — Doda) — Mtimbuani — Amboni — Tanga.

1. bis 6. September. Aufnahme von Tanga und Umgebung.

7. bis 10. September. Tanga — Kwale — Mtimbuani — Schangani — Malianuka — Tanga.

13. und 14. September. Nianjani. Ndumi und Yambe-Insel.

19. bis 30. September. Tanga — Tongoni — Umba — Bombuera — Maveta (Sigithal) — Buiti (Bondëi) — Pasenkuda — Mkusi — Kwa Mkembe — Tongoni.

30. September bis 12. October. Tongoni — Moarongo — Kigombe — Madanga — Lewa — Tongueberg — Kilimanjaro (Bondëi) — Kwa Mberua — Magila — Mtendeule — Tanga.

Die Art meiner Aufnahmen habe ich bereits bei früherer Gelegenheit *) näher beschrieben. Die Routenaufnahmen geschahen auch diesmal mit Compass und Uhr unterstützt von zahlreichen Terraincroquis, und ergaben bei der Construction der zahlreichen Schleifen sehr günstige Resultate. Die Nomenclatur suchte ich durch möglichst sorgfältiges Fragen festzustellen. Dieselbe dürfte an der Küste, im Usambaragebirge und in den Gebieten bei Pare und dem Kilimanjaro nicht viele Irrthümer enthalten. Am schwierigsten sind die Ortsnamen im Vorlande und in Usegua festzustellen. Dort wird jedes Dorf ausser mit seinem Namen — der oft selbst den nächsten Umwohnern nicht bekannt ist — auch mit jenem des Häuptlings bezeichnet, wodurch Irrthümer sehr leicht entstehen können.

Einige Schwierigkeit bereitete mir die Wahl der Orthographie. Ich würde es im Principe vollständig billigen, wenn die einmal eingeführte und für Bantusprachen ausserordentlich passende Steere'sche Orthographie auch auf Karten Anwendung fände. Ich glaubte jedoch die praktische Verwendbarkeit meiner Karte in deutschen Kreisen zu schädigen, wenn ich Namen, wie Tschaua und Sigi als Chawa und Zigi brächte und lehnte mich daher so viel als möglich an die deutsche Schreibart an. Natürlich musste auch im Texte des Buches die Schreibart der Karte beibehalten werden, und nur

*) Peterm. Mitth. 1889, p. 257 ff.

ausdrücklich citirte Kiswahiliworte erscheinen mit Steere'scher Orthographie.

Besonderes Interesse bieten die Peilungen, mittelst welcher ich ein fast ununterbrochenes, von der Küste bis zum Kilimanjaro verlaufendes Dreiecksnetz fast über den ganzen Raum der Karte legen konnte. Durch die Punkte Mlinga, Tonguë und Kilulu (bei Muoa), sowie durch die von Inlandbergen gut sichtbaren Inselchen Sii, Tanga und Masivi schloss ich meine Aufnahmen direct an jene der englischen Admiralität an. Im Innern waren der Kisigao und der Kibogipfel des Kilimanjaro weithin sichtbare, geradezu ideale Landmarken. Die charakteristische Form des Kilindi in Nord-Unguu ermöglichte es mir, diesen Gebirgsstock an das Dreiecknetz von Usambara anzuschliessen. Die Lasitiberge, der Mangasee und die kleinen bezeichnenden Hügeln in der Umba-Nyika verbanden Usambara mit Pare; weiter nördlich bildeten der Masimani und Thorntons „Klippenberg", der Moarongo vortreffliche Peilungspunkte. Die Umrahmung der Kilimanjaro-Niederung, Litema und Nord-Pare, lehnen sich zum grossen Theil an den von der Redaction der „Mittheilungen aus deutschen Schutzgebieten" nach mir benannten Peilungspunkt Baumann-Hügel an. Am unsichersten ist der nördliche Theil des Südwestblattes der Hauptkarte, die Kibaiagegend der Massai-Ebene, welche ich der trockenen Jahreszeit halber nicht durchstreifen konnte. Die dortselbst verstreuten Hügel sind in ihren Formen sehr ähnlich und wenig charakteristisch; nach dem Kiniaroksee bekam ich nur zwei Peilungen, die sich in sehr spitzem Winkel schneiden, so dass dessen Lage ziemlich unsicher ist.

Die Höhenmessungen, welche in den der Karte eingeschriebenen Coten verwerthet erscheinen, wurden 1888 mit Aneroid- und Quecksilberbarometer, 1890 mit Aneroïd- und Siedethermometer ausgeführt. 1888 verfügte ich über keine correspondirenden Beobachtungen, 1890 war Capitän Coalthupe von der Eastern Telegraph-Company in Sansibar so gütig, mir die seinigen zur Verfügung zu stellen. Die Coten wurden an der Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien berechnet. Es ist selbstverständlich, dass die Correction des Aneroïds vor und nach der Reise bestimmt wurde.

Astronomisch bestimmte Punkte*) befinden sich auf der Hauptkarte die folgenden:

	Oestliche Länge von Greenwich	Südliche Breite
Plantage Leva . . .	— —	5° 19'
Muemtindi	38° 41'	5° 2'
Hankuni	38° 33'	4° 41'
Simbili	— —	4° 47'
Bungu	— —	5° 2'
Bumbuli	— —	4° 52'
Mlalo	38° 17'	4° 34'
Mkomasilager	37° 58'	4° 28'
Masinde	38° 9'	4° 48'
Kwa Naguvu	— —	3° 42'
Aruscha	— —	3° 36' (Kersten)
Taveta	37° 35' (Graphisch ermittelt.)	3° 24'

Besonderes Interesse für Topographen bietet die Lage von Taveta. Dieselbe wurde seinerzeit von Kersten ermittelt und galt jahrelang als sicher, bis die abweichenden Beobachtungen v. Höhnel's und Meyer's Taveta, sowie den Kilimanjaro auf den Karten ins Schwanken brachten. Diese Unsicherheit stellte sich erst während meiner Abwesenheit heraus und war mir in Afrika nicht bekannt, sonst würde ich jedenfalls getrachtet haben, die Länge von Taveta astronomisch zu ermitteln. Es blieb mir daher bei der Construction nichts Anderes übrig, als in ähnlicher Weise wie v. Höhnel,**) doch gänzlich unabhängig von demselben, die Länge von Taveta graphisch zu ermitteln. Es dienten mir dazu eine Serie von Peilungen, die von der Küste bis zum Kibogipfel reichten. Besonders wichtig war mir die Reihe: Tanga-Insel — Mlinga — Simbili — Kibo. Das Mittel der Peilungen ergab zu meiner sehr grossen Befriedigung genau dieselbe Länge von Taveta, wie die von v. Höhnel bestimmte, die also nun als ziemlich feststehend betrachtet werden kann.

*) Mit Ausnahme der von der englischen Marine bestimmten Küstenpunkte.

**) Vide Ergänzungsheft zu Peterm. Mitth. Nr. 99, p. 43.

Ausser meinen Aufnahmen trachtete ich natürlich auch das gesammte kartographische Material anderer Reisender zu verwerthen. Dr. Bruno Hassenstein in Gotha hatte die grosse Güte, mir die Originalskizzen der von der Decken'schen Expeditionen zur Verfügung zu stellen. Ich lernte dabei den unglaublichen, wahrhaft bewunderungswürdigen Eifer schätzen, mit welchem besonders Thornton buchstäblich Tausende von Winkeln gemessen. Leider sind diese Messungen durch keinerlei Profil unterstützt, so dass sie gegenwärtig, nach dem Tode des Reisenden, nur schwer verständlich sind. Von noch höherem Werth waren mir die Arbeiten des k. u. k. Linienschiffslieutenants L. v. Höhnel und Dr. Hans Meyer's, welche beide Herren ebenfalls die Güte hatten, mir Einsicht in ihre Originalmaterialien zu gewähren. Von ganz besonderem Nutzen bei der Construction des Westabfalles des Paregebirges war mir die v. Höhnel'sche Bergprofilsammlung.*) In Anbetracht der hohen Verdienste, welche dieser Reisende sich um die ostafrikanische Kartographie erworben, habe ich mir erlaubt, die Stromschnellen des Pangani zwischen Buiko und Mafi „Höhnel-Katarakte" zu benennen. Die Route des Grafen Pfeil, welche in sehr kleinem Massstabe zur Veröffentlichung kam, konnte am Südwestblatt nur skizzenhaft eingetragen werden. Die gewissenhaften Routenkarten von Dr. Fischer, Keith Johnston in Bondëi, Smith in Digo und Stuhlmann in Usegua, die einzigen, welche ausser den genannten noch die Bezeichnung „Aufnahmen" verdienen, sind durch neuere Arbeiten überholt und kamen weniger zur Verwerthung. Alles Uebrige, was an Kartenskizzen von Reisenden aus diesem Gebiete veröffentlicht wurde, erwies sich als werthlos und oft so unbrauchbar, dass die Route der betreffenden Reisenden auch nicht annähernd bestimmt werden konnte.

Das gesammte Material fand seine Verwendung in der Hauptkarte in vier Blättern, Massstab 1 : 300.000. Von den vier Nebenkarten derselben stellt die eine (in 1 : 1,000.000) die Vertheilung der Völkerstämme dar, wie sich dieselbe 1890 während

---

*) Bergprofilsammlung während Graf S. Teleki's Expedition 1887 bis 1888, aufgenommen vom Linienschiffslieutenant L. v. Höhnel, Wien 1890.

meiner Reise darstellte. Bei den fortwährenden Wanderungen, die in diesem Gebiete stattfinden, kann das Bild bezüglich der kleineren Colonien natürlich keine bleibende Richtigkeit behalten, dürfte sich jedoch in den Hauptzügen sobald nicht wesentlich ändern. Die Skizze der Vertheilung der Bevölkerungsdichtigkeit (1 : 2,000.000) beruht auf den im ersten Abschnitt mitgetheilten Schätzungen. Die Zahlen haben natürlich nur ganz annäherungsweisen Werth, doch dürfte das vergleichsweise Bild, welches die Skizze bezüglich der mehr oder weniger starken Bevölkerung der einzelnen Gebiete gibt, der Wahrheit entsprechen. Die Skizze der Vertheilung der Hauptnahrungsmittel (1 : 2,000.000) soll die auf p. 288 besprochenen Verhältnisse graphisch erläutern. Die geologische Skizze (1 : 2,000.000) gibt ein Bild der ausserordentlichen Einförmigkeit des durchreisten Gebietes. Die von mir gesammelten Fundstücke hatte Herr Geheimrath Zirkel in Leipzig die Güte zu untersuchen.

Von den kleinen Karten, welche dem Buche beigegeben sind, beruht die der Küste zwischen Wanga und Kwale (1 : 150.000) auf den Aufnahmen, die ich in Landrouten und Canoefahrten von diesem Küstentheil ausgeführt, der auf den neuesten englischen Seekarten noch als „vollkommen unbekannt" bezeichnet ist. Um die Deutlichkeit nicht zu stören, habe ich die Routen zu Wasser nicht besonders eingetragen. Die Tiefenzahlen innerhalb der Buchten und Arme sind nach meinen Lothungen, die auf offener See nach der englischen Seekarte. Auf der Skizze der Umgebung von Tanga (1 : 150.000) sind Küstenlinien und Tiefenzahlen der englischen Seekarte entnommen und das Festland nach meinen Aufnahmen eingezeichnet. Meine Canoerouten am Sigi und Msembasi habe ich der Deutlichkeit wegen fortgelassen. Der Plan von Tanga (1 : 10.000) soll ein allgemeines Bild davon geben, wie Tanga 1890 aussah, und ist rein als Skizze aufzufassen. Die Skizze der Umgebung von Mlalo (1 : 75.000) stellt die Quellmulde des Umba im vergrösserten Massstabe dar, die eben jetzt an Interesse gewinnt, wo die deutsche Mission sich dortselbst niedergelassen. Die Lage derselben konnte nur vermuthungsweise nach den Berichten der Missionäre eingezeichnet werden.

An das ganze Kartenmaterial darf selbstverständlich nicht der gleiche Massstab wie an eine europäische Specialkarte gelegt werden, die eben nur von einer Topographencolonne, nicht aber von einem Einzelnen ausgeführt werden kann. Immerhin ist die Aufnahme genauer, als die irgend eines anderen deutschen Colonialgebietes, und genauer als die des grössten Theiles der europäischen Türkei, so dass ich hoffen darf, dass sie den Anforderungen der nächsten Reihe von Jahren genügen werde.

Es sei bei dieser Gelegenheit auf die grosse Wichtigkeit einer systematischen Landesaufnahme von Ostafrika hingewiesen. Dass eine solche unumgänglich nothwendig, ja die Grundlage jeder colonialen Entwickelung ist, sollte keiner besonderen Erwähnung bedürfen. Denn es gibt keinen Zweig civilisatorischer Thätigkeit, welcher der Karte nicht täglich bedarf. Der Werth naturhistorischer, philologischer, ethnographischer und anderer wissenschaftlicher Forschungen wird ohne Karte nahezu illusorisch, da man nicht weiss, wo die Objecte gesammelt oder die Beobachtungen gemacht wurden. Der Kaufmann, der Pflanzer, der Missionär bedürfen in neuen Ländern der Karte zu ihrer Orientirung, noch mehr jedoch der Ingenieur, der Soldat und der Verwaltungsbeamte. Denn wie kann von einer geordneten Verwaltung, von einem geregelten Besitzstand in Ländern die Rede sein, deren geographische Erforschung kaum begonnen wurde?

Diese Erkenntniss hat sich in anderen Colonialgebieten auch schon längst Bahn gebrochen. Die Franzosen in Senegambien und am Kongo, die Italiener in Massaua, ja selbst der Kongostaat besitzen regelrechte topographische Aemter, die schrittweise von der Küste aus ihre Arbeiten ins Innere vorschieben. In den deutschafrikanischen Colonialgebieten besteht etwas Aehnliches noch nicht, sondern man beschränkte sich bisher auf die Entsendung wissenschaftlicher Reisender, welche, so hohen Werth ihre Arbeiten auch besitzen, doch keineswegs im Stande sind, eine Landesaufnahme zu ersetzen. Denn die genannten Reisenden sind zum sehr grossen Theil topographisch nur mangelhaft ausgebildet und unterlassen entweder Aufnahmen ganz, oder aber sie sammeln mit grossem Eifer zahllose, vielfach überflüssige Beobachtungen, wobei sie nicht selten gerade das Wichtigste unterlassen. Nimmt man

aber auch an, die selbstständigen Reisenden wären durchaus vollkommen gewandte Topographen und Geodäten, so kann aus deren Arbeiten doch ebensowenig eine Karte entstehen, als etwa einige Zimmerleute, deren jeder ganz nach Belieben und ohne auf den anderen zu achten arbeitet, ein Haus zu Stande bringen werden.

Dies scheint vollkommen selbstverständlich und wird doch oft ausseracht gelassen. Die Folge ist, dass gar manche mühsame Arbeit nutzlos doppelt ausgeführt wird, während andere, und oft die dringendsten Aufnahmen immer wieder verabsäumt werden. Ihre Aufnahmen selbst zu construiren, sind nur wenige Reisende im Stande, es wird dazu ein Kartograph in der Heimat herangezogen, der dann aus dem verworrenen Material wohl oder übel ein Ganzes macht, bis die nächste Reiseroute den Bau wieder über den Haufen wirft. Und doch liesse sich eine dem gegenwärtigen Bedarf entsprechende Landesaufnahme leicht und mit weit geringeren Kosten einrichten, als die sind, welche die selbstständigen Expeditionen verursachen.

Was Deutsch-Ostafrika anlangt, so ist die bevorstehende Küstenaufnahme der Marine allerdings ein bedeutender Schritt nach vorwärts. Da sie jedoch keinesfalls mehr als höchstens einige Kilometer landeinwärts vorgehen wird, so müsste sie durch eine Landesaufnahme ergänzt werden, welche gerade in der genauen Küstenaufnahme ihre feste Basis finden würde. Dieselbe hätte sich vor Allem auf etwa 300 Kilometer landeinwärts zu erstrecken, also auf jene Gebiete, welche für die coloniale Ausbeutung und Küstenverwaltung demnächst in Anbetracht kommen.

Eine regelrechte Aufnahme im europäischen Sinne, mit Triangulirung, Nivellement u. s. w. ist für Ost-Afrika gegenwärtig noch entbehrlich, und würde eine Uebersichtsaufnahme in 1 : 300.000 in derselben Weise, wie ich dieselbe für den Nordostabschnitt durchgeführt, vorerst vollkommen genügen. Der gewünschte Zweck könnte in fünf bis sechs Jahren mit einem Personal von drei Beamten erreicht werden. Denselben wäre ein eigenes Haus an einem Küstenplatze zuzuweisen. Die drei nothwendigen Beamten wären ein Topograph, dem zugleich die Leitung zufiele, ein Geodät und ein kartographischer Zeichner. Die Feldarbeit wäre vorherrschend in der trockenen Jahreszeit auszuführen,

während die ungünstigen Reisemonate zur Ausarbeitung der Materialien zu verwenden wären.

Der Geodät hätte sich längs leicht gangbarer Routen, also der Karawanenstrassen u. s. w., mit möglicher Vermeidung schwieriger Gebirgswege zu bewegen. Seine Hauptaufgabe wäre die Festlegung mehrerer astronomisch bestimmter Punkte. Daneben hätte er auch seine Route topographisch aufzunehmen. Der Topograph hätte das ganze, zwischen diesen Routenschleifen gelegene Terrain, also vor Allem die Gebirgsländer möglichst genau aufzunehmen und astronomische Zwischenpunkte zu bestimmen. Ferner fiele ihm die Leitung bei der Construction der Karte zu, welche in der schlechten Jahreszeit an der Küste vorzunehmen wäre. Der kartographische Zeichner braucht nicht wissenschaftlich gebildet, sondern nur ein geübter Terrainzeichner zu sein. Er wäre auf Reisen nicht oder nur ausnahmsweise mitzunehmen, sondern hätte nach dem Kartenmanuscripte die Karten derart reinzuzeichnen, dass sie in Europa direct durch ein photographisches Verfahren vervielfältigt werden könnten. Durch diesen Vorgang wäre das häufige und kostspielige Hin- und Herfahren der Reisenden zwischen Deutschland und der Colonie vermieden, und die Karten könnten doch in rascher Folge erscheinen.

Eine derartige topographische Anstalt würde nach meiner Ueberzeugung mit höchstens 50.000 Reichsmark jährlich leicht zu bestreiten sein und die Gewähr eines sicheren Erfolges bieten.

Selbstverständlich könnten die Reisenden sich neben ihren Arbeiten auch mit allgemein geographischen, wirthschaftlichen und ähnlichen Studien beschäftigen. Auf Grund ihrer Aufnahmen und Erfahrungen wäre der später nachfolgenden naturhistorischen, vor Allem botanischen Forschung ihre Aufgabe ganz wesentlich erleichtert.

Ferner wäre die topographische Anstalt der natürliche Mittelpunkt des meteorologischen Beobachtungsnetzes von Deutsch-Ostafrika. Gegenwärtig existirt ein solches allerdings noch nicht, doch steht zu hoffen, dass es endlich einmal amtlich eingerichtet werde. Denn mit dem Hinausschicken von Instru-

menten und Appelliren an den Privateifer ist erfahrungsgemäss nichts oder nur wenig geholfen. Am leichtesten liessen sich meteorologische Beobachtungen an Stationen durchführen, welche eine militärische Besatzung besitzen, da kein anderer Beruf so streng geregelte Dienststunden hat wie der militärische. Die drei Hauptmomente: Tagwache, Wachablösung und Retraite, bei welchen immer ein Europäer anwesend sein muss, wären auch ganz passend zu Beobachtungszeiten. Die Beobachtungen könnten in der topographischen Anstalt controlirt, zur Berechnung der Höhencoten verwendet und sodann nach Deutschland weiter befördert werden.

Ferner könnte die topographische Anstalt ein Mittelpunkt für alle die Colonie betreffenden geographischen Materialien sein. Ich denke hier weniger an Reisende im fernen Innern, die in der Anstalt eventuell zur Noth ausgebildet werden könnten, als vor Allem an die verschiedenen kleinen Beobachtungen von Officieren, Missionären u. s. w. im Küstengebiet selbst. Besonders in Bezug auf Berichtigung schon erschienener Kartenblätter kann von solchen Personen, wenn sie nur einigermassen geschult sind, Namhaftes geleistet werden. Sobald die erste Aufnahmsperiode, also die Karte der Küstenzone im weiteren Sinne vollendet, kann ohneweiters auf die Uebersichtsaufnahme des Innern geschritten werden. Falls sich in späterer Zeit mit fortschreitender Cultur die Vornahme einer Detailaufnahme im europäischen Sinne als nothwendig erweist, so braucht diese die Uebersichtsaufnahme eben nur zu erweitern und in grösserem Massstabe auszubauen, ähnlich, wie das ja auch in Europa geschehen ist.

Hoffentlich wird die deutsche Colonialverwaltung in Ost-Afrika sich gleich von vorneherein auf den Standpunkt einer systematischen Durchforschung stellen, welche bei geringen Kosten sichere Ergebnisse liefert. Anderenfalls würden Jahre vergehen, riesige Summen ausgegeben werden, und schliesslich wäre man doch durch das dringende Bedürfniss zur Vornahme der hier angeregten oder einer ähnlichen planmässigen Aufnahme gezwungen.

Register.*)

Seite
Abdallah von Sega 161, 189
Ackerbau an der Küste 34
— in Bondëi 126
— in Digo 149
— in Pare 228
— in Usegua 273
Ackerbauproducte . . . . 287, ff.
Adansonia, siehe Baobab.
Aestuarienbildung 18
Ahnencult bei Swahili 50, 57
— in Bondëi 141
— in Pare 239
Akida, Deutsche in Bondëi 161
Ala, siehe Ndorobbo.
Amboni* 100, 101, 296
Amulette in Pare 240
— bei Swahili 59
— der Wabondëi 140, 144
Angasija, vide Komoro.
Araber 64
— aus Hadramaut 66
— aus Omân 64, 89, 90
— in Pangani 111
— in Wanga 73
Arabische Schrift 43
Arbeiter 301
— für den Bahnbau . . . 304, 305
Aruscha (Klein-) 249
— Bewohnerzahl 14
Arzneien der Swahili 49
Aufstand in Pangani 111

Seite
Aufstand, Araber-, 1888 91
— arabischer 192

Baga (Usambara) 173
Bago, Kwa- 109
Bantu, Eintheilung 9
Banyans 68
Baobab 20, 258
Baobabfaser 130, 290
Baumann-Hügel 247
Baumwollplantage 114
Baumwollstoffe 284
Bega 186
Begräbniss, vide Tod.
— bei Swahili 49, 50
Begrüssung der Swahili 39
Begu 276
Beludschen 67
Beludschensoldaten bei Pangani . . . 110
Bereko 165, 187
Beschneidung 131, 222
— der Küstenleute 29
— der Wassegejuweiber 46
Betel 39, 291
Bevölkerung, Vermehrung der 292
Bienen in Bondëi 126
Bierwirth in Tanga 96
Blattern an der Küste 48
— in Pare 238
Blinde 48
Blutsbruderschaft an der Küste . . . 45

*) Die mit „Kwa" zusammengesetzten Ortsnamen, wie „Kwa Kihungui", „Kwa Mberua", sind unter dem Stammworte, als: „Kihungui" und „Mberua", zu suchen.

Seite
Bodenbeschaffenheit in Bondëi . . . 120
— im Digoland 117
— in Handëi 166
— an der Küste 19
— im Luengeragebiet . . . 169, 170
— bei Mtangata 107
— in der Sigimulde 164
— bei Tanga 102
— in der Vorlands-Nyika 117
Bohnen 35, 36
Boma 27, 82
Bombo 168
Bombuera 124
Bondëi (siehe auch Vorland) . 119, ff, 306
— Name 122
— Producte 289
Brettspiel 135
Brücken der Waruvu 271
Buambua 206
Buge 186
Buiko 256
Buiti (Bondëi) 120, 124
— (Wassegeju) 27, 165
Bukoi 257
Bukoi-Massai 259
Bumbuli 172, 173
Bungire 276
Bungu 174
Burton . 88, 90, 100, 101, 105, 106, 111, 187
Buschiri bin Salim 112, 192

Canäle, Bewässerungs-, in Pare . . . 228
Cannibalismus in Bondëi 128
Canoe 36
Canoes der Küstenleute 37
Charakter der Küstenneger 32
— der Wabondëi 123
— der Wadigo 145
— der Wapare 220, 245
— der Wasegua 269
Chooko, vide Bohnen.
Christen in Bondëi 157, 159
Cocosnussraspel 34
Cocospalme 36, 150, 287
Culturpflanzen an der Küste . . 35, 36
— in Bondëi 126
— in Digo 149, 151

Seite
Culturpflanzen, Einführung neuer — . 293

Dahali 108
Daluni (Wassegeju) 83
— Karawanenstrasse von — . . . 168
— (Usambara) 165
Dampferlinie, deutsch-ostafrikanische . 96
Dara 171
Decken, von der 187, 215, 258
Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft 95, 113
Digo (siehe auch Vorland) 117
— Producte 289
Dodaarm 84
Dodadorf 84
Dörfer der Wabondëi 124
— der Waknafi 277
— der Wadigo 147
— der Wapare 224
— der Wasegua und Waruvu . . 271
Dumpalmen 20

Ehe an der Küste 46
— Scheidung 47
Einwohnerzahl 12
Eisen 291
— in Pare 216, 232
— in Wudeh 208
Eisenbahn, Usambara- . . . . . 302 ff.
Elephanten 283
— bei Aruscha 251
— Zähmung des — 299
Elfenbein 282
Eltz v. 250
Emin-Pascha 309
Emoseidis 22
Engländer in Wanga 73, 74
Enten in Bondëi 126
Esel 37
Eselzucht 298

Familie bei Swahili 49
Fanga 208
Feste der Swahili 55
Fischerei der Wabondëi 125
Fischerei der Wadigo 148
— der Küstenleute 36
Flemming 95

Seite
Flüsse in Pare 199
Flusspferde 108
Fort, deutsches, in Tanga 93
Frau, Stellung der an der Küste . . 47
Fundi vide Handwerker.

Gale 175
Galositte 132
Geburt an der Küste 41
— in Pare 237
— bei Wabondëi 131
— bei Wadigo 152
Gedichte der Swahili 51, 52
Geistercult in Bondëi 141, 142
— bei Swahili 57, 58, 59
— der Stämme der Kilimanjaro-Niederung 254
— der Wadigo 153
— der Wapare 219
Geld in Bondëi 129
— in Ost-Afrika 90
— im Tangagebiet 284
Genda-Genda 119
Geologie 4
— der Kiliminjaro-Niederung . . 247
— der Litemaberge 250
— von Nord-Pare 214, 217
— von Pare 199
— von Usambara 162
— von Usegua 268
Geologische Producte 291
Geräthe der Küstenleute 33, 39
— der Wabondëi 129
— der Wadigo 151
— der Wapare 232
— der Wasegua 274
Gesa 107
Geschichte von Tanga 88
Getränke der Küstenleute 38
Gewürznelken, Halsband aus — . . . 31
Glasperlen 285
Goanesen 96
Gomabach 204
Gomani 27, 79
Gombelo 152
Gonja 205
— Weg nach — 178

Seite
Gossa 276
Gottesurtheil 139
Greise bei Swahili 49
Grenze, deutsch-englische — . . . 70, 75
Griechen 96
Guillain 25, 26, 30, 80, 88, 209

Haartracht in Pare 222
— der Swahilimänner 29
— der Swahiliweiber 30
— der Wabondëi 123
— der Wadigo 146
— der Waschambaa 180
Hamis bin Chassim 107
Handëi 166
— (Mschusas) 172
— (Schele) 179
Handel der Inder 68
— in Mansa 81
— in Muoa 78
— in Pare 236
— der Swahili 40
— im Tangagebiet . . . . . . 280 ff.
— in Usegua 273, 274
— in Wanga 73
— der Waschambaa 182
Handelsartikel, gangbare — in Bondëi 129
Handelsgesellschaft, Magdeburger . . 95
Handwerker an der Küste 40
Hände der Küstenleute 34, 37
Haschatu 172
Haschischrauchen 39
Häuptlinge bei Swahili 60
— in Bondëi 138
— in Digo 152
— in Pare 243
— in Usegua 276
Hausthiere (vide auch Viehzucht) . . 126
— an der Küste 37
— in Pare 217
Hautfarbe der Wadigo 146
Hedaru 203
Hegoma 209
Heirat bei Swahili 45
— bei Wabondëi 133
— bei Wadigo 152
— bei Wassegeju 46

	Seite
Heirat bei Wapare	237
Heuschrecken	249
Hindorf, Dr.	301
Hochweideland in Usambara	171
Hofmann'sche Expedition	95
Höhlen im Jurakalk	101
Höhnel v.	258, 263
Höhnel-Katarakte	256
Holz	291
Hundu	167, 168, 190
Hungura	118, 153, 164, 187
Hütten der Küstenleute	33
— der Ndorobbo	263
— der Wabondëi	125
— der Wadigo	147
— der Wambugu	185
— der Wapare	224
— der Wasegua	271
Ikindi	214
Inder	67, 89, 90, 282, 285
Irrsinnige	48
Islam in Bondëi	141
— in Digo	153
— an der Küste	56
— der Omânaraber	66
Jagd der Ndorobbo	263
— bei Wabondëi	125
— der Wadigo	148
— der Wapare	226
Jahasi, Soldat Buschiri's	64
Jambia	260
Jangobi	216, 217
Jassini	75
Jimbo	75
Jini-bahari	143
Jipe, vide Yipe.	
Jombo bei Gasi	144
Jumbe, siehe Häuptling.	
Jurakalk	4, 101, 102, 116
Kaduri	209
Kaerger, Dr.	95, 101
Kahe	248
— Bewohnerzahl	14
Kalender der Swahili	34, 35, 56
Kalk, vide auch Jurakalk	247

	Seite
Kalk in Usambara	162
— bei Mlalo	180
— in Pare	201
Kalktuff bei Pangani	21
Kalumera	205
Kameele	66
Kameelzucht	298
Kamorei	208
Karange-Inseln	105
Karawanen	40
Karawanenhandel	280 ff.
Karawanenverkehr in Tanga	98
— kleiner	284
— in Pangani	111
Karawanenstrassen	280
— Sicherung der —	280
— von Wanga	73
Karawanenträger in Pangani	114
Kautschuk	285 ff.
Kebsweib, siehe Suria.	
Kendua, Dorf	75, 76
Kerimba (Anmerkung)	80
Kersten	215
Kibaia	257
Kibaia-Massai	259
Kibëuani	119
— Strasse nach —	168
Kidutani (Mtangata)	108
Kigirini	80
Kigiriniarm	77
Kigombe	108
Kigongoi	165
Kihuhui	120
Kihuiro	204
Kihungui	192, 195
— Kwa-	204
— — Weg nach —	177
Kijiru	76
Kikokwe, Ras	110
— Baumwollfarm	114
Kilanguë	165
Kilimanjaro, Dorf	124
— Handel des —	289
Kilimanjaro-Niederung	246 ff.
— Bewohnerzahl der —	41
— Stämme der —	10
Kilindiberg	186, 269

Seite

Kiluluberg 80
Kilwa (Unguu) 276
Kimbo 180
Kimueri (Mkubwa) 110
— I. 187
— II. 189
Kind bei Swahili 41, 42, 43
— bei Wabondëi 131
— bei Wadigo 152
Kindesmord an der Küste . . . 42, 43
— bei Wabondëi 131
— bei Wapare 237
Kiniaroksee 257
Kiniassi . . . . . 167, 188 ff., 191, 195
Kinyamkera 143
Kiondo 203
Kipanga 167, 187, 189, 195
Kiranga 166
Kirao 25, 144
Kirimbahügel 80
Kiritsche 215
Kiruicanal 19, 76
Kiruidorf 75
Kiruiinsel 75, 260
Kiserui 166
Kisingo, vide Kisungu.
Kisuani 209
Kisungu Pare 212
Kisutiniinsel 105
Kitivo 180
Kitschakamiba 83
Kitschalikani 83, 84
Kiuangasitte 133
Kleidung der Küstenleute . . . 28, 30
— der Stämme der Kilimanjaro-Niederung 253
— der Wabondëi 123
— der Wadigo 149
— der Wambugu 165
— der Wapare 220, 221
— der Waschambaa 181
— der Wasegua 270
Klima 5, 35
— der Gebirge 6
— in der Kilimanjaro-Niederung . 246
— Zuträglichkeit des — f. Europäer 295
Kohlen 291

Seite

Koja 67
Kokokuu 109
Kombe 119
Kombefluss 84
Kombola 166
Komorenser 63
Kongo, Kalkbildungen am — . . . 102
Kongoi 172
Kopal 286
Kopra 287
Korallenküste 17
Korallenriffe 17
Koreni 108, *116*, *120*
Korogwe 266
— Bedeutung von *307*
Körperbau der Stämme der Kilimanjaro-Niederung 255
— der Wabondëi 123
— der Wadigo 145
— der Wapare 218
— der Wasegua 269
Körperpflege der Küstenleute 29
Krankheiten an der Küste 48
— in Pare 238, 240
— der Wabondëi 134
Krapf 90, 87
Krenzler, Hauptmann 94
Kriege der Wabondëi 139
— der Wadigo 153
— der Wapare 245
Kugulunde 175
Kuisu 210
Kumba 169
Kunde, vide Bohnen.
Kungui 178
Küste (vide auch Tangaküste) 2
— Bewohnerzahl der — 12
Kwale, Bai und Insel 85
— Bewohner 23
— Dorf 85
Kwamba 176
Kwambugu 175

Lamuküste, Bewohner der 22
Lassaberg 202
Lassitiberge 208
Leder in Pare 221

Seite

Lewa 296, 306
Lewadörfer 124
Lewaplantage 154
Lieder der Swahili 50
— der Wapare 242
— der Wassegeju 54
Litemagebirge 250
Lomuë 216
Lucas, Assessor 190
Luengera 3, 69
Lugulua 177
Lukigula 268
Lukindo 163
Lungusa 180
— (im Luengerathal) 169
Lutindi 168
Lutoroto 265
Lutyomo 266

Mabirioni 203, 256
Mabunjikrick 83
Madafa 209, 211, 243
Madogori 143
Mafi 265
Mafiberg 190, 198
— Bewohnerzahl des — 14
Magamba 175
Magila 120, 124, 306
— (Mission) 156
— (Tabak) 154
Maguera 215
Mahammadi Sauah 276
Mahengo 100
Maingo 166
Mairanga 276
Mais, vide Culturpflanzen.
Makamba 80
Makammadi 27, 77, 79
— Nahrung der — 37
Makania 207
Makueli 167
Makulusso, Jumbe von Mansa 82
Makuyuni 207
Malianga, vide Magila.
Malindi 26
Maluati 174
Mambo-Sassa 114

Seite

Mambo (Mkundi) 178
Mamfulla, Jumbe 152
Mamfurra 216
Mandara 193, 220
Mangasee 3, 200
Mangola 84
Mangroven 19
Maniok 149
Maniombe 167
Manka 174
Manongi 203
Mansabai, Entstehung der — 19
Mansabai 83
Mansadorf 81
Mansaarm 83
Maramba 164
Marangi 25
Maringo 177
Märkte in Bondëi 128
— in Digo 151
Mascheua (Mschihui) 169
Masendegulo 143
Masëua 169
Masinde 176, 189
Masiviinsel 109
Massai-Ebene 2
Massai 10, 11, 98, 149, 193, 220, 258 ff., 293
— in Mittel-Pare 213
— in Muemba 212
Massai-Nyika 257
Masse in Ostafrika 289
Massiren 45
Matari 143
Matthews, General 112
Mauia 115
Maurui 174, 266
Mavrui 173
Mbaiai 75
Mbalu 177
Mbaraka 169
Mbaramu 177, 178
Mbaruk (Msurui) 106
— bin Raschid 190
Mberua, Kwa 306
Mbota, Kwa 124
Mbueni 114
Mbusi 175

Seite

Mdimu Pare Kwa 212, 114
Mdingifluss 84
Mdoë 276
Meeresströmungen im Pembacanal . . 16
Metalldraht 285
Meteorologische Verhältnisse 5
Meyer, Dr. Hans 192, 215, 310
Mgaia 276
Mgambo 167
Mgandusumpf 205
Mgaraniberg 120
Mgera 276
Mgumi, Kwa-, vide Korogwe.
Mhania, Kwa- 120, 124
Mikotscheni 256
Miniurani 154
Misosuë 120, 124
— Mission 158
Mission, deutsch-ostafrikanische . . . 95
— deutsche, in Mlalo 180
— englische Universitäts- . 113, 155 ff.
— — Erfolge der — 159
Missionäre 296
Mkadinibucht 83
Mkalamu 167
Mkaramo 264
Mkokwani, vide Tanga.
Mkolo 172
Mkomasi 3, 199
Mkrambani 83
Mkulumusi 101
— in Bondëi 120
Mkumbara 176
— Weg nach — 177
Mkumbi 124
Mkundi 178
Mkusi 119, 124
— (Mission) 157
Mkusu (Mombo) 175
Mlago 176
Mlalo 179
— (Wugire) 174
Mlangoi 179
Mlinde 276
Mlinga 163
Mlulu 169, 174
Mnarani 109

Seite

Mnasi 178
Moarongo 107
Mombo 175
Monga 85
Montagane, vide Mtangata.
Mossungalos 144
Mothara 208
Motschi 250
Mpesa 207
Mruasi 307
Msalaka 124, 158
Msangasi (in Usegua) 4
Msangasithal 267
— in Bondëi 120
Msara, vide auch Mbaruk.
— von Mombas 89
Msasa 167
Mschëua (Usangi) 215
Mschihui 169, 171
Mschindi 169
Mschusa 172
Msembasi in Digo 119
Msembasifluss 86
Mtai 178
— (Haschatu) 171
Mtama, vide Sorghum.
Mtangata . . . . 23, 105 ff.
— Geschichte von — 88
Mtangatabai, Entstehung der — . . . 18
Mtendëule 102, 306
Mti 178
Mtimbuani 86
Muala 199, 201
Muanamata 211, 243
Muassi 205, 343
Muemba 211
Mueremwa 169
Muhesa, Ras 110
— — Fort auf 114
Muhesi 110
Muine 172
Munyi Hatibu 98
Muoabai, Entstehung der 19
Muoabucht und -Stadt . . . . . . 76 ff.
Musi 163
Musikinstrumente der Swahili 51
— der Wabondëi 136

Seite
Musikinstrumente der Wassegeju . . . 54
Mvuni 100
Mvuo 80
Mwalimu, Schullehrer . . . 43, 141, 153
Mwambani 105
Mzalia 42
Mzambarau 36

Naguvu 215
Nahrung in Bondëi 127
— Haupt-, der Stämme 288
— der Küstenbewohner 37
— der Stämme der Kilimanjaro-Niederung 253
— der Wapare 230
— der Wasegua 272
— der Waschambaa 181
Nahrungsmittel in Tanga 97
Namengebung bei Wabondëi 131
Ndami 276
Ndorobbo . . . . . 11, 209, 256, 261 ff.
Ndoruë 215
Ndoyo 84, 119
Nduji, Kwa- 208
Ndumi 104
Ndungu 205
Ngaiberg 198
Ngugu 207
Ngului 172
Nguru vide Unguu.
Niangombe, vide Ukumbine.
Nianjani 103
Nilotische Völker 10
(Vide auch Massai, Wakuafi und Ndorobbo.)
Niveauveränderungen an der Küste . 17
Nyika, vide Steppen.

Oelfrüchte 294
Oelpalme 287
Opuni 255
Orseille 286
Owen, Capitän 89

Pädrastie 67
Palmwein 38, 128, 287
— in Digo 150

Seite
Pangani 23, 110
Panganibai 18, 109
Panganifluss 3
— Fälle des — 119
— Mündung 114
— oberer 255
— Unterlauf des — 266
Pare . . . . 198 ff.
— Bewohnerzahl 14
— Kisungu 98
— Maboga 203
— Mittel- 212
— der Name — 219
— Nord- . . . . 214 ff.
— Süd- 200
— Ureinwohner von — 183
— Vikombe 209
Pembacanal 16
Pepo ya komwana 143
Peters, Dr. 258, 263
Pfeil, Graf 266
Pflanzenzonen 7
Pibukisa 80
Pilot, Africa — 111
Plantagengesellschaft, deutsch-ostafrikanische 154
Plantagen (vide auch Lewa, Amboni, Kikokwe) 296
Plantagenbau 300
Politische Gesinnung der Wabondëi und Wadigo 161
Politische Lage in Usambara 195
Pombue 115
Portugiesen in Ost-Afrika . 26, 80, 88, 89
Porzellan, chinesisches 99
Producte 290
Pubertät, Gebräuche bei der — der Swahili 44
— der Wabondëi 132

Raguë 83
Reis 35, 36
— in Bondëi 126
Religion der Swahili . . . . . 56, 57 ff.
Religion der Wasegua 275
(vide Geisterglaube und Ahnencult).
Rindviehzucht 297

Seite
Ruinen bei Mnarani 109
— bei Ndumi 104
— bei Tongoni 106
— in Usegua 266
Ruvu, vide Panganifluss.

Sadani 105
Saïd bin Sultan Seyd 89
Saïdi Abeja 64, 112
Salz 204, 291, 247
— von Kahe 249, 254
Same 212
Sanguebari 80
Sapanga 268
Sarusumpf 119
Sassenibach 203
Saunyi 265
Schambas (Landgüter) 20
Schatu 172, 189, 195
Schebuge 187
Schekulavu von Mbaramu . . . 178, 187
— von Wuga 188
Schele 179
Schembekesa 172
— (Handëi) 167
Schengele 206
Scherifu 24
— (Swahilistamm) 72
Schiefergebirge, ostafrikanisches . . . 5
Schifffahrt 36, 40
Schihiri 66
Schihui 173
Schirazi 22
Schlagencult in Bondëi 141, 142
Schmidt, Dr. 178, 194
Schmiede an der Küste 40
— der Wapare 233
Schmuck der Küstenweiber 30
— in Pare 223
(Vide auch „Kleidung".)
Schroeder 154
Schulen der Küstenleute 43
Schumme 176
Schuster, deutscher, in Tanga 96
Schwefelquellen von Amboni 20
Sedenga 190, 265, 276
Sega 306

Seite
Seliman bin Nasr 112, 114
Semboja 155, 176, 187, 188 ff., 195, 260, 281, 293
Seminar, orientalisches in Berlin . . . 44
Sesam 35, 36, 288, 294
Sigi 4, 163
— Mündung 100
— im Vorlande 118
Sigirari-Massai 259
Sii-Insel 71
Sikiniassi 179, 195
Simbili 165
Simiji 75
Sklaven in Bondëi 141
— in Pare 243
— der Wadigo 153
Sklavenhandel 114
— in Pangani 111
— in Pare 212, 215, 220
— in Wanga 73, 74
Sklaverei an der Küste 61
Sogonoiberge 257
Sogonoi-Massai 259
Sorghum 35, 37
Sorghumarten 273
Speisegesetze in Bondëi 127
Spiele der Swahili 55
— der Wabondëi 135
Sprache, Signal- — der Wabondëi . . 136
— der Ndorobbo 262
— der Wabondëi 122
— der Wadigo 145
— der Wambugu 184
— der Wapare 219
— der Waschambaa 180
— der Wasegua 270
Stammesabzeichen der Wabondëi 123, 132
— der Wadigo 146
— der Waschambaa 180
Steere, Edward 44
St. Paul v. 44
— Schamba 99
Steppen 4
— Bewohnerzahl 14
— Vegetation 7
Steppengebiete, die . . . . 246 ff.
Stotterer 48, 134

Seite

Stuhlmann, Dr. 116
Suaheli, vide Swahili.
Sudanesensoldaten, deutsche 94
Suria 46, 61
Swahili . . . . 21 ff.
Swahili, Schreiben des Kiswahili . . 43

Tabak 126, 128, 295
(Vide auch Culturpflanzen.)
Tabak in Pare 230
— in Usambara 181
Tabaksplantage Lewa 154
Tabakrauchen 39
— schnupfen 39
Tambarani 107
Tanda 202
Tanga 23, 305, 309
Tangabai, Entstehung 19
— und Stadt . . . . 87 ff.
Tangainsel 87, 90, 99
Tangaküste 16
Tangata, vide Mtangata.
Tanz der Swahili 53, 54
— der Wabondëi 138
— der Wadigo 153
— der Wapare 241
— der Wassegeju 53, 58
Tarawanda 174
Tätowirung der Küstenleute . . 29, 31
Tätowirung 146, 222
Taubstumme 48
Taveta, Bewohnerzahl 14
Taveta 277
— Bedeutung von 289
Tembo, vide Palmwein.
Temperatur 6
Thierleben 8
— bei Aruscha 251
Thonschieferzone 117
Thorntonfall 205
Tindi 201
Tod in Arabien 254
— bei Swahili 49
— Sitten beim — in Bondëi . . 134
— in Pare 238
— bei Wadigo 152
Tongoni 106

Seite

Tonguë 110, 120, 163
Tonguëdörfer 124
Töpferei an der Küste 39
— in Wanga 72
Träger für Karawanen 108
Trinkwasser an der Küste 20
Tulii 176
Tununtu 163
Tusso 208
Tschaua, Kwa- 163
Tschogwe 110, 115
Tschomme 207
Tschongoliani 86
Tschumbageni 23, 92

Uanga 105
Ubiri 167
Ugali (Mehlbrei) 37
Ugueno 216
Uguenogebirge, vide Pare, Nord-.
Ukumbine 107, 120
Ulenge-Insel 85
Umba-Dorf 124
— Fluss 4, 118, 258
— Mission 158
— Mündung 70, 71, 74
— Nyika 257
— Quelle des 179
Unguu . . . . 2, 268 ff.
Universitätsmission, vide Mission.
Usambara . . . . 2, 162 ff.
— Bahn . . . . 302 ff.
— Bewohnerzahl 13
— Geschichte von — 186
— politische Lage in — 195
— Producte 289
— Wapare in — 217
Usangi . . . . 214 ff.
Usegua . . . . 2, 264 ff.
— Bewohnerzahl 13
— Producte 289
Uss, Mwalim 78
Utupa, Pflanze 125

Vegetation an der Küste 19
— in Digo 117
— im Waldgebiet 168

Seite

Vegetation im Luengerathal 170
— in Pare 200
— im Walde von Pare 206
— in Usegua 268
Vegetationsgebiete 7
Verbrechen in Bondëi 138
— in Pare 244
Victoriasee 309
Viehseuche (Anmerkung) 251
Viehzucht 293, 295, 297
— der Wabondëi 126
— der Wadigo 148
— in Kwambugu 185
— in Pare 226
— in Usegua 272
Vieru 86
Vikombe, Weg nach — 179
Völker, Vertheilung der — 8
Volksdichtigkeit 12
Vorland . . . . 116 ff.
— Bewohnerzahl 12

Waaren, gangbare 284
Waboma 27
— Fürstenbegräbniss der . . . 82
Wabondëi . . . . 9, 121 ff.
Wadigo . . . . . . 10, 107, 144 ff.
— in Bondëi 121
Wadimuamba (Anmerkung) 123
Waffen der Wapare 233
— der Ndorobbo 263
— der Wasegua 277
Wagueno 215
Wagunya 24, 103
Wahiao 107
Wajomba (Schirazi) 23
Wakamba . . 10, 98, 165, 171, 180, 205
Wakilindi . . . . 186 ff.
— Abstammung der 26
Wakuafi . . . . . 11, 176, 182, 276 ff.
— bei Taveta 255
Wald in Pare 206
Wälder 7
Waldgebirge 165, 166
Wambugu . . 11, 167, 182 ff., 216, 218
— in Handëi 184
— in Nord-Pare 216, 184

Seite

Wanderungen der Küstenstämme . . 26
Wandorobbo vide Ndorobbo.
Wanga 71
— Mtangata, vide Uanga.
Wanyika 144
Wapare . . . . 10, 176, 217 ff.
Warori, vide Wasango.
Waruvu 265
Wasango 114
Waschambaa . . . . 9, 180 f.
— in Bondëi 11
Waschensi für Wabondëi 12
Wasegua . . . . 9, 269 ff.
— in Bondëi 121
— Colonien 270
Wasimba 26
Wassegeju . . . . . . 10, 25 ff., 165
Wasserleitung in Tanga 102
Wassin, Bewohner von 24
Wataïta 10, 165, 171
Watumbatu 25, 109
Weidegebiete 7
Weideland in Mittel-Pare 213
Weruweru 249
Wild 291
Winde, vide Klima.
Wissmann v.. 112
Witwe in Bondëi 135
Woodward, Rev. Mr . . 122, 130, 156
Wudeh 207
Wuga 173
Wugire 173
Wuruni 174

Yambe-Insel 103, 124
Yëuisee 108
Yipesee 24
— Sumpf 24
Yorke, Rev. 128, 13

Zahnen, Gebräuche beim — in Bondëi 131
— — au der Küste 43
— — in Pare 237
Zähne, Tracht der — in Pare . . . 222
— — der Wabondëi 124
Zahnpflege der Küstenleute 29
Zauberdoctor 57, 59

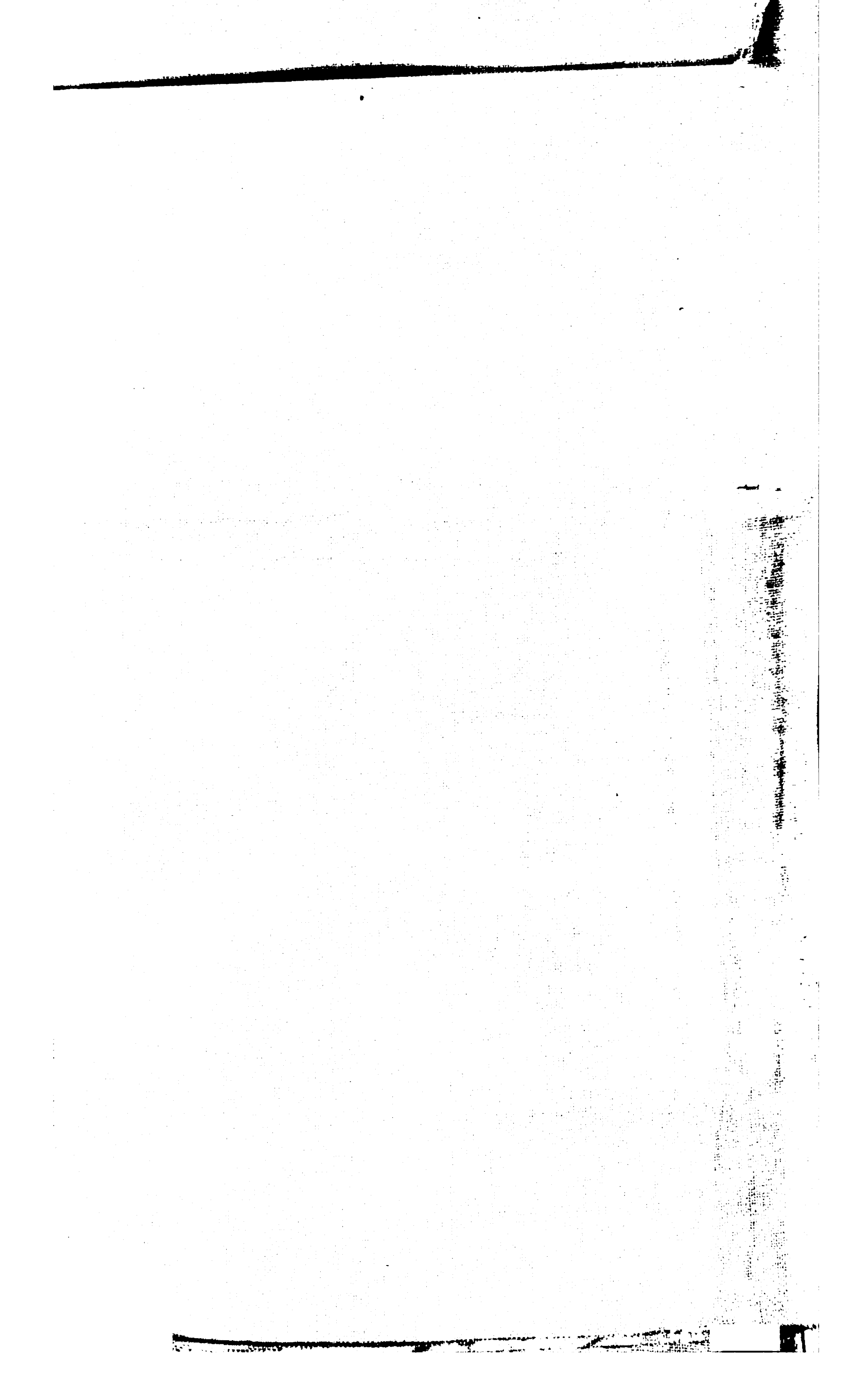
	Seite		Seite
Zauberdoctor in Bondëi	139, 142, 143	Zirihiri	152
Zelewski, v.	111	Zumbe, vide Häuptling.	

Druckfehler.

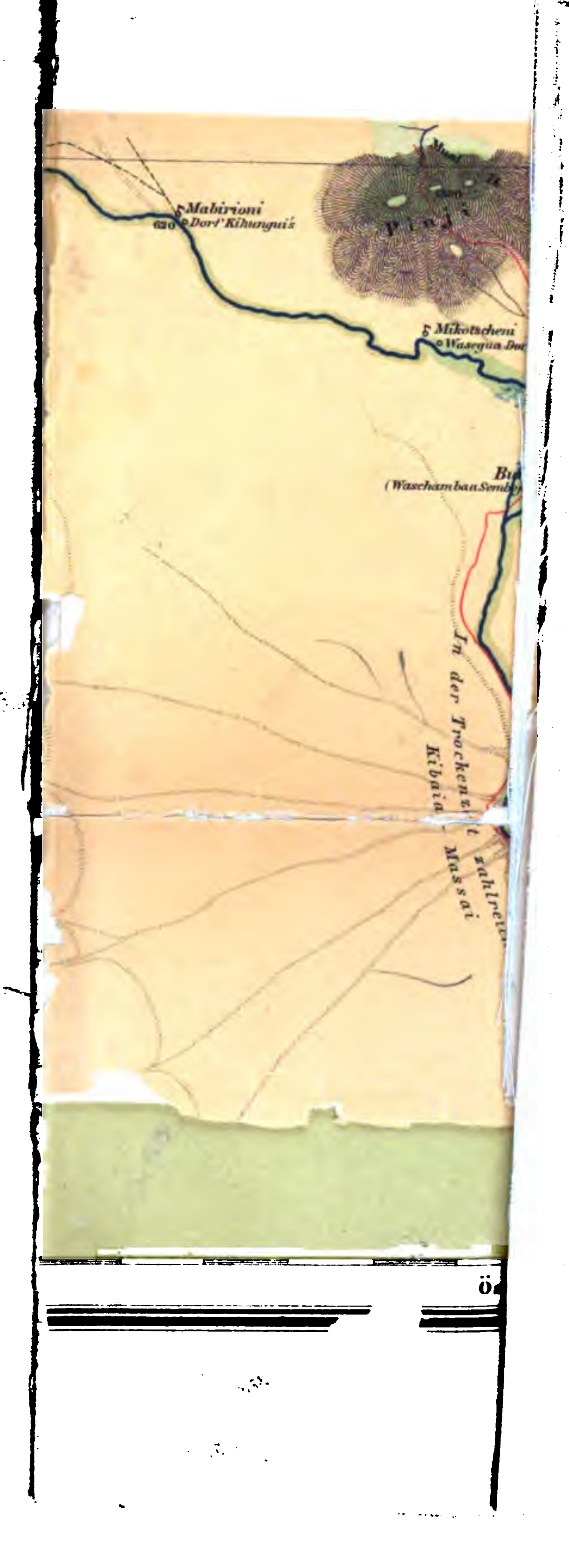
Seite 9: mehrmals statt „Wassegua" lies: „Wasegua".
„ 91, Zeile 18 von oben: statt „Frankenberg" lies: „v. Frankenberg".
„ 91 „ 18 „ „ „ „Klentze" lies: „Klenze".

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.








Mabirioni
620
Dorf Kihungui's
Mikotscheni
(Waschamban Semb
Kibaia
Massai



